Die Satten und die Hungrigen

Leopold Sacher-Masoch (Ritter von)

Die Satten und die Hungrigen.

Erster Band.

Gegründet 1850.

Die Satten und die Hungrigen.

Roman

von

Leopold von Sacher-Masoch.

Erster Band.

Jena,
Hermann Costenoble
1894.

I.

Er wird in seinem Grabe liegen, wir müssen stärker pochen."

Der Mann, der diese Worte sprach, stand mit zwei dicht verschleierten Damen vor dem hölzernen Thor des einsamen russischen Bauernhofes, und zwar mit ausgebreiteten Beinen, nach hinten auf seinen Stock gestützt wie ein Triangulierungszeichen. Die größere der beiden Verschleierten, Milada Dominitsch, hob einen Stein auf und klopfte mit demselben heftig an das Thor. Wieder blieb alles still.

„Pochen Sie doch, Frank."

Frank, ein kleiner, runder Mann mit einem breiten Gesicht, einer kupferigen Nase und kleinen, hellen, gemütlichen Augen, strich sich das hellblonde Haar aus der Stirn, setzte die Mütze wieder auf

und rief dann mit seiner schmetternden Stimme: „Anaklet! Anaklet!“

„Es ist offenbar niemand da,“ sagte Milada, deren dicke, blonde Flechten bis auf den Rücken herabfielen.

„Doch, doch,“ erwiderte Frank, „aber Anaklet gehört zu der Sekte, die sich „das Nest der frommen Leute“ nennt. Ich wette, er ist daheim, aber er liegt in seinem Grabe und spricht eben mit einem Engel oder Heiligen.“

Die kleinere seiner Begleiterinnen, Katinka Basikow, schlug jetzt den Schleier zurück. Es war ein hübes, mittelgroßes Mädchen, eine volle Figur, blond, mit einem trotzigen Stumpfnäschen und lustigen blauen Augen.

„Was ist das für eine neue Sekte?“ fragte sie, „von dieser habe ich nichts gehört.“

„Wer kann auch alle Sekten kennen, die in unserem heiligen Rußland entstehen und wieder vergehen,“ versetzte Frank, dessen Name und Aeußeres die deutsche Abkunft deutlich genug verrieten. Er schlug jetzt mit dem Stock an das Thor und endlich ließ sich das Gebell eines Hundes vernehmen. In-

des war Milada Dominitsch um das Haus herumgegangen und hatte eine Stelle im Zaun entdeckt, wo sie durchschlüpfen konnte. So war sie in den Garten getreten, und jetzt kam ihr ein großer, zottiger Hund entgegen, der vor ihr stehen blieb und, die Zähne fletschend, ein unheimliches Knurren hören ließ. Doch Milada ging mutig auf ihn zu und streckte die weiße Hand aus, um seinen Kopf zu streicheln, worauf sich das Tier noch immer knurrend zurückzog. Sie entdeckte jetzt in einem Gebüsch ein Brett, das oben mit einem großen Luftloch versehen war, und da der Hund dasselbe umkreiste, so nahm sie an, daß dies das Grab sei, in dem Anaklet sich lebendig begraben hatte. Sie pochte also mit ihrem kleinen Fuß kräftig auf das Brett und rief den Namen des seltsamen Heiligen.

„Wer ist da?“ fragte eine Stimme aus der Tiefe.

„Genossen sind es,“ erwiderte sie, „von der Tajnaja Druschina.“

„Ich komme, ich komme schon,“ antwortete die Stimme aus dem Grabe.

Es währte nicht lange, so wurde das Brett

zurückgeschoben, und aus der Tiefe der Erde stieg ein alter Mann hervor, mit den Augen, die das Tageslicht beleidigte, blinzelnd, eine verschrumpfte und verfallene Gestalt, eine Mumie, die jeden Augenblick zu zerfallen droht, ein Gesicht voll Runzeln, wie ein beschriebenes Pergament, von weißem Haar und Bart umrahmt.

Er hielt die Hand vor die Augen und sah Milada erstaunt an, streckte ihr die magere Hand hin, ging dann langsam zu dem Thor und öffnete dasselbe. Frank und Katinka traten ein, und alle drei begaben sich, von Anaklet geführt, in das Haus, wo sie sich um den schlichten hölzernen Tisch herum niederließen, während der Alte den Samovar aufsetzte und den Thee zu bereiten begann.

„Es kommen wohl noch andre?" fragte er dazwischen.

„Ja, wir erwarten noch Bojan Gronostoy und Heron Bulitschew."

„So, so," sprach der Alte.

„Sagt mir," begann jetzt Katinka, welche neugierig war, mehr von Anaklets Sekte zu erfahren, „was ist das mit dem Nest der frommen Leute?"

„Was das ist?“ entgegnete Anaklet, „das ist eine neue Lehre. Es ist ein Apostel erschienen, dem eine Offenbarung geworden ist und der uns Andren den Weg des Heils weist. Das Reich des Antichristen ist nahe, deshalb ist es nötig aus der Welt zu gehen, allein zu leben ohne Weib und Kind. Um uns im Leben schon mit Gott zu vereinen, graben wir uns ein Grab in unsrem Garten, das mit einem Brett zugedeckt wird, und während der Hund das Haus bewacht, steigen wir hinab in die Erde, aus der wir alle entstanden sind, und hier liegen wir und fasten und beten, und wenn unsre Buße Gott Genüge gethan hat, dann sendet er seine Boten, seine Heiligen, die uns belehren und uns seinen Willen kund geben.“

Während der Alte sprach, sah er immerfort Milada an. Dann, als er alle mit Thee bedient hatte, setzte er sich neben Frank, klopfte ihm vertraulich auf die Schulter und sprach: „Also, die Tajnaja Druschina ist noch nicht tot?“

„Nein.“

„Gottlob!“ fuhr der Alte fort, „also ist Hoffnung vorhanden, daß dieses Reich der Sünde bald enden wird.“

„Ja," erwiderte Frank.

Wieder hatte Anaklet die geisterhaften Augen auf Milada geheftet. „Da habt Ihr aber ein schönes Mädchen," sagte er endlich, „ein wahrer Engel ist sie, muß ich Euch sagen."

Milada lächelte und ging hinaus. Sie hatte Mühe, dem Alten nicht ins Gesicht zu lachen. Sie war an derlei Komplimente nicht gewöhnt. Und doch war sie wirklich schön mit ihrer Gestalt vom feinsten Ebenmaß, ihren großen, blühenden Formen, den weichen Linien und den frischen Farben ihres Gesichts, dem sanften Mund, den milden blauen Augen und dem herrlichen Goldrahmen ihres reichen üppigen Haares. Sie stand jetzt am Zaun und blickte hinaus in die Steppe.

So weit sie ihre Augen schweifen ließ, sah sie nichts als die blühende Wildnis. In weiter Ferne blitzte etwas auf, wahrscheinlich das Kreuz einer Dorfkirche, sonst war nichts zu sehen als Gras und Himmel und Licht. Obwohl es bereits Herbst war, stand das Gras doch noch voll Blumen in allen Farben, hier wie frisch gefallener Schnee, dort wie rote Glut oder gelber Schwefel, und darüber war

es wie ein zweiter schwebender Garten von tausenden von Schmetterlingen und Libellen. Ein schwerer Duft schwebte in der schwülen, trockenen Luft. Man fühlte sich berauscht von ihm. Da und dort stiegen Trappen aus dem Grase empor, mit schwerem Flügelschlag flogen Störche auf, während Geier ihre Kreise hoch in den Lüften zogen. Die Sonne warf goldene Fluten über Erde und Himmel und die Steppe erglühte unter denselben in einem grünen Smaragdfeuer. Am Horizont zuckte von Zeit zu Zeit eine Art Wetterleuchten auf.

Man fühlte sich einsam hier wie mitten im stillen Ozean, und doch hat die Steppe ihre Sprache, nur daß sie an diesem heißen Tage nicht laut wurde, sondern nur flüsterte und murmelte.

Dieses Grenzenlose, Unfaßbare war unheimlich, aber zu gleicher Zeit erhaben.

Hier war Freiheit!

Während Milada träumend da stand, war ein junger Mann zu Pferde herangekommen. Er stieg ab, band das Tier an den Zaun an einer Stelle, wo schon das Fuhrwerk stand, das Frank und die beiden Mädchen hierher gebracht hatte und ging dann

rasch auf das blonde schöne Mädchen zu. Es war Heron Bulitschew. Milada lächelte, als sie seiner ansichtig wurde, und reichte ihm jetzt die schöne Hand mit den kleinen Grübchen, die so rosig und so warm war.

Heron war ein hübscher, junger Mann mit einer hohen, schlanken, ebenmäßigen Gestalt und einem feinen edlen Kopf, der von braunem, ein wenig gelockten Haar umgeben war. Seine braunen Augen hatten einen zärtlichen, liebevollen Ausdruck, sein Benehmen etwas Freies und Nobles. Seine Stimme klang sympathisch. Es war eine von jenen, die sich leicht in ein Frauenherz einschmeicheln.

„Sind die Andren schon da?“ fragte er.

„Nicht alle,“ erwiderte Milada.

Heron sah sie an und legte lächelnd den Arm um sie. „Du bist zum ersten Male hier?“

Milada nickte.

Heron lächelte wieder, neigte den Kopf, blickte sie von unten herauf schelmisch an und küßte sie dann auf den roten Mund. „Hast du mich noch lieb?“ fragte er.

„Gewiß,“ gab sie zur Antwort, „warum sollte ich nicht?“

Während sie sich am Zaum unterhielten, kam endlich auch Bojan Gronostoy in Begleitung eines Bauern, der ihn in seinem leichten Wagen vor Anaklets Hof führte und hier absetzte.

Bojan, ein mittelgroßer, kräftiger Mann von dreißig Jahren, mit einem Stiernacken, krausem, rotblonden Haar und hellbraunen, kalten, energischen Augen, reichte Heron und Milada die Hand und wies dann auf seinen Führer, welcher abgestiegen war und furchtlos herantrat. „Es ist Platon Sassar," sprach er, „ein Landmann, der auch zu den Unsren gehört."

Dieser Platon war ein schöner Mann, der Typus eines ächten russischen Bauern, mittelgroß mit prächtigem blonden Bart und schalkhaften Augen.

„Nun sind wir wohl alle beisammen?" fragte er Bojan, und als Milada es bejahte, traten sie alle zusammen in Anaklets Stube.

Nach einer kurzen Begrüßung nahm Frank das Wort.

„Ich habe Euch berufen, meine Freunde, um Euch zu warnen, um mit Eurem Beistand die andren Genossen zu benachrichtigen. Die höchste Vorsicht ist

nötig. Mehrere unsrer Brüder, die aus England kamen, sind an der Grenze verhaftet worden. Es ist kein Zweifel, daß sich ein Verräter unter uns befindet. Hat jemand von den Anwesenden einen Verdacht?"

Alle zuckten die Achseln und schüttelten den Kopf.

„Ich habe keinen bestimmten Anhaltspunkt," fuhr Frank fort, „aber es gibt Einen, an dem ich unter Umständen zweifeln könnte. Um sicher zu gehen, habe ich heute nur Jene eingeladen, von deren Treue ich vollständig überzeugt bin."

„Vielleicht könnte ich etwas in der Sache thun," nahm jetzt Milada das Wort. „Außer Heron ist es wohl niemand bekannt, daß ich eine Verwandte des Gouverneurs Zacharin bin. Es kommt vor, daß auch arme Mädchen hohe Verwandte haben. Vor kurzem bekam ich einen Antrag von dem Gouverneur, dessen Frau seit längerer Zeit leidend ist, die Leitung seines Haushalts zu übernehmen. Ich habe mich bis jetzt nicht dazu entschließen können, aber —"

„Selbstverständlich müssen Sie annehmen, Milada Petrowna, Sie könnten in dieser Stellung der Tajnaja Druschina große Dienste leisten."

„Und vor allem den schändlichen Verräter entlarven,“ rief Katinka.

„Sie meinen also wirklich?“ fragte Milada.

„Gewiß, gewiß,“ stimmten alle bei.

Milada erhob sich und trat mit Heron an das Fenster. „Und Du?“ fragte sie, „was sagst Du?“

„Daß Du annehmen sollst.“

„Denkst Du nicht an die Versuchungen, denen ich dort ausgesetzt sein werde?“

„Du nicht,“ erwiderte Heron lächelnd, „Du bist stark, stärker als wir alle.“

Frank, der erriet, um was es sich handelte, rief herüber: „Auch hat Zacharin ja die schöne Odowalski zur Freundin.“

„Dieser Odowalski,“ sprach Katinka, „gehört auch zu jenen Blutsaugern, die das russische Volk zu Grunde richten, und seine Frau ist es, die das Gouvernement regiert. Ihr ist alles erlaubt.“

„Ich muß sie in Schutz nehmen,“ mischte sich Bojan ein, „sie ist nicht so böse als es den Anschein hat, ich kenne sie näher.“

„Sind sie denn blind, Bojan Nikoforowitsch?“ rief Frank.

„Es hieße einer Henne ein Straußenei unterlegen," bemerkte Heron lächelnd, „wenn man von ihm verlangen würde, daß er in dieser Sache klar sieht. Er hat Amors Binde vor den Augen."

Bojan zuckte die Achseln. „Ich bin Lazarina Odowalski Dank schuldig, das ist alles," bemerkte er.

„Habt Ihr noch reichlich Brot?" fragte Frank, indem er aufstand.

„So, so," erwiderte Anaklet, „aber das Brot wird rar."

„Ist es also wahr, daß uns die Hungersnot droht?" rief Heron.

„Ja, Bruder," sagte der Alte, „wir haben bereits sozusagen an Allem Mangel.

„Noch eine Mißernte, und die Hungersnot ist da."

„Dann kommt unsre Zeit," sprach Frank, „dann ist es an der Tajnaja Druschina, zu handeln."

„Ja, wenn sie nichts mehr zu essen haben werden," sprach Anaklet, indem er mit dem Kopfe nickte, „dann werden auch die Bauern sich endlich rühren, sich aus dem Pfuhl der Lüge und Sünde erheben."

„Also nochmals," sagte Frank, „ehe wir uns trennen: Rasch alle Genossen gewarnt und Vorsicht

in allem. Und ein Jeder bemühe sich, in seinem Kreise den Verräter zu entdecken, und wenn er ihn entdeckt, ist es seine Pflicht, uns sofort zu versammeln, damit wir über den Elenden Gericht halten und ihn die gerechte Strafe ereilt."

Sie reichten sich die Hände und verließen zusammen das Haus Anaklets, um sich sodann nach den verschiedenen Weltgegenden hin zu zerstreuen.

II.

Mitten auf dem Marktplatz der russischen Gouvernementsstadt lag ein kleines Palais, an dessen Fenstern noch um elf Uhr vormittags teilweise die grünen Vorhänge niedergelassen waren. Hier lag in einem mit seltenem Luxus eingerichteten Schlafgemach unter dem dunklen Himmel eines großen französischen Bettes ein Weib wie aus kaltem Marmor schlummernd da. Jetzt regte sie sich, belebte sich und richtete sich auf. Ein beseeltes Götterbild, in dessen blauen Adern warmes Blut pulsiert.

Ein Druck auf den elfenbeinernen Knopf, ein Glockenton und schon trat die Kammerfrau dienstfertig und geräuschlos herein und zog die Vorhänge auf. Die Herrin erhob sich, indem sie die weißen,

schimmernden Felle zurückschlug, im Triumph ihrer Schönheit die Anbetung einer Welt herausfordernd.

Knieend zog ihr die Kammerfrau die Strümpfe und die goldgestickten Pantoffeln an, die mit weichem Pelz gefüttert waren. Die Unglückliche hatte vergessen, vorerst ihre Hände zu wärmen.

„Wie kannst Du mich mit diesen kalten Fingern berühren?“ rief die schöne Frau erboßt und gab der Knieenden einen Fußtritt. Dann trat sie auf den Teppich und hüllte sich in den Schlafrock, den ihr die Kammerfrau reichte. Langsam sich dehnend, trat sie vor den Spiegel und betrachtete sich aufmerksam.

Ja, sie war noch immer schön, diese Lazarina Odowalski, welche so viel geliebt und so viel gehaßt wurde.

Sie ging jetzt, ohne sich zu beeilen, in ihr Toilettenzimmer, von der Kammerfrau gefolgt, welche aus dampfenden Krügen Reiswasser und irgend ein Geheimmittel des Orients in die große Waschschüssel goß, denn Lazarina war die Tochter eines tscherkessischen Fürsten. Ihr Großvater war noch Muselmann gewesen, und so wurde in ihrer Familie manches Geheimnis des Morgenlandes bewahrt.

Sie wusch sich das Gesicht, auf dem noch die Milch vom vorigen Abend klebte, mit einem goldigen Schwamm ab, nahm dann das Handtuch, das die Kammerfrau hielt, und trocknete sich damit ab. Jetzt goß die Dienerin rasch aus einem kostbaren Flakon Rosenwasser über die Hände der Herrin, und diese badete nochmals ihr Gesicht in dem köstlichen Duft. Dann bestrich sie es mit einer Pasta, welche ihr für einige Augenblicke das kalte weiße Gesicht einer Statue verlieh, aus dem nur ihre schwarzen Augen dunkel und lebendig hervorblickten. Nachdem die Kammerfrau ihr rasch das weiche Haar geflochten und sie sich die Zähne mit einer kleinen Bürste gereinigt hatte, ging Lazarina Odowalska langsam und träge in das Badezimmer. Hier schäumte bereits in der Marmorwanne ein Wasser, weiß wie Opal. Es war das sogenannte Odaliskenwasser, das ihm diese Farbe verliehen hatte.

Im Bade frottierte die Kammerfrau sie mit einer neuen Pasta, und als die schöne Frau wieder auf den Teppich heraustrat, duftete sie gleich einer vollen blühenden Rose.

Nun kam die Douche. Es war jedesmal ein

entsetzlicher Moment für die verwöhnte empfindliche Lebefrau. Sie hatte die Empfindung, in die chinesische Hölle versetzt zu sein, auf einem Eisfeld von Dämonen mit Geiseln aus Eis gepeitscht zu werden. Doch bald fühlte sie sich wohl, und nachdem die Kammerfrau sie getrocknet und frottiert hatte, schlüpfte sie behaglich in den Schlafpelz von gelber Seide, der mit Hermelin besetzt und gefüttert war, und streckte sich auf dem Ruhebett aus, in dieser holden Wärme zu schwelgen. Es war, wie wenn tausend kleine, lüsterne Zungen ihren rosigen Leib küssen würden, es kitzelte sie, es regte sie auf.

Noch ein träges Dehnen der schönen Glieder, dann erhob sich Lazarina und ließ sich ankleiden.

Eine schlanke Brünette mit schönen, frischen Farben, war sie ein Weib von jener Schönheit, die etwas Teuflisches an sich hat. Ihr dunkler Kopf hob sich köstlich von der gelben Seide und dem Hermelin des Schlafpelzes ab, als sie jetzt vor dem Spiegel saß und sich frisieren ließ. Zum zweiten Male versündigte sich die Kammerfrau. Sie riß sie ein wenig beim Haar, und schon strafte sie die Hand der Herrin mit einem energischen Schlag auf die

Wange. Endlich war auch dieser Teil der Toilette vorüber.

Lazarine trat an das Fenster und blickte hinaus. Es war ein trüber, häßlicher Tag. Ein einförmiger Regen, grau und schwer wie fließendes Blei, fiel unausgesetzt vom Himmel zur Erde nieder. Die Stadt zeigte sich hinter diesem feuchten Vorhang wie ein Bild, dessen Glas verstaubt ist. An den Bäumen der Promenade hingen zerrissene Nebel und wälzten sich über die Dächer und um die Kuppeln und Türme. An den Zweigen hingen helle Tropfen wie Glasperlen. Der Himmel war grau, und in der Ferne stieg eine farblose Masse aufwärts wie ein unförmiger Cyklopenbau.

Die Kammerfrau hatte indes das Frühstück auf den Tisch gestellt. Ein silbernes Brett, auf dem sich eine silberne Tasse befand, eine Kanne von demselben Metall, gefüllt mit dampfender Milch und eine Flasche Sherry. Lazarine mischte die Milch mit dem Wein und füllte dann ihre Tasse damit, aus der sie langsam zu schlürfen begann. Es war eine Art Medizin ihrer Schönheit, die sie da genoß, ein Mittel, ihre Haut weich und ihren Teint weiß zu

erhalten. Da es regnete, sprach sie die Absicht aus, in der Manège zu reiten. Es war wieder nur die Rücksicht auf ihre Schönheit, welche ihr täglich diese kräftige Bewegung zur heiligen Pflicht machte. Zögernd meldete die Kammerfrau, daß ihr Lieblingspferd von einem andren geschlagen worden sei und für einige Zeit geschont werden müßte.

Lazarine richtete den schönen Kopf auf und fragte mit blitzenden Augen, wer die Wache im Stall gehabt habe. Man nannte ihr den Knecht. „Gut," sagte sie, „man soll ihn zur Strafe im Stall an die Säule binden und volle vierundzwanzig Stunden stehen lassen." Der Befehl wurde auf der Stelle vollzogen.

Endlich hatte Lazarine den Rest ihrer Milch geschlürft und trat jetzt hinaus in das große Empfangszimmer, in dem sie mittags förmlich Audienz erteilte. Im Vorzimmer harrten bereits zahlreiche Bittsteller, Beamte, Gutsbesitzer, Kaufleute, Bauern und Juden. Sie trat ein, den Kopf hoch erhoben, und wirklich, diese Frau hatte Anlagen zur Regentin. Eine große Kraft des Geistes und des Willens sprach in diesem Augenblick aus ihren

dunklen Augen. Sie nahm die Bittschriften entgegen, hörte die Klagen an und erledigte alle möglichst rasch. Erst als der Troß der geringeren Leute abgefertigt war, fanden sich die vornehmen Bittsteller ein.

Da war zuerst der Polizeimeister. Er sprach von der Güte, welche ihm Frau Odowalska stets erwiesen habe und spielte auf ihren Einfluß bei Hofe an. Schüchtern wie ein Mädchen, brachte er sein Anliegen vor. Seine heiße Sehnsucht galt einem Orden. Und er war überglücklich, als Frau Odowalska ihm denselben mit einem liebenswürdigen Lächeln versprach. Der Nächste, der in den Salon trat, war der Graf Maronzoff. Er ging rasch auf die schöne Frau zu, küßte ihr wiederholt die Hand, rollte sich einen Lehnstuhl zu dem Sopha hin, auf dem sie saß, und begann ihr dann leise, ganz leise eine fatale Geschichte zu erzählen, eine dumme Geschichte, die ihm mit einem Mädchen, der Tochter eines Handwerkers, passiert war.

Es war himmelschreiend, von einer solchen Geschichte Aufhebens zu machen, und doch war er nicht sicher, er, der Graf Maronzoff, am Ende noch vor

Gericht geschleppt zu werden. Er atmete förmlich auf, als Lazarine ihm ihre Vermittelung bei dem Gouverneur zusagte und zur Bekräftigung ihre weiße kalte Hand in die seine legte.

Ihm auf dem Fuße folgte der Gutsbesitzer Bischkin. Dieser kam, um Gnade zu flehen, denn Frau Odowalski hatte ihm zur Strafe für irgend ein Vergehen, das er ihr gegenüber begangen hatte, durch ihren mächtigen Einfluß bei dem Gouverneur die Lieferungen für das Gefängnis entzogen. Als sie seiner ansichtig wurde, flackerte in ihren Augen ein drohendes Feuer auf. Vergebens wand sich Bischkin wie ein Wurm zu ihren Füßen, sie blieb kalt und hart und fertigte ihn kurz ab.

Zuletzt kam die Äbtissin Bogumila in Begleitung einer jungen Nonne.

Lazarine ging ihr rasch und zuvorkommend entgegen, denn sie war klug, und sie wußte, daß diese Frau im weißen Habit eine Macht war. Sie geleitete sie zu dem Sopha und räumte ihr den Platz zu ihrer Rechten ein, während sie die junge Nonne mit einer anmutigen Handbewegung einlud, auf einem der Fauteuils Platz zu nehmen.

Die Äbtissin Bogumila war eine große, majestätische Figur mit einem fesselnden Kopf, in dem die schönen, klugen, grauen Augen, die etwas tief lagen, ganz besonders auffielen. Ihre Begleiterin, die Nonne Elena, eine schlanke Mädchengestalt mit einem lieblichen Gesicht, richtete ein paar verwunderte, braune Augen auf Lazarine und ihre reiche Toilette.

Die Äbtissin begann zögernd und vorsichtig von den Unannehmlichkeiten zu sprechen, welche ihr infolge einer Denunziation von seiten der Gerichte bereitet wurden. Sie hatte eine ihrer Nonnen bestraft und zwei Sektierer im Kloster, welche hier Buße thun sollten, und man hatte sie wegen unmenschlicher Behandlung derselben verklagt.

„Ich kenne das," sprach Frau Odowalski, „das sind diese liberalen Ideen, die sich jetzt überall geltend machen, dann die Journale, die sich in alles mischen, aber gottlob reicht der Einfluß dieser Weltverbesserer nicht über Moskau und Petersburg hinaus. Bei uns wenigstens sind sie noch machtlos. Überlassen Sie nur alles mir, hochwürdige Mutter, und kehren Sie beruhigt nach Hause zurück."

Nachdem die Äbtissin sie verlassen hatte, erschien

der Gouverneur Zacharin, ein hoher, schlanker Mann sehr vornehm, mit einem hübschen Gesicht, das gut gefärbt, weich und etwas müde war. Er hatte dunkles Haar, dunkle, etwas sinnliche Augen unter herabhängenden Augenlidern, einen vollen, gemeinen Mund, der sich wohlweislich unter seinem schönen weichen Bart versteckte, maßvolle Bewegungen und eine helle, angenehme Stimme.

Zacharin sprach nie laut, was ebenso gut ein Zeichen seiner guten Erziehung wie der Selbstbeherrschung war, die er sich angeeignet hatte. Er saß jetzt neben Lazarine, welche ihn in ihr Boudoir geführt hatte, auf der mit einem Eisbärenfell bedeckten Ottomane, und während sie ihm das feingeschnittene Oval ihres frischgefärbten Gesichts zuwendete, übergab sie ihm die verschiedenen Bittschriften, indem sie jede derselben mit den nötigen Bemerkungen begleitete. Der Gouverneur, welcher vollständig unter dem Einfluß dieses schönen und klugen Weibes stand, machte sich sofort die nötigen Notizen und begnügte sich jedesmal zu nicken, wenn Lazarine ihre Meinung aussprach.

Alles ging nach Wunsch. Der Gouverneur ver-

sprach den Polizeimeister für den ersehnten Orden warm zu empfehlen und die dunklen Geschichten, in welche Graf Maronzoff und die Äbtissin verwickelt waren, kurzer Hand abzumachen und niederzuschlagen.

Am Schlusse fragte Zacharin so nebenbei: „Was soll mit Salinski geschehen?“

„Salinski!“ murmelte Lazarine. Sie that, als ob sie sich seiner nicht entsinnen könne. Und doch fieberte in diesem Augenblick in ihr die dämonische Lust, an ihm Rache zu nehmen. „Ja richtig, der Nihilist!“

Sie hatte nämlich diesen jungen Arzt, der sie beleidigt hatte, als Verschwörer denunziert, und er befand sich bereits seit einigen Wochen im Gefängnis.

„Hat man ihm irgend etwas beweisen können?“ fragte sie lauernd.

„Nein, soviel ich weiß,“ erwiderte Zacharin, die Achseln zuckend.

„Schließlich — was liegt daran, senden wir ihn einfach nach Sibirien, und die Sache ist abgethan.“

Zacharin nickte zustimmend. Und dann durfte er endlich den Arm um die schlanke Taille des schönen Weibes legen, sie an sich ziehen und ihren

weißen Hals, ihre kleinen rosigen Ohren, ihre Stirne, ihren Mund mit Küssen bedecken. Einige Zeit duldete Lazarine geduldig dieses süße Liebesspiel. Dann aber machte sie sich energisch los. „Ich habe jetzt keine Zeit für Dich," rief sie lächelnd. „Du kannst nachmittags kommen, wenn Du willst, wenn Odowalski im Klub sein Spiel macht."

„Also auf Nachmittag!" sagte Zacharin und nahm Abschied.

Kaum war er hinausgegangen, erschien Bojan auf der Schwelle des Schlafgemachs, in das ihn die Kammerfrau indes eingelassen hatte.

„Sie hier?" rief Lazarine, welche ein wenig rot geworden war.

„Ja, ich," erwiderte Bojan, während er mit funkelnden Augen das schöne Weib verschlang. „Ich habe alles gesehen und gehört."

„Und Sie sind wieder einmal eifersüchtig?" spottete Lazarine. — „Ist das nicht lächerlich? Wissen Sie nicht, was Sie mir sind?" Ihre Augen hatten in diesem Augenblick einen verschwommenen samtnen Glanz.

„Was hilft mir das?" rief Bojan — er ging

erregt auf und ab, während Lazarine sich ruhig auf der Ottomane niedergelassen hatte und mit der Quaste ihres Schlafpelzes tändelte. „Zacharin spielt hier eine Rolle, die mich aufregt, die meine Ruhe stört."

„Vergessen Sie nicht, was ich für Sie gethan habe," entgegnete Lazarine ruhig, „habe ich Sie, den Bauernsohn ohne Mittel, als ich Ihr Talent entdeckt hatte, nicht aus der Dunkelheit hervorgezogen? Habe ich Ihnen nicht die Mittel gegeben, sich zum Künstler auszubilden, und wenn Sie heute ein gesuchter Maler sind —"

„So ist das unstreitig Ihr Verdienst, Lazarine Abdonowna, unstreitig — dafür haben Sie mich auch verheiratet, und wie!"

Lazarine lachte und zeigte ihre Zähne wie zwei Reihen Perlen in ihrem Rubinmunde. „Die Sache liegt doch so einfach, Zacharin brauche ich, und Sie liebe ich."

„Ich werde doch ein Recht haben, eifersüchtig zu sein oder etwa nicht?"

Lazarine erwiderte diesmal kein Wort. Sie lachte nur leise, legte die vollen weichen Arme um

seinen Nacken, und ihre süßenden, schwellenden Lippen saugten sich an den seinen fest. Dann trat sie zurück und befahl ihm zu gehen.

„Was haben Sie denn Dringendes zu thun, schöne Müßiggängerin?“

„Ich? Wie schlecht Sie mich kennen! Während ich zu spielen scheine —“

„Ja, ja,“ unterbrach sie Bojan, „regieren Sie das Gouvernement und, wenn es so fortgeht, eines Tages ganz Rußland.“

„Hoffentlich,“ gab Lazarine immer lächelnd zur Antwort. „Aber jetzt ist es die höchste Zeit, mich anzuziehen.“

„Zum wievielten Male?“ fragte Bojan.

„Mein Gott, erst zum zweiten.“

III.

Abends fand eine Soirée bei Odowalski statt, und Lazarine war eben mit ihrer Toilette beschäftigt, als Odowalski eintrat. Dieser große, schöne, blonde Riese, welcher viel natürlichen Verstand und eine glückliche, elastische Natur besaß, stand vollständig unter der Botmäßigkeit seiner Frau, einmal aus Schwäche und dann, weil er ziemlich ungebildet war und ihre Bildung und gute Erziehung ihm ungemein imponierte.

„Was willst Du denn?" fragte Lazarine erregt, als er sich auf einen Stuhl neben dem Spiegel setzte und sie musterte, „Du störst mich."

„Wann soll ich denn mit Dir sprechen?" antwortete Odowalski bescheiden, „den ganzen Tag bist Du mit andren Dingen beschäftigt, oder es kommen

Gäste — ich weiß wirklich nicht, wann man ein paar Worte mit einander sprechen soll und doch ist es notwendig."

„Was ist notwendig?" fragte Lazarine heftig, denn sie war mit dem Bilde, das ihr der Spiegel zurückstrahlte, nicht zufrieden. Die neue Pariser Robe schien ihr zu schwer, sie stimmte nicht recht zu ihrer schlanken Gestalt, zu ihren weichen, geschmeidigen Gliedern.

„Ich möchte — nämlich — daß Du einmal mit Zacharin sprichst, er ist ja doch vollständig Dein Sklave."

„Unsinn!"

„Ich möchte also ihm ein gemeinsames Geschäft vorschlagen. Es ist die höchste Zeit, daran zu denken. Kein Zweifel, daß wir nächstes Jahr Mangel an Getreide haben werden. Deshalb muß man spekulieren, bei Zeiten einkaufen zu verhältnismäßig billigen Preisen, um gerüstet zu sein, wenn die Not hereinbricht."

„Ich verstehe," erwiderte Lazarine, „aber kann denn Zacharin in seiner Stellung als Gouverneur?"

Odowalski zuckte die Achseln und lachte. „Was

kann man nicht bei uns in Rußland? Die Frage ist nur, ob er verstehen wird, was da zu holen ist. — Millionen, sag ich Dir, mein Täubchen, Millionen. Wenn er erst begriffen hat, wird er auch wollen."

In diesem Augenblick wendete sich Lazarine mit einer katzenartigen Bewegung gegen ihre Kammerfrau, welche zum dritten Male den Kopfputz arrangiert hatte und schlug sie zweimal ins Gesicht. „Bist Du denn heute verrückt, daß Du gar nicht begreifen willst? Willst Du eine Vogelscheuche aus mir machen?"

Die Kammerfrau stand blutrot, Thränen in den Augen, hinter ihr und zitterte am ganzen Leibe. Odowalski, dem solche Szenen unangenehm waren, legte sich ins Mittel.

„So nimm Dich zusammen," sprach er, „es ist doch wahrhaftig keine Hexerei, einen Kopf wie diesen aufzuputzen, dem alles so gut steht."

Diese Schmeichelei verfehlte ihre Wirkung nicht. Lazarine lächelte und die Kammerfrau konnte nun mit mehr Glück ihr Werk vollenden.

„Nun, wie gefalle ich Dir jetzt?" fragte Lazarine, nachdem sie einen Blick in den Spiegel geworfen hatte.

„Sehr gut," murmelte Odowalski, „übrigens ist das Kleid auch teuer genug."

Lazarine zuckte verächtlich die Achseln. Was kümmerte sie der Preis, sie wollte gefallen, erobern, sie wollte schön sein und das hatte sie wieder einmal erreicht, denn sie sah wirklich prächtig aus in dieser Robe von weißer Seide, die mit Gold gestickt und deren Vorderteil aus Brokat war. Ein goldener Gürtel umschloß die Taille. Die Schleppe in Form eines Hofkleides war gleichfalls aus weißer Seide und ebenso wie die Taille mit dunklem Zobel besetzt. Sie drehte sich langsam um, um sich von Odowalski von allen Seiten bewundern zu lassen und schritt dann hinaus in den großen Salon, in dem sich die Gäste zu versammeln begannen. Man war bei Odowalski ebenso pünktlich wie bei irgend einem hohen Beamten oder General, denn jedermann fürchtete die einflußreiche Hausfrau zu beleidigen. In kurzer Zeit waren die Salons gefüllt und war eine lebhafte Konversation entstanden. Schon war Bojan Gronostoj da, dann Graf Maronzoff mit seiner Frau, jetzt erschien der Gouverneur Zacharin und fast zugleich

mit ihm Fürst Borodinoff mit seiner Tochter, der Prinzessin Vilia Paulowna.

Fürst Borodinoff, ein kleiner, feiner Mann mit edlem Profil, leicht ergrautem Haar, gutmütigen, blauen Augen und den liebenswürdigsten Manieren, küßte Lazarine auf die Stirn. Prinzessin Vilia, welche ein mit Perlen gesticktes weißes Seidenkleid trug, mit einer Schleppe aus strohgelber, brochierter Seide, war eine schlanke Mädchengestalt mit hellbraunem Haar und großen blauen Augen. Dunkle Zöpfe lagen einer düstren Krone gleich über ihrer reinen Stirn. Sie hatte das edelste Oval und ein Profil, wie man es auf antiken Kameen sieht, ein Zug von Schwermut machte ihr Gesicht noch interessanter.

Lazarine begrüßte die Prinzessin mit besonderer Zuvorkommenheit, welche nicht nur ihrer Stellung galt, sondern zugleich eine Folge der lebhaften Sympathie war, welche Frau Odowalski für die reine, keusche Natur derselben empfand.

Jetzt trat Ruhe ein, denn der Hausherr führte Fräulein Nestoska zum Piano und diese, welche in Leipzig und Paris ausgebildet war und mit einer gewissen Virtuosität spielte, gab eine neue, sehr

originelle Komposition von Rubinstein zum Besten. Sie wurde am Schluß durch lebhaften Beifall ausgezeichnet. Nach ihr produzierte sich Leutnant Ossakow. Er sang ein Lied von Schumann, und nachdem man ihm pflichtschuldigst applaudiert hatte, ein zweites von Massenet.

Während des Konzertes unterhielten sich Graf Moranzoff, Fürst Borodinoff, der Gouverneur und Odowalski im anstoßenden Salon von der drohenden Not.

„Ich verstehe nur nicht,“ sagte der Fürst, „wie man in Petersburg nur im Entferntesten an einen Krieg denken kann unter solchen Umständen. Erst hieß es, Rußland sei unfähig einen europäischen Feldzug zu führen, weil es bei seinen ungenügenden Verkehrsmitteln mit seiner Mobilisation immer erst fertig werde, wenn der Krieg vorüber sei. Man hat ein Mittel gefunden, im tiefsten Frieden mobil zu machen. Eh bien, nun haben wir eine neue, kaum geringere Schwierigkeit. Wie soll eine Armee von der imposanten Zahl von Kombattanten, wie sie die allgemeine Wehrpflicht und das neue System mit sich bringt, im Falle eines Kampfes verproviantiert werden, wenn wir heute schon besorgen müssen, daß unsre Bauern in Gefahr kommen zu verhungern.“

„Ich glaube doch, daß genügende Vorräte da sind,“ wendete Graf Moranzoff ein.

„Ueberdies könnte man ein Ausfuhrverbot erlassen,“ bemerkte der Gouverneur.

„Bis dahin,“ meinte Odowalski mit einem eigentümlichen Lächeln, „dürfte aber alle verfügbare Frucht in festen Händen sein.“

„Glauben Sie denn, daß sich Leute finden werden,“ sagte der Fürst erstaunt, „welche auf die Not des Volkes spekulieren könnten?“

„Warum nicht?“ erwiderte Odowalski, die Achseln zuckend. „Der Gott unsrer Zeit ist und bleibt das Geld. Wo Millionen zu verdienen sind, schweigen alle andren Rücksichten.“

Das Konzert war zu Ende. Nachdem die Gesellschaft eine sogenannte Zakuschka, bestehend aus Austern, Kaviar, Hummer, verschiedenen pikanten Brötchen und Likören, genommen hatte, ging man zum Souper. Der Gouverneur führte Frau Odowalski, der Hausherr die Gräfin Moranzoff.

Das Souper war glänzend. Es gab Seefische, französische Pasteten, Fasanen, frisches Gemüse, grünen Salat, frisches Obst wie in Paris und man trank

Chably, Liebfrauenmilch, Tokayer, Lacrimae Christi und zum Schluß Champagner.

Leutnant Ossakow machte Vilia angelegentlich den Hof. Sie nickte immer zu allem, was er vorbrachte, denn sie schenkte ihm nur halb Gehör und dachte an etwas ganz andres.

Während die Herrschaften oben speisten, wurden die halbgeleerten Schüsseln, sobald sie hinab kamen, unten in der Gesindestube von den Dienstleuten in Empfang genommen. Der Kutscher und der Kosak ließen es sich besonders gut schmecken. Sie sprachen auch den halbgeleerten Flaschen tapfer zu. Während die Kammerfrau, die hier unten in jeder Beziehung das Air ihrer Herrin zur Schau trug, die verschiedenen Gerichte erst mit der Lorgnette musterte, dann vorsichtig von denselben nahm und jedesmal, um so recht nobel zu erscheinen, die Hälfte auf ihrem Teller liegen ließ, warf der Koch, der immer nur trank und von den Speisen nur nebenher kostete, dem zottigen Köter, welcher vor dem Herde lag, eine Fasanenkeule zu.

Nach dem Souper, als die Herren sich zurückzogen, um rasch eine Zigarre zu rauchen und die

Damen das Toilettenzimmer aufsuchten oder in zwanglosen Gruppen plauderten, hatte Lazarine mit der Prinzessin Vilia in ihrem kleinen, reizenden Boudoir Platz genommen. Während sie verschiedene Ereignisse in der Gesellschaft besprachen, blätterte die Prinzessin in dem Album, welches auf dem kleinen Tische lag. Plötzlich schlug sie dasselbe auf und ihre blauen Augen hafteten mit einer Art Verwunderung auf dem Bilde eines Mannes, der das Hemd und den Gürtel eines russischen Bauern trug.

„Wer ist das?“ fragte Vilia, indem sie den weißen Finger auf das Bild legte.

„Oh!“ rief Lazarine, „das ist Boris Dobruskin, ein junger Mann aus guter Familie, welcher jedoch aus Tendenz unsren Kreisen und Festen fern bleibt. Nicht wahr, ein selten schöner oder noch besser gesagt, ein interessanter, ja, fascinierender Kopf.“

Die Prinzessin nickte.

„Wissen Sie, daß er ein Weiberfeind ist und überdies noch ein Original in jeder Beziehung.“

„Ich möchte ihn kennen lernen,“ sagte die Prinzessin.

„Ich wünsche es Ihnen nicht,“ erwiderte Laza-

rine, „ich glaube, die Illusion, welche Ihnen sein Bild erweckt, würde dann bald verschwinden. Boris Dobruskin soll nämlich ungemein rücksichtslos, ja geradezu grob sein.“

„Auch im Verkehr mit Damen?“ fragte die Prinzessin.

„Ja, auch da. Er schont weder Alter noch Geschlecht.“

Die Prinzessin blickte lächelnd vor sich nieder und wendete sich dann plötzlich zu Frau Odowalski. „Eigentlich,“ sprach sie, „wäre das eine Aufgabe für Sie, Lazarine Abdonowna, diesen Verächter unsres Geschlechts zu bestrafen.“

Die Prinzessin lächelte noch immer, nachdem der Violoncelloton ihrer tiefen Altstimme längst in dem Gemach verklungen war.

„Sie haben recht,“ rief Lazarine, „das ist eine sehr amüsante Idee.“

„Thun Sie es doch,“ fuhr die Prinzessin fort, indem sie Lazarine bei den Händen nahm.

„Ich bin bereit,“ sagte diese, „sobald Sie mir beistehen.“

„Wie aber können wir diesen Wilden einfangen?“

„Ich denke, es wird möglich sei, ihn einmal in Bojans Atelier zu treffen.“

„Also arrangieren Sie das,“ sagte die Prinzessin rasch. Ihr liebliches Gesicht strahlte vor Freude, während die Flügel ihrer feinen, sanft gebogenen Nase erregt flatterten.

„Natürlich maskieren wir uns,“ sagte Lazarine. „In einem Maleratelier ist jede Art Farce erlaubt.“

In diesem Augenblick kam Graf Moranzoff herein und setzte sich zu Lazarine.

Die Prinzessin neigte sich von neuem über das Bild, auf dem ihre großen, blauen, etwas träumerischen Augen lange haften blieben. Sie fragte sich, weshalb ihr dieser Kopf einen so seltsamen Eindruck mache, und sie fand keine Antwort. Als aber Lazarine ihr den Rücken kehrte, benutzte sie die Gelegenheit, zog das Bild heimlich aus dem Album und verbarg es an ihrer Brust.

In dieser Nacht hatte Prinzessin Vilia einen eigentümlichen Traum. Sie tanzte nämlich auf einer Nadelspitze, während Boris vor ihr stand und lächelte.

„Wie kann man nur so albern sein und auf einer Nadelspitze tanzen?“ sprach er. Darüber erwachte sie, und ärgerte sich wie wenn Boris sich in der That über sie lustig gemacht hätte.

IV.

Am Morgen nach einer schlechten, qualvollen Nacht saß Astinja Zacharin in ihrem Schlafgemach in einem bequemen Lehnstuhl, während ihre jüngere Tochter Blanche zu ihren Füßen auf dem Teppich spielte und die ältere, Wera, vor dem Spiegel stand und sich mit Schleifen und künstlichen Blumen, die sie irgendwo aufgestöbert hatte, aufputzte.

Astinja, eine kleine, schmächtige, nervöse Frau mit schwarzem Haar und schwarzen Augen und einem grüngelblichen Teint, kränklich und gereizt, gleichsam stets im Fieber, machte gar nicht den Eindruck, Mutter dieser beiden selten schönen Kinder zu sein, von denen die ältere, blond und rosig, weiblich volle Formen zeigte, während die kleine Blanche aus einem

Gewirr schwarzer Locken mit ihren wunderbaren dunklen Augen gleichsam stets verwundert hervorblickte.

Jetzt trat der Gouverneur herein, um seiner Frau und seinen Kindern guten Morgen zu sagen. Wie immer galant, küßte er Astinja die Hand, dann die Kinder auf den Mund und setzte sich nieder, um ein paar Augenblicke mit ihnen zu plaudern, nicht ohne vorher auf die Uhr gesehen zu haben.

„Konstantin," begann Astinja, „es ist wirklich Zeit, dieser Situation ein Ende zu machen."

„Wie das? Was willst Du?" fragte Zacharin zerstreut.

„Du wolltest eine Haushälterin nehmen oder, besser gesagt, ein anständiges Mädchen, das, so lange ich krank bin, meine Pflichten übernehmen kann. Mach doch endlich Ernst damit. Du hattest ja eine arme Verwandte in Vorschlag gebracht, was ist mit ihr?"

„Richtig, Milada Dominitsch," erwiderte Zacharin.

„Ja, diese ist's," sagte Astinja. „Ich bitte Dich also, bringe die Sache rasch in Ordnung, wenn möglich heute noch, ich kann nicht weiter zusehen, wie alles zu Grunde geht und wie die Kinder ver-

kommen. Fräulein Schnob ist ja eine vortreffliche Erzieherin, aber den beiden Mädchen fehlt die mütterliche Pflege."

„Ich verstehe," sagte Zacharin, indem er neuerdings auf die Uhr sah, „ich werde also —"

„Ich bitte Dich, Konstantin, fahre heute noch hin und bringe mir das Mädchen, versprich es mir!"

„Ja, gewiß," sagte der Gouverneur, „ich will, sobald ich den Rapport entgegen genommen habe, hinüberfahren." Damit empfahl er sich.

Wirklich ließ sich Zacharin durch seinen Wagen eine Stunde später zur Bahn bringen und fuhr mit dem nächsten Zuge in die nahe Universitätsstadt, wo Milada wohnte.

Es hatte eben zwölf Uhr von einem der Türme geschlagen, als Zacharin an ihrer Thüre klingelte. Sie öffnete selbst und der Gouverneur, der artig seinen Hut abnahm, war sofort frappiert von ihrer Erscheinung, die er an diesem Orte am wenigsten erwartet hatte. Während sie auf seinen Wink voranging, hatte er Gelegenheit, ihr blondes Haar zu bewundern, das schwer und weich bis auf den weißen blendenden Nacken hinabsank, und dann, als sie

ihm wieder ihr Gesicht zukehrte, ihre weiße samtne Haut, von der sich das frische Rot der Wangen und Lippen doppelt reizvoll abhob. Nachdem er sich vorgestellt hatte, entschuldigte sich Milada, welche mit der Schürze vor ihm stand, daß sie eben im Begriffe sei, ihr Mittagsessen zu kochen und daher nicht in der Toilette einen solchen Gast zu empfangen.

„Das thut nichts zur Sache," erwiderte Zacharin äußerst liebenswürdig und galant. „Uebrigens sind wir ja Verwandte, wie Sie wissen, und brauchen uns gegenseitig in keiner Weise zu genieren." Er bot ihr freundlich die Hand und forderte sie dann auf, unbekümmert um ihn weiter zu kochen.

„Das geht doch nicht," versetzte Milada lächelnd.

„Und warum nicht?" sagte er. „Ich kann doch nicht zugeben, daß Ihnen inzwischen Ihr ganzes Diner verbrennt? Ich setze mich zu Ihnen in die Küche und dort besprechen wir das Weitere."

Und wirklich, trotz allem Sträuben zwang er Milada in die Küche zurückzukehren und nahm hier auf einem einfachen Holzstuhl Platz, während sie fortfuhr ihre Kartoffeln zu schälen und in die Pfanne zu schneiden. „Wenn er es nicht anders haben will,"

dachte sie, „warum nicht? Mir imponieren ja diese Leute doch nicht.“ Sie gestand sich indessen, daß Zacharin ein ungemein vornehmer und zu gleicher Zeit ein auffallend hübscher, stattlicher Mann war, dessen ganzes Wesen und Benehmen einen bestechenden Eindruck machte. Und er verstand es, sich bei den Frauen einzuschmeicheln. Jedesmal, wenn Milada etwas benötigte, stand er auf und beeilte sich ihr die Gegenstände zu reichen, die sie mit einer gewissen Verlegenheit aus seinen Händen entgegennahm.

Während er seinen Antrag wiederholte, von dem leidenden Zustand seiner Frau sprach, von dem Gehalt, den er auszusetzen beabsichtigte, von den Geschenken, die mit der Stellung verbunden sein würden, beobachtete er Milada und fühlte sich mehr und mehr von ihr gefesselt. Sie war in der That eine jener Erscheinungen, welche uns die Gebilde der Dichter und Maler verkörpern. Jetzt schien sie trotz ihrer Küchenschürze die Violanta des Palma Vecchio, einige Augenblicke später Ophelia oder Desdemona.

Milada sprach ihre Bedenken offen und entschieden, wenn auch bescheiden aus. „Ich verkenne die Lage nicht, in der Sie sich befinden, Herr Gouverneur,

und ich begreife vollständig, daß Sie lieber eine Verwandte, der Sie Vertrauen schenken können, als eine Fremde im Hause haben wollen, aber gestatten Sie mir auch ein wenig selbstsüchtig zu sein."

„Natürlich," fiel ihr Zacharin in das Wort, „das versteht sich von selbst. Stellen Sie nur Ihre Bedingungen."

„Es sind nicht die Bedingungen, an denen ich etwas auszusetzen habe," fuhr Milada fort, „die ganze Stellung sagt mir nicht recht zu. Ich bin überzeugt, daß ich in Ihrem Hause nicht nur sorglos, sondern in einem Luxus leben würde, an den ich in keiner Richtung gewöhnt bin, meine Ansprüche an das Leben sind sehr gering, dagegen bin ich an Unabhängigkeit gewöhnt."

„Oh! die kleine Nihilistin!"

„Man behauptet ja," erwiderte Milada, während sie Zacharin über die Schulter weg etwas spöttisch ansah, „daß jeder anständige Mensch in Rußland Nihilist sei."

„Gewiß," rief Zacharin lächelnd, „auch ich bin es."

„Sie scherzen!" sprach Milada. „Aber bleiben wir bei der Sache. Ich liebe die Freiheit über

alles, meine persönliche Freiheit, und — ich kann nicht dienen."

„Davon ist doch gar nicht die Rede!" rief Zacharin. „Sie sollen im Gegenteil regieren, Sie sollen die Stelle meiner Frau einnehmen in jeder Beziehung, damit ist alles gesagt. Mein Haus braucht eine Herrin, meine Kinder vermissen die Mutter. Ich glaube nicht, daß so, wie die Verhältnisse liegen, Ihre Position in meinem Hause irgend etwas Verletzendes, ja nur im mindesten Unbequemes für Sie haben könnte."

„Können Sie mir auch versprechen, daß ich mich, soweit es meine Beschäftigung erlaubt, frei bewegen und über meine Zeit ohne jede Kontrolle von irgend einer Seite verfügen kann?"

„Selbstverständlich, mein Wort wird Ihnen wohl genügen."

„Ich opfere ja ohnehin, sobald ich Ihren Antrag annehme, mein Studium, denn ich besuche hier Vorlesungen an der Universität. Alles, was ich gethan habe, um mir später eine Existenz zu gründen, wird dadurch in Frage gestellt."

„Ich bitte sehr, Milada Petrowna," unterbrach

sie Zacharin, „überlassen Sie von nun an die Sorge für Ihre Zukunft mir, mir allein, und seien Sie versichert, daß dieselbe in den besten Händen ist. Also?“ — Er sah sie mit seinen dunklen Augen fast flehend an, „schlagen Sie ein.“

„Sei es denn,“ antwortete Milada, indem sie zögernd ihre weiße Hand in die seine legte, „ich will einen Versuch machen, aber ich behalte mir das Recht vor, sobald mir irgend etwas nicht zusagt, Ihr Haus sofort wieder zu verlassen.“

„Ich weiß bestimmt, Milada Petrowna, daß Sie zufrieden sein werden, und somit nehme ich auch diese Bedingung an.“

Er stand auf, und während er ihre Hand zwischen den seinen hielt, blickte er ihr lächelnd in die leuchtenden Augen. Ja wirklich, das hatte er nicht erwartet. Er suchte eine Haushälterin und er hatte ein Mädchen gefunden, das ihn in wenigen Minuten, ohne irgend welche Kunst der Toilette oder Koketterie, gefangen genommen hatte. Es webte eine ihm selbst unbewußte natürliche Magie um Milada und machte sich auch ihm gegenüber geltend.

„Ich danke Ihnen,“ sprach er endlich, „und noch

eine Bitte: „Wollen Sie sofort kommen und, wenn möglich, heute Abend schon?"

„Ich werde kommen," sagte sie.

Sie begleitete ihn bis zur Thüre. Hier sah er ihr noch einmal lächelnd ins Gesicht, und dann küßte er ihr rasch die Hand.

Milada war etwas rot geworden, als sie seine heißen Lippen auf ihrer Hand brennen fühlte. Als sich aber die Thüre hinter ihm geschlossen hatte, zuckte sie die Achseln. — „Umso besser," dachte sie.

Nicht lange, nachdem der Gouverneur sie verlassen hatte, klingelte es wieder. Diesmal war es Heron Bulitschew, der kam. Sie hatte ihn zum Mittagsessen eingeladen. Nachdem sie ihn eingelassen, kam er zu ihr in die Küche und saß jetzt auf demselben Stuhl, auf dem vorhin der Gouverneur gesessen hatte.

Es bestand zwischen diesen beiden Menschen ein ganz eigentümliches Verhältnis. Heron war früh von allen jenen modernen Ideen erfüllt, welche die geistige Gährung in der russischen Jugend zu Tage förderte. Vor allem war er ein Feind nicht nur der Ehe, sondern auch der Liebe, die ihm als eine

Art Sklaverei erschien. Keine Frau interessierte ihn bis zu dem Tage, wo er Milada das erste Mal sah. Ihr ruhiges, besonnenes, ernstes Wesen fesselte ihn vom ersten Augenblick an. Sie war so ganz anders als alle andren Mädchen, die ihm bisher begegnet waren.

Er besuchte mit ihr zusammen verschiedene Kollegien. Auch sie stand unter dem Einflusse der Theorie Darwins und der materialistischen Naturforscher. Sie glaubte nichts, sie fürchtete nichts, und da sie überzeugt war, daß diese Erde unser Leben begrenzt und abschließt, scheute sie sich auch vor keiner Verantwortung.

Einmal, als sie nach einer Vorlesung zusammen fortgingen, sprach sich Heron fast heftig gegen die Emanzipation der Frauen aus. Dieselbe zerstöre die Familie, welche schließlich doch für die Gesellschaft notwendig sei.

Milada bewies ihm ruhig, ohne sich nur im mindesten zu ereifern, das Gegenteil. Sie entwickelte ihm, wie wenig die moderne Frau, nur zum Spielzeug des Mannes und zur Genußsucht erzogen, ihren Beruf erfüllen könne, und daß nur das ernste, strebende,

wahrhaft gebildete, geistig arbeitende Weib in der Zukunft wieder die Gefährtin des modernen gebildeten Mannes werden könne, auf derselben Grundlage, wie sie es vordem war und wie sie es heute noch im Bauernstande sei.

Dieses Gespräch hatte zur Folge, daß Heron sie besuchte und fortan seine ganze freie Zeit bei ihr zubrachte. Sie lebte einfach, fast ärmlich, aber gerade in diesem schlichten Rahmen erschien sie ihm nur um so reizender. Nachdem sie erst entdeckt hatte, daß sie beide Genossen desselben Geheimbundes waren, wurde ihr Verkehr ein wahrhaft freundschaftlicher, sie liebten sich herzlich, aber sie verkehrten wie Bruder und Schwester mit einander, und Milada vor allem ließ es sich nicht träumen, daß Heron andre Wünsche haben könnte.

Jetzt saß er da und sah ihr zu, wie sie kochte, und dann half er ihr den Tisch decken und sie setzten sich zusammen und aßen.

Als das bescheidene Mahl zu Ende war, und Milada den Tisch abzuräumen begann, sah Heron sie mit seinen braunen, zärtlichen Augen liebevoll an und nickte ihr zu.

„Was hast Du?“ fragte sie.

„Ich habe Dir heute etwas Neues zu sagen.“

„Und das wäre?“

„Ich weiß es nämlich selbst erst seit heute Morgen.“

„Also?“ —

„Ich bin in Dich verliebt, Milada.“

„Welche Thorheit!“ erwiderte sie, „Du, bei Deinen Ansichten! Wie oft hast Du mir selbst gesagt, zu welchem Ende Leidenschaften dieser Art führen. Wir waren bis jetzt gute, treue Kameraden, bleiben wir es auch für alle Zukunft.“

„Das ist sehr schön gesagt, Milada, von Deiner Seite,“ fuhr Heron fort, „aber ich bin nun einmal auf dem Punkte, wo ich dieses brüderliche Verhältnis nicht länger ertragen kann. Ich liebe Dich wirklich, glaube es mir, und ich fange an durch Dich zu leiden.“

„Nun und was ist das?“ sprach sie ruhig, indem sie die Arme auf den Tisch, den schönen Kopf in die Hände stützte und sich zu ihm herüberneigte. „Willst Du Dich von einem niederen Instinkt unterjochen lassen? Nein, Heron, Du bist Mann genug, Dich zu bezwingen.“

„Ich sehe, daß Du mich mißverstehst, Milada. So ist es nicht gemeint. Mir ist es ernst, ich achte Dich, ich fühle mich in jeder Beziehung zu Dir hingezogen, ich bin überzeugt, daß ich in Dir die einzig passende Gefährtin für mein Leben gefunden habe."

„Gut, das läßt sich hören," sprach sie, „dann wollen wir heiraten."

„Du weißt," erwiderte Heron, während er sich das braune Haar aus der Stirne strich, „daß ich ein Gegner der Ehe bin, besonders unsrer orthodoxen, die nicht geschieden werden kann."

„So," erwiderte sie lächelnd, „Du denkst also bereits an eine Scheidung."

„Du scheinst es Dir in den Kopf gesetzt zu haben, Milada, mich heute unausgesetzt mißzuverstehen."

„Weshalb bist Du eigentlich ein Gegner der Ehe?" fuhr sie fort. „Ist die Ehe nicht etwa in der Natur begründet? Du willst mir sagen, daß die Ehe nur um der Kinder willen da ist und daß die Eheleute auseinander gehen, sobald sie ihre Kinder aufgezogen haben."

„So ist es."

„Nun, wenn wir auch den Menschen nicht höher

stellen wollen als andre lebende Wesen, so wird er doch gerade durch dieses Naturgesetz, das Du einfach zugegeben hast, zu einer Ehe für das Leben gezwungen, denn der Mensch entwickelt sich ungleich langsamer als irgend ein Wesen. Ehe das erste Kind aufgezogen ist, wird somit ein zweites, ein drittes da sein und nun verlangt das Naturgesetz wiederum, daß die Eheleute so lange beisammen bleiben, bis auch diese aufgezogen sind. Und somit ist es gerade die Natur, welche beim Menschen diktatorisch verlangt, daß Eheleute für das Leben beisammen bleiben."

„Du bist wirklich klug, Milada," erwiderte Heron, „Du hast wieder einmal recht, und ich erkläre mich für besiegt."

„Was folgt daraus?" fragte Milada.

„Daß ich Dich hiermit um Deine Hand bitte."

„Sie gehört Dir," gab sie zur Antwort, „für das Leben." Und indem sie ihm dieselbe über den Tisch herüberreichte, bot sie ihm zugleich die frischen Lippen zum Kuß.

---

ein ausgestopfter Eisbär, eine Fackel tragend, persische Teppiche, chinesische Kästchen und Tische, allerhand angefangene Bilder ohne Rahmen, ein halbvollendetes Bild auf der Staffelei, ein Papagei, ein paar exotische Vögel, welche frei umherflogen, und ein großer Wolfshund, der ruhig zu den Füßen seines Herrn schlief.

Plötzlich ging die Thüre auf, die in das Vorgemach führte, rasche Schritte ließen sich vernehmen, dann wurde der Vorhang zurückgeschlagen und Lazarine Odowalski blickte herein.

„Darf ich eintreten?“ fragte sie.

„Jederzeit,“ erwiderte Bojan, indem er aufsprang und ihr entgegeneilte, „wie ein Sonnenstrahl oder holdes, zauberndes Mondlicht.“

„Wie poetisch heute!“ erwiderte sie ein wenig spöttisch.

„Kein Wunder,“ sprach Bojan, indem er zwei Schritte zurücktrat und sie bewundernd betrachtete. „Du bist heute ganz dazu geeignet, einen bereits halb in Winterschlaf versunkenen Maler in künstlerische Extase zu versetzen.“

In der That sah Lazarine in ihrer neuen Pariser Toilette sehr gut aus. Die Robe von dunkelrosbroschierter Seide, mit Zobel besetzt, der zur To[inge]

„Ein neuer Beweis,“ erwiderte Bojan, „daß der Samstag ein Glückstag für mich ist.“

„So abergläubisch?“ entgegnete Lazarine, während sie sich auf einem kleinen, türkischen Diwan niederließ, hinter dem ein geharnischter, japanesischer Ritter mit seiner Teufelsfratze hervordrohte.

„Ja, ich bin es,“ sagte Bojan, indem er sich zu ihren Füßen auf das mächtige Tigerfell niederwarf, „ich glaube an glückliche und unglückliche Tage. Für mich ist der Donnerstag ein Unglückstag ersten Ranges. Am Donnerstag lernte ich meine Frau kennen — es war nämlich eine boshafte Idee von Dir, mich zu verheiraten — am Donnerstag machte ich ihr eine Liebeserklärung und an einem Donnerstag fand unsre Hochzeit statt. Dafür ist der Samstag ein Glückstag für mich, denn an einem Samstag hat ihr Anbeter meine Frau entführt. Und wenn das Unglück geschieht, daß sie zurückkommt, wird es gewiß an einem Donnerstage sein.“

Lazarine lachte. „Nun also,“ begann sie dann von neuem, indem sie ihm mit ihrer Fußspitze einen leichten Stoß gab, „was befiehlt mein Gebieter?“

„Was ich wünsche? — ich möchte Dich lange

schon malen, nicht Dein Porträt, Du sollst mir Modell stehen zu einer Bachantin."

„Abgemacht, aber unter einer Bedingung. Du versprichst mir dagegen, mir bei einer kleinen Intrigue behilflich zu sein. Prinzessin Borodinoff und ich, wir interessieren uns für Deinen Freund Boris Dobruskin; kannst Du es arrangieren, daß wir ihn bei Dir treffen, aber so, daß er keine Ahnung hat, wer wir sind, wir werden uns selbstverständlich entsprechend maskieren."

„Gut, das kann geschehen, aber Boris ist ein Original, wie Du weißt, und unter Umständen geradezu ein grober Mensch."

„Das schreckt uns ganz und gar nicht," entgegnete Lazarine, „es ist doch wieder einmal etwas Neues, etwas Andres, als unsre Modegecken."

Während Bojan die Thüre schloß, begann Lazarine sich auszukleiden. Er selbst trug rasch die Kostümstücke herbei und verwandelte sie in wenigen Minuten in eine Bachantin. Als sie dann in Halbstiefeln und einem kurzen Gewande aus Pantherfell, das Arme und Büste, den kalten Marmor von warmem Blut durchglüht, frei sehen ließ, das Tigerfell um

die Schultern, mit Guirlanden von Weinlaub geschmückt, Rebenblätter im schwarzen Hexenhaar, in der linken Hand ein paar Trauben, in der rechten den Thyrsosstab, da stand, da nickte Bojan zufrieden mit dem Kopf.

„Gefall' ich Dir?“ sprach sie. Er nickte nochmals und holte dann ein kleines japanisches Kästchen, dem er noch einen Schmuck aus Pfauenfedern entnahm. Nachdem er mit diesem ihren Hals, ihre Arme und ihre Ohren behangen hatte, fand er dem herrlichen Bilde nichts mehr hinzuzufügen. Sie sprang leicht wie ein Reh auf die Estrade und nahm ohne Schwierigkeit die Pose ein, welche er ihr angab. Sie war in ihrer Anmut das geborene Modell.

Während Bojan, welcher der neuen Schule angehörte, eine flüchtige Zeichnung auf die Leinwand warf und dann sogleich zu malen begann, verharrte Lazarine geduldig auf ihrem Posten. Nur hie und da ließ sie für ein paar Sekunden den Arm mit dem Thyrsosstab sinken. Nachdem sie ihm aber fast eine Stunde gestanden hatte, verlor sie die Geduld. Sie warf plötzlich Thyrsosstab und Trauben von sich, sprang von der Estrade herab, warf sich mit ihrer

wilden Grazie an seinen Hals und begann ihn zu küssen.

Er sah einmal eine Fliege, die in das ausgespannte Netz fiel und vergebens zappelte und sich zu befreien suchte, die Spinne, die herbeischoß und sie umarmte, um ihr das Blut auszusaugen, so war es ihm jetzt zu Mute, als er sich von diesem Weib umschlungen fühlte. Er hatte immer, auch wenn sie gnädig und liebenswürdig war, eine instinktive Furcht vor ihr.

VI.

Ein paar Tage vergingen, dann meldete Bojan, daß Boris Dobruskin abends bei ihm sein werde.

Als es dämmerte, kamen Lazarine und Prinzessin Vilia im Wagen an und traten rasch in angenehmer Erregung in das Atelier.

„Wir sind doch allein?“ fragte Lazarine.

„Selbstverständlich,“ erwiderte Bojan, „Sie haben Zeit, Ihre Metamorphose vorzunehmen.“

Die Kammerfrau der Frau Odowalski brachte verschiedene Kartons in das kleine Kabinet, das neben dem Atelier lag, und während Bojan draußen seinen Freund erwartete, zogen sich hier die beiden Damen unter lustigem Gekicher um.

Boris war immer pünktlich, so auch heute. Schlag

sechs Uhr trat er ein und schüttelte Bojan kräftig die Hand. Er hielt mehr als sein Bild versprach. Es war ein schöner und interessanter Mann im vollsten Sinne des Wortes, mittelgroß und kräftig, mit braunem Haar und braunen gutmütigen Augen. Der energische Eindruck seiner stark gebogenen Nase, seines runden, festen Kinns und seiner dunklen, ernsten Brauen wurde durch den milden, kindlich heitren Ausdruck dieser Augen, sowie durch den vollen, weichen Mund und den leicht gekräuselten Bart gemildert. Boris war angezogen wie ein russischer Bauer. Er trat in seinen großen Stiefeln fest auf, und die kleine Pfeife im Munde, der große Knittel in der Hand, gaben ihm etwas Humoristisches. Trotzdem gefiel er der Prinzessin, welche hinter dem Vorhang verborgen lauschte, ausnehmend gut.

„Nun, was gibt es denn?“ fragte er den Maler, „wozu brauchst Du mich? Soll ich Dir wieder einmal Modell stehen?“

„Nein,“ erwiderte Bojan, der sich in einem amerikanischen Schaukelstuhl wiegte und Boris mit gutmütigem Spott betrachtete. „Zwei Damen wollen Dich kennen lernen, Du Bär, Du Ungeheuer, zwei

interessante und ich darf Dir sogar verraten, schöne Damen."

„So?" erwiderte Boris, „Du fragst mich aber nicht, ob ich sie kennen lernen will."

„Nun, mir zuliebe wirst Du doch einmal ausnahmsweise vier schönen Augen standhalten."

„Ich fürchte mich durchaus nicht," erwiderte Boris, „aber wie Du weißt, finde ich absolut kein Vergnügen an derlei Puppenbekanntschaften. Aber sei es denn für diesmal."

„Versprich mir indes, Dich anständig zu benehmen, nicht wahr? Und vor allem Deine Pfeife aus dem Munde zu lassen."

„Auch das," erwiderte Boris lächelnd, klopfte seine Pfeife aus und steckte sie ruhig in den Stiefel. In demselben Augenblick rauschte die Portiere; Lazarine und die Prinzessin traten heraus, als Araberinnen gekleidet. Vom Scheitel bis zur Sohle in ein weißes, um die Taille leicht gegürtetes faltiges Gewand gehüllt, einen weißen Burnus um die Schultern und den Kopf dicht verschleiert, sodaß nur die Augen groß und leuchtend hervorblickten, glichen sie wandelnden Gespenstern.

„Hier, meine Damen," rief Bojan, „hier steht das Ungeheuer Boris Dobruskin vor Ihnen. Machen Sie sich bei ihm auf alle möglichen Unarten gefaßt."

„Nun, so arg ist es nicht," erwiderte Boris gutmütig, „auffressen werde ich Sie nicht."

Die beiden Damen hatten auf dem Diwan Platz genommen. Die Prinzessin interessierte sich vom ersten Moment lebhaft für diesen schönen und originellen Bären. Sie schwieg vorläufig und beschränkte sich darauf, ihn zu beobachten, während Lazarine das Gespräch führte.

„Wir haben schon viel von Ihnen gehört," sagte sie. „Boris Wassiljewitsch, man nennt Sie ein Original, aber ich glaube vielmehr, Sie wollen sich nur mit Ihren Eigenheiten interessant machen."

„Wahrhaftig nicht," erwiderte Boris mit überzeugender Ruhe, indem er sich rittlings auf einen ausgestopften Wolf setzte, der unweit des Diwans seine Zähne fletschte.

„Auch uns nicht?" fragte Lazarine mit einem Ton, aus dem liebenswürdiger Spott hervorklang.

„Ich weiß es nicht," erwiderte Boris, „ich kann

nicht beurteilen, ob Ihr Interesse für mich Wert haben könnte, denn ich kenne Sie ja nicht."

„Ist es wahr," fuhr Lazarine fort, „daß Sie überhaupt die Frauen hassen?"

„Nein," erwiderte Boris, mit seinem ruhigen, wohlwollenden Blick, „so sehr interessieren sie mich nicht, sie sind mir nur ziemlich gleichgiltig, weil sie, so wie sie heute erzogen werden, nur ein lebendiges Spielzeug sind und nichts weiter."

„Und Jene die studieren?" warf die Prinzessin ein.

„Sind auch ein Spielzeug, aber ein gefährliches wie Salonpistolen oder Salonfeuerwerk."

„Was soll also die Frau thun?" fragte Lazarine, „sie muß doch irgend eine Bestimmung haben, sonst wäre sie nicht in der Welt."

„Nach Plato," erwiderte Boris, „sind die Menschen in der Vorzeit geteilt worden, und nun ist es die Aufgabe eines jeden, seine Hälfte zu suchen und zu finden, was leider nur ausnahmsweise gelingt. Damit der Mensch zufrieden sei, muß er arbeiten und somit wird das Weib nur dann die Lebensgefährtin des Mannes sein können, wenn sie seine Mitarbeiterin

in allem ist. Nur auf diese Weise ist ein glückliches Bündnis möglich."

„In der Ehe," sagte Lazarine, „wie aber in der Liebe?"

„Liebe ohne Ehe ist Sünde," erwiderte Boris trocken, „und muß unter allen Umständen unglücklich ausgehen."

„Sie haben also niemals geliebt?"

„Doch, einmal, als ich noch jung und dumm war; es war eine Verirrung, die ich verdientermaßen abgebüßt habe."

„Ich habe gehört," begann jetzt die Prinzessin, „daß Sie ganz eigentümliche Ideen über Welt und Menschen haben."

„Kein Mensch hat eigene Ideen," gab Boris zur Antwort. „Wie jedes Volk, so baut auch jeder Mensch auf andre, aber ich habe das geistige Erbe, das mir zugekommen ist, nach meiner Persönlichkeit zugeschnitten. Das ist alles Verdienst, was ich für mich in Anspruch nehmen kann, höhere Schneiderarbeit."

„Und wie fassen Sie also das Leben auf?"

„Ich will Ihnen mit den Worten eines dänischen Autors antworten: „Aber was ist denn eigentlich

dieses Leben? Ist es eine Schule? Was lehrt es uns denn? — Ist es ein Kampf? Wofür sollen wir denn kämpfen? — Ist es ein Fegefeuer? Weshalb sollen wir denn gereinigt werden? — Ist es ein Witz? Wo steckt die Pointe?"

Während er sprach, lag ein eigentümlicher Zauber in seiner Stimme.

„Eigentlich sind Sie meiner Frage ausgewichen," erwiderte die Prinzessin rasch.

„Was also wäre Glück nach Ihrer Ansicht?" fragte Lazarine.

„Glück?" gab Boris lächelnd zur Antwort, „satt zu sein. Hunger ist das Schlimmste, was es gibt. Die Welt ist eigentlich nur ein ewiger Kampf der Satten und der Hungrigen, daraus entspringen alle politischen Parteien, alle sozialen Umwälzungen, alle Philosophie, die Forschungen und Entdeckungen der Wissenschaft, die Werke der Kunst und jede Religion."

„Ich habe das Gefühl, daß Sie uns nur zum Besten haben," sagte die Prinzessin. „Aber es ist nicht das, was ich sagen wollte. Da Sie reich sind, Boris Wassiljewitsch, zu welchem Zwecke sind Sie dann Gelehrter?"

„Das hat seine guten Gründe,“ erwiderte Boris. „Gerade Leute wie ich, die es nicht nötig haben, etwas zu verdienen, sollen sich der Wissenschaft, der Kunst widmen. Das Einzige, wo es noch Licht gab, war die Litteratur, war die Wissenschaft, so lange man sie aus Liebe, höchstens aus Ehrgeiz trieb. Jetzt wird alles als Gewerbe, des Geldes wegen ergriffen. Was kann da Gutes dabei herauskommen?“

„Nein, ich lasse Sie nicht los,“ rief Lazarine, „bekennen Sie Farbe, entwickeln Sie uns Ihre Prinzipien.“

„Ich habe nur eins: soviel als möglich geben und so wenig als möglich nehmen, nur dann kann man zufrieden sein. Der Kampf hört dann auf, da auch die Andren uns nicht mehr zu berauben suchen.“

Während er sprach, wurde die Teilnahme der Prinzessin eine immer regere und lebendigere. Boris Dobruskin war unstreitig ein Mann, den keine Zweifel quälen und der keiner Einbildung nachjagt, der weiß, was er will. Als er sich erhob und Miene machte aufzubrechen, stand auch die Prinzessin rasch auf und bot ihm die Hand, die er zögernd nahm. „Ich möchte Sie wiedersehen und sprechen, Boris Wassiljewitsch,“ sagte sie.

„Wir wollen Sie zivilisieren,“ rief Lazarine lachend.

„Zu welchem Zweck?“ erwiderte Boris mit gutmütigem Humor, „ich fühle mich so ganz wohl. Uebrigens bin ich nicht unzivilisiert, sondern ich habe mit vieler Mühe und Kunst meine Zivilisation wieder abgekratzt.“

„Was haben Sie denn gegen unsre Kultur?“ fragte die Prinzessin.

„Was ich dagegen habe? — Alles! — Was hat sie uns denn gegeben? Fabelhafte materielle Fortschritte. Heute sind Dinge möglich geworden, die man uns, als wir Kinder waren, in den Märchen erzählte, aber während die Kultur unser Leben so reich, so fabelhaft gestaltet hat, sagt sie uns so nebenher, daß wir mit dem Tode unser Dasein beschließen, daß es kein Fortleben gibt. Und damit ist diese ganze Lebensherrlichkeit nichts wert, denn fort besteht der schreckliche Todesgedanke, der Schauer vor der Vernichtung vor uns. Was haben Eisenbahnen, Telegraphen, Telephone, elektrisches Licht, Phonograph und die andren Hexenkünste unsrer Tage für einen Wert, sobald wir uns unausgesetzt sagen: eigentlich

ist dies alles nicht, denn es hört auf und es bleibt uns nicht einmal eine Erinnerung davon. Wenn uns Tag und Nacht die Gewißheit quält, daß wir uns am Ende unsrer Tage an nichts mehr erinnern, daß wir nichts mehr von uns wissen, nicht mehr denken werden, daß wir auslöschen für immer — für immer."

Lazarine schüttelte sich wie im Fieber. „Sprechen Sie nicht vom Tode," murmelte sie, „es ist besser, nicht daran zu denken. — Und Sie — Sie fürchten sich auch vor der Vernichtung, da Sie diese ewige Angst des modernen Menschen so wahrhaft zu malen verstehen."

„Ich nicht," entgegnete Boris, „oder besser gesagt, nicht mehr. Es gab eine Zeit, wo ich auch Ekel vor dem Leben und Angst vor dem Tode empfand, aber ich habe mich selbst geheilt, gründlich geheilt. Wer lehrt uns, daß wir nichts weiter sind als intelligente Tiere, daß es kein Fortleben nach dem Tode gibt? Unsre Wissenschaft. — Woher kommt uns diese Wissenschaft? — Aus unsrem Geist. — Nein, Geist gibt es ja nicht nach der Lehre unsrer Naturforscher, also aus unsrem Hirn. Was kann aber dieses Hirn, das nur etwas besser sein soll als

das andrer Tiere, von der Welt und ihren Gesetzen erkennen? Erkennt der Wurm, wenn er vom Menschen zertreten wird, was der Mensch ist? Der Mensch ohne Seele, der Mensch der Naturforscher kann die Macht, die sein Schicksal bestimmt, gar nicht erkennen, er kann nicht erkennen, weshalb er ist, was er war, was er sein wird, ebenso wenig die Welt und ihre Gesetze. Die Wissenschaft überführt sich selbst ihrer Nichtigkeit, denn sobald der Mensch ein so niedres Wesen ist, kann auch seine Erkenntnis in keiner Richtung maßgebend sein, ich meine, über den Kreis seines eigenen nichtigen Lebens hinaus. Aber es ist doch etwas im Menschen, was niemand hinweg disputieren kann, kein Philosoph und kein Naturforscher, das ist diese Sehnsucht nach dem Ewigen und Unendlichen, daß wir Gott nennen, nach einer vernünftigen, gerechten Weltordnung, nach einem Fortleben nach dem Tode. Diese Sehnsucht beweist mir, daß es dies alles gibt, denn wenn es nicht wäre, wie kämen wir dann zur Ahnung desselben?"

Diesmal fanden die beiden Damen kein Wort der Erwiderung. Boris nahm seine Mütze und seinen Knittel und verneigte sich vor ihnen. „Wir haben

jetzt genug geschwatzt," sprach er, „ich habe zu thun, ich muß fort, entschuldigen Sie mich."

„Ich hätte gern noch mehr von Ihnen gehört," sprach die Prinzessin, indem sie die blauen Augen mit aufrichtiger Teilnahme auf Dobruskin heftete. Boris trat auf sie zu, nahm ihre Hand und blickte ihr in die Augen.

„Sie haben gute Augen," sprach er, „und auch kluge. Wenn Sie es wünschen, werden Sie mich immer bereit finden, Ihnen zu sagen, was ich weiß. Wer mehr verspricht, ist ein Gauner unter allen Umständen, woran es heutzutage keinen Mangel gibt, auch unter den Gelehrten und Künstlern. Gott befohlen!"

Er setzte seine Mütze auf und schritt zur Thüre hinaus. Der richtige Idealist. Er ging, als ob er die Erde mit den Füßen wegstoßen und sich in die Lüfte erheben wollte.

Als die beiden Damen zusammen nach Hause fuhren, sagte Lazarine: „Mich reizt er. Während er sprach, zuckte es mir manchmal in den Fingern. Ich hätte ihm am liebsten gleich sein schönes Gesicht zerkratzt. Nun, ich denke noch mit ihm fertig zu

werden, und dann, wenn ich ihn vollständig gewonnen habe, will ich den großen Weltweisen auslachen.“

Warum gab es der Prinzessin Vilia in diesem Moment einen Stich ins Herz, wie mit der feinen Spitze eines tscherkessischen Dolches?

VII.

Schon am folgenden Tage schrieb Lazarine an Boris und demaskierte sich, indem sie ihn zugleich einlud, sie zu besuchen und zwar so liebenswürdig und so dringend, daß er unmöglich ausbleiben konnte.

Wirklich kam er noch an demselben Nachmittag, denn er liebte, die Dinge, besonders jene, welche ihm nicht ganz angenehm waren, sofort zu erledigen, indem er ihnen resolut die Stirn bot. Lazarine empfing ihn in ihrem kleinen dufterfüllten Boudoir und zwar mit der kokettesten Herzlichkeit. Alles an ihr war darauf berechnet, Boris gefangen zu nehmen. Ihre Formen zeichneten klassische Linien in das weiße duftige Negligé, das sie trug, Linien, die kaum weniger ideal waren als die jener frevelhaften

Griechin, die selbst ihre greisen Richter entwaffnete, während ihre Augen gutmütig lächelten.

Nachdem Boris sich neben ihr auf dem kleinen Sopha niedergelassen hatte, überflog er sie mit einem raschen Blick. „Ein hübscher Anzug," sprach er, „für wen haben Sie sich so schön gemacht? Doch nicht für mich?"

„Gewiß, nur für Sie," erwiderte Lazarine spaßhaft.

„Ach bitte, würden Sie mir nicht gestatten zu rauchen?"

„Oh! gewiß, ich rauche ja selbst."

„Dann werden Sie wohl so freundlich sein," fuhr er fort, indem er seine Pfeife hervorzog, „mir Feuer zu geben."

„Sie sind wirklich originell, Boris Wassiljewitsch, wie kommen Sie auf die Idee, daß ich Sie bedienen soll?"

„Wenn ich Ihnen zu Gefallen, um hierher zu kommen, tausend Schritte gemacht habe," gab Boris gelassen zur Antwort, „können Sie doch auch mir zu Gefallen drei Schritte thun."

Lazarine, durch seinen ruhigen Humor vollständig entwaffnet, stand lächelnd auf, holte das

Feuerzeug und zündete ihm selbst mit einem kleinen Fidibus die Pfeife an.

„Ich danke, es brennt schon," sprach er, während er wie ein richtiger Bauer mit seinem Finger nachstopfte.

Indes sie sich über verschiedene Fragen, welche Lazarine rasch nach einander aufzuwerfen ein glänzendes Talent hatte, unterhielten, war langsam die Dämmerung eingetreten. Sie wuchs um sie, eine graue Masse, welche sie zu verschlingen drohte wie das Nichts, die Unendlichkeit. Der Augenblick schien gekommen, ihm die Schlinge um den Hals zu werfen. „Wissen Sie, Boris, daß ich mich trotz aller Ihrer Unarten für Sie interessiere?"

„Soll ich Ihnen vielleicht den Hof machen?" fragte er rasch. „Nein, das erwarten Sie doch nicht von mir?"

„Warum nicht? Weshalb sollte ein Mann wie Sie nicht einer Frau, wie ich bin, huldigen?" Zu gleicher Zeit zeigte sie ihren niedlichen Fuß im goldgestickten Pantoffel, einen Fuß, der nicht erschaffen schien zum Gehen, sondern nur um geküßt zu werden, und aus dem griechischen Aermel ihres

weißen Gewandes kam ihr Arm hervor, weich und glänzend wie rosiger Samt. Und während sie ein neues Thema aufwarf, das sie zusammen diskutierten, legte sie ihre Hand auf die seine und sah ihn mit ihren sonderbaren Augen an, nahe, ganz nahe, sodaß er ihren Atem fühlte, diesen berauschenden Haremsduft. Aber an diesem Menschen scheiterte alles.

„Sie wollen mich erobern?“ sagte Boris ruhig, „zu welchem Zweck, Frau Odowalska? Um einmal einen Bären zu dressieren? Nun meinetwegen, das Vergnügen sollen Sie haben; zum Tanzen lasse ich mich allenfalls abrichten, aber niemals zur Liebe.“

„Ich glaube, dies alles, Ihr ganzes Wesen ist nur eine neue Art der Strategie, um die Frauen zu erobern.“

Boris lachte. „Nein, Lazarine Abdonowna, ich denke nicht daran — vor allem nicht bei einer verheirateten Frau, bei ihr selbst im Scherze nicht, und schließlich belieben Sie ja doch nur mit mir Ihren Spaß zu treiben.“

„Sie wollen also wirklich von der Liebe, von den Frauen nichts wissen?“

„Vorläufig wenigstens nicht, ich müßte denn eine Frau finden, die ganz und gar auf mich eingeht — eine richtige Bärin und das gibt es nicht in unserer überzivilisierten Welt. Unter allen Umständen bin ich aber ein Feind aller wie immer genannten Beziehungen zwischen Mann und Weib, die der Priester nicht gesegnet hat.“

„Das ist deutlich,“ rief Lazarine lachend.

„Es ist doch immer besser, deutlich zu sein, als unklar,“ erwiderte Boris.

Lazarine fühlte, daß sie trotz ihres scherzhaften Tones eine Niederlage erlitten hatte, verstand es aber, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben und auf diese Weise einen ehrenvollen Rückzug anzutreten.

Kaum hatte Boris sie verlassen, fuhr sie zur Prinzessin Borodinoff. Nachdem sie ihr das Gespräch mit Boris mit allen Einzelheiten mitgeteilt hatte, legte sie ihre Hand auf jene der Prinzessin und blickte ihr in die Augen. „Dieser Boris,“ schloß sie, „ist tugendhaft bis zur Lächerlichkeit. Eine verheiratete Frau kann ihm absolut nichts anhaben, nur ein Mädchen könnte ihn vielleicht

fesseln und für seine philosophischen Unarten bestrafen. Wollen Sie diese gefährliche Mission übernehmen?“

Die Prinzessin atmete auf. Es war ihr zu Mute, als wenn sie einer großen Gefahr entgangen wäre. „Warum nicht?“ erwiderte sie, „ich will es versuchen.“

„Wenn Sie meiner Mithilfe bedürfen, zählen Sie in allem auf mich.“

„Ich danke Ihnen,“ sagte Vilia, indem sie die Hände der Frau Odowalska drückte. Als diese fort war, ging sie singend durch die Reihe der Zimmer. Ihr war so froh zu Mute, als gehöre Boris bereits ihr.

Es war Abend, als Lazarine nach Hause kam. Sie trat ungehört in den Salon und konnte, ohne daß sie es beabsichtigte, eine ergötzliche Scene belauschen, welche sich zwischen ihren Kindern Mirza und Darinka, dem kleinen Grafen Moranzoff, Wera und Blanche abspielte. Offenbar hatten sich zwei Parteien gebildet. Die drei jungen Damen hielten zusammen gegen die beiden jungen Herren. Der kleine Moranzoff neckte die hochaufgeschossene blonde

Darinka, welche ihrem Vater nachzugeraten schien, weil er sie mit einer französischen Ausgabe der Odyssee überrascht hatte. Er nannte sie eine Gelehrte, eine Studentin, während sie, sich mit einem großen japanischen Fächer Luft zuführend, stolz auf dem Teppich auf- und abging.

„Wir haben dieselben Rechte wie die Herren,“ sprach sie, „wir haben nur von denselben bis jetzt keinen Gebrauch gemacht, aber wer kann uns verbieten, nötigenfalls auch Griechisch und Latein zu lernen?“

„Es wäre besser,“ erwiderte der kleine Moranzoff, „Sie würden sich mit dem Haushalt beschäftigen oder mit Handarbeiten, Darinka Jaroslowowa.“

Darinka, welche sich empört weiter fächelte, blieb vor ihm stehen und sah ihn mit ihren kalten, blauen Augen malitiös an. „Ich weiß nicht,“ sagte sie, „was Sie sich eigentlich herausnehmen, ich kenne Sie ja noch garnicht recht. Ich sehe Sie heute zum zweiten Male.“

Lazarine hatte genug gehört. Sie ging weiter in ihr Schlafgemach, klingelte ihrer Kammerzofe, und während diese sie auszuziehen begann, rief sie

mit einem zweiten Glockenzeichen Odowalski herbei. Der blonde Riese erschien sofort und begrüßte seine Frau mit einer an Demut streifenden Liebenswürdigkeit.

„Hast Du mit Zacharin gesprochen, mein Herz?“ begann er.

„Ja,“ versetzte sie, „er ist sehr geneigt, auf den Plan einzugehen, die Sache ist jetzt eingeleitet, das Weitere muß ich Dir überlassen.“

„Ich danke Dir.“

„Gib mir den Schlafpelz,“ befahl sie mit einer Bewegung, die ganz herrschermäßig war. Er gehorchte rasch und sie schlüpfte mit seiner Hilfe mit zwei reizenden Bewegungen in das weiche, warme Pelzfutter. Auch dieses Negligé war ein Prachtstück Pariser Toilette, aus türkisblauem Atlas, mit silbernen Rosen gestickt und mit schwarzem Fuchs besetzt und erinnerte lebhaft an die schönen Porträts von Vanloo. Nachdem Lazarine eine kleine Haube von gleichem Atlas, welche mit Rosen aus rosa Samt geschmückt war, aufgesetzt und die Barben aus Alençon-Spitzen unter dem Kinn geknüpft hatte, warf sie sich nachlässig auf die Ottomane.

„Ich weiß nicht," sagte sie, „meine Füße sind so kalt geworden."

Sofort beeilte sich Odowalski, ihr dieselben zu erwärmen. Er zog ihr dienstfertig die kleinen Pantoffeln und die seidenen Strümpfe aus und begann ihr die kleinen erstarrten Füße mit seinen Händen zu frottieren und anzuhauchen und endete damit, daß er sie mit heißen Küssen bedeckte.

Wieder erschien die Kammerfrau und flüsterte Lazarine etwas in das Ohr.

Odowalski wagte nicht einmal zu fragen, um was es sich handelte und als seine Frau ihn fortschickte, küßt er ihr die Hand und verließ sie rasch und gehorsam, wie es einem wohldressierten Gatten ziemt.

Wenige Augenblicke später trat ein junger, hübscher, elegant gekleideter Mann, Heliodor Sewastianowitsch Lublinitsch, ein. Eine distinguierte Figur mit kurzem, blonden Haar, kalten blauen Augen und blitzenden Zähnen unter einem kleinen blonden Schnurrbart. Er küßte Frau Odowalska die Hand, und diese zog ihn vertraulich auf die Ottomane neben sich nieder.

„Bringen Sie neues?" fragte sie mit einer gewissen unheimlichen Gier im Blick.

Heliodor nickte. „Wir sind doch vollständig sicher hier?“ bemerkte er dann.

„Selbstverständlich.“

„Also das Neueste, es ist bei dem Studenten Mohorin eine Sendung staatsgefährlicher Schriften eingetroffen und im Walde von Gorko an einer Stelle, welche durch drei zusammenstehende Birken leicht kenntlich ist, ist eine Partie Dynamit vergraben.“

„Sehr gut,“ erwiderte Lazarine, indem sie sich in ein kleines in Perlmutter gefaßtes Notizbuch die nötigen Bemerkungen machte: „Und welche Wirkung haben die letzten Verhaftungen gemacht?“

„Sie wissen, Lazarine Abdonowna, daß schon 1877 durch den Priestersohn Jakob Stephanowitsch in Tschirigin der Geheimbund Tajnaja Druschina gegründet wurde, der bald zu einem förmlichen Heer der Unzufriedenen anwuchs. Man schätzte ihn damals auf mindestens hunderttausend Mitglieder. Stephanowitsch wurde verhaftet und büßt seine Umtriebe in den Bergwerken Sibiriens. Viele andere wurden entdeckt und bestraft. Aber vollständig gelang es doch nicht, dieser Gesellschaft Herr zu werden.

Heute noch bestehen einzelne Gruppen und benützen jede Gelegenheit, um gegen die Regierung zu wirken. Alle Bauernunruhen, ebenso wie die Judenexzesse, sind auf Rechnung der Tajnaja Druschina zu schreiben. Die letzten Verhaftungen haben allerdings konsternierend gewirkt. Die Verschworenen sind jetzt vorsichtiger geworden, trotzdem können Sie aber überzeugt sein, daß Sie von mir stets die verläßlichsten Nachrichten über die Umtriebe der Tajnaja Druschina erhalten werden."

„Ich danke Ihnen," sagte Lazarine, und dann, während sie mit der Hand das Eisbärenfell streichelte, auf dem sie saß, fragte sie leichthin: „Brauchen Sie vielleicht wieder Geld, Heliodor Sewastianowitsch?"

Heliodor zuckte die Achseln. „Geld kann man immer brauchen, Lazarine Abdonowna."

Frau Odowalska stand auf, ging zu ihrem Sekretär und ließ mit einer graziösen Bewegung eine Rolle Goldstücke in die Hand ihres Vertrauten gleiten.

„Verachten Sie mich deshalb nicht, Frau Odowalska," fuhr Heliodor fort, „ich bin eben ein Kind meiner Zeit, das heißt nicht etwa ein gemeiner Egoist, sondern ein Mensch, welcher an der Hand

der Wissenschaft die Ueberzeugung gewonnen hat, daß es weder einen Gott noch ein Fortleben nach dem Tode gibt und folglich keinerlei Verantwortung als die, welche uns die Gesellschaft auferlegt. Gut und böse sind relative Begriffe, welche im Grunde auch nur der Eigennutz des Menschen, der Kampf um das Dasein geschaffen hat. Schließlich hat der Mensch nichts als das Wohlleben hier auf Erden. Ich besitze kein Vermögen, folglich muß ich mir dieses irdische Himmelreich auf einem andern Wege zu erringen suchen. Zuerst habe ich es mit der Tajnaja Druschina versucht, ich habe mir einige Zeit eingebildet, daß wir vor einer großen Umwälzung stehen und daß ich, wenn die geplante Revolution gelingt, eine Rolle spielen werde. Ich sah mich aber in meinen Erwartungen getäuscht und hoffe, mein Ziel jetzt auf einem sicherern Wege durch das Bündnis mit Ihnen zu erreichen. Zunächst will ich eine reiche Heirat machen, und ich bin gewiß, daß ich reussieren werde, denn sehen Sie sich einmal unsere Männer an, alle sind sie mehr oder minder schwach den Frauen gegenüber und das Spielzeug derselben, ich aber Lazarine Ab=

donowna, bin kein Weiberknecht, im Gegenteil, ich benütze die Frauen zu meinem Zweck."

„Auch mich?" fragte Lazarine lächelnd.

„Auch Sie, aber unter der Bedingung, ebenso gut von Ihnen benützt zu werden, denn glauben Sie mir, das beste Verhältnis zwischen Mann und Weib ist jenes, wo weder Liebe noch Sinnlichkeit im Spiele ist, das nur auf gemeinsame Interessen begründet ist, wie bei uns."

Als Heliodor sie verlassen hatte, saß Lazarine allein im bequemen Fauteuil in der Nähe des großen, kunstvollen Ofens und naschte aus einer Bonbonnière. Sie freute sich in heiterer Ruhe dieses wichtigen Verbündeten, den sie sich gewonnen hatte. Er war ihr sicher, weil sein eigener Vorteil, ja seine ganze Existenz im Spiele war. Mit seiner Hilfe beherrschte sie die Situation. Sie hielt die Fäden der Verschwörung in der Hand, sie regierte das Gouvernement und sie gewann von Tag zu Tag mehr Einfluß bei Hofe, wo sie wiederholt Winke und Ratschläge erteilt hatte, die immer von Erfolg begleitet waren. Sie konnte siegesgewiß in die Zukunft blicken.

VIII.

Milada Petrowna war an dem Abend, als sie es dem Gouverneur versprochen hatte, in sein Haus gekommen. Zacharin selbst hatte sie an der Bahn abgeholt, ihr zwei hübsche wohnliche Zimmer angewiesen und sich in jeder Beziehung zuvorkommend und galant gezeigt. Dann, nachdem sie ihre Sachen ausgepackt und sich umgekleidet hatte, hatte er sie Astinja vorgestellt in Gegenwart der Erzieherin, Fräulein Schnob, und seiner beiden kleinen Töchter Wera und Blanche.

Als Milada das Gemach der Kranken wieder verlassen hatte, beeilte sich Astinja ihre Zufriedenheit mit ihr auszusprechen, und der Gouverneur schloß sich ihrer Ansicht über das junge Mädchen vollständig an.

Seitdem führte Milada den Haushalt, und sie regierte in der That in dem kleinen Palais, wie Zacharin es ihr vorher gesagt hatte. Klug, gleichmütig und geduldig, fand sie sich leicht in die Verhältnisse. Sie zeigte sich streng und gütig zugleich gegen die Dienstleute und gewann dieselben in wenigen Tagen vollständig für sich. Alles ging gut, da jedermann ihr Vertrauen und guten Willen entgegenbrachte. Sie speiste zusammen mit dem Gouverneur, Fräulein Schnob und den Kindern.

Jede freie Stunde, ja jeden Augenblick, den sie zur Verfügung hatte, benützte sie, um bei Astinja einzutreten, derselben Gesellschaft zu leisten und ihr alle jenen kleinen Dienste zu erweisen, welche einer Kranken so wohlthuend sind. Sie erzählte ihr Neuigkeiten, sie las ihr aus den Journalen vor und begann endlich sogar auf Wunsch Astinja's mit einem Roman.

Astinja, welche vom ersten Augenblick an eine lebhafte, fast mütterliche Sympathie für sie gefaßt hatte, gewann sie von Tag zu Tag lieber und behandelte sie weder wie eine Dienerin, noch wie eine

Fremde, sondern in der That wie eine Verwandte, zu der man ein besonderes Vertrauen hegt.

Jedesmal, wenn Milada einige Zeit an ihrem Bett gesessen hatte, fragte Astinja, ob Lazarine da gewesen sei, und jedesmal, wenn Milada es verneinte, nickte sie zufrieden vor sich hin.

Weniger Glück hatte Milada mit den beiden kleinen Mädchen, obwohl sie alles aufbot, um auch ihre Herzen zu gewinnen. Beide zeigten unangenehme Eigenschaften, welche Milada mehr und mehr gegen sie einnahmen. Wera, die blonde, war mit elf Jahren eine vollendete Kokette. Sie putzte sich mit einem gewissen Raffinement und warf den Herren, die im Hause verkehrten, wenn sie halbwegs jung oder hübsch waren, ganz merkwürdige Blicke zu. Blanche wieder zeigte sich bald als ein verzogenes, nervöses, egoistisches Kind, das täglich hundert neue Launen ausbrütete, und laut zu weinen und zu schreien begann, wenn man ihr einen Wunsch nicht sofort erfüllte. Wurde ihr etwas verweigert, so warf sie sich einfach auf den Boden und geberdete sich wie eine Wahnsinnige. Der Arzt drang immer von neuem darauf, daß Blanche besser er-

nährt werden müsse, es war aber nicht durchzusetzen. Sie aß nicht, sie naschte nur und hatte an jedem noch so feinen und köstlich zubereiteten Gericht irgend etwas auszusetzen.

Zacharin, der bei aller seiner verhaltenen Leidenschaft klug war und eine gute Portion Selbsterkenntnis besaß, sagte sich schon am zweiten Tage, daß Milada ihm einen starken Eindruck gemacht habe. „Ich bin nicht allein verliebt in sie,“ sagte er zu sich selbst, „sie interessiert mich, sie ist eine jener Frauen, welche uns so leicht zum Bedürfnis werden und die wir dann nicht mehr entbehren können.“ Milada ihrerseits war sich schon nach der ersten Unterredung mit ihm vollkommen klar darüber, daß es nur von ihr abhinge, Zacharin in kurzer Zeit vollständig in ihre Gewalt zu bringen. Getreu ihrem Vorsatz benutzte sie jede Gelegenheit, um ihn zu reizen, sobald es nur in einer Weise geschehen konnte, welche absichtslos und unverfänglich erschien.

Jeden Morgen, wenn sie ihm die Rechnung vorlegte und er sie an seiner Seite Platz zu nehmen bat, sah sie mit ihm zugleich in das Buch hinein. Dann berührte ihre Hand immer von neuem

die seine und zuweilen auch ihr weiches Goldhaar seine Wange, während ihre Stimme ein klingendes Zaubernetz um ihn wob. Nach dem Dejeuner spielte sie mit den Kindern Billard. Sobald dann Zacharin über das Journal weg ihr zusah, wählte sie mit feiner Berechnung immer neue Stellungen, welche ihre schlanke Gestalt, ihre blühenden Formen, ihre schön geformten Füße in das rechte Licht setzten.

Einmal abends nach dem Diner hörte Zacharin, der eben einen neuen Pariser Roman in der Hand hielt, im Salon neben an ein fröhliches melodisches Lachen, das ihn anlockte. Er schlug die Portiere zurück und sah jetzt Milada, welche mit Wera, Blanche und dem kleinen Grafen Moranzoff das Rotkäppchen aufführte. Sie war der Wolf und kroch, in ein richtiges Wolfsfell eingehüllt, auf dem Teppich umher. Ihr frisches Gesicht blickte doppelt hold und liebenswürdig unter dem Kopf des grimmigen Raubtiers hervor. Die Kinder, welche vor ihr geflohen waren, warfen sich jetzt auf sie und in dem Augenblick, wo sie alle durcheinander kugelten, gingen ihr die blonden Zöpfe los.

Wenn sie sonst schön war, so war sie in diesem Augenblick des Gehenlassens gefährlich, ja unwiderstehlich und Zacharin, welcher sie mit stummem Entzücken betrachtet hatte, stieß einen leichten Seufzer aus, als sie sich endlich erhob und ihr Haar vor dem Spiegel zu ordnen begann.

An demselben Abend kam Lazarine, um nach Astinjas Befinden zu fragen.

Sie sah Milada und wurde sofort unruhig. Als das schöne Mädchen das Zimmer verließ, warf Frau Odowalska ihr einen eigentümlichen Blick nach und wendete sich dann spöttisch zu Zacharin. „Was ist das? Was hat das zu bedeuten?“

„Wovon sprechen Sie?“ fragte der Gouverneur.

„Wovon?“ erwiderte Lazarine mit einem verächtlichen Achselzucken, „von dieser Person, welche hier im Hause eine Rolle zu spielen scheint, über die wohl niemand lange in Zweifel sein wird.“

„Welche Einbildung!“ sprach Zacharin ruhig. Er war von Anfang an auf diese Scene gefaßt gewesen und so überraschte ihn die Bemerkung Lazarinens nicht im mindesten. „Meine Frau ist krank, wie Sie wissen, wir können deshalb nicht alles zu

Grunde gehen lassen. Es ist gewiß besser, eine Verwandte als eine Fremde im Hause zu haben."

„Gewiß, alle diese Gründe sind stichhaltig, aber muß diese Verwandte gerade eine beauté sein?"

„Leider hatten wir keine Auswahl," entgegnete Zacharin nicht ohne einen Anflug von Ironie. „Wir hatten nur diese eine arme Verwandte und dann endlich — hat Astinja doch auch noch ihren Willen und man muß diesen Willen jetzt, wo sie krank ist, um so mehr respektieren."

„Also Astinja wollte dieses Mädchen?" fragte Lazarine lauernd.

„Ja, Astinja, ich wiederhole es Ihnen. Auf ihren Wunsch habe ich Milada Dominitsch engagiert und nur auf den Wunsch Astinjas die Sache so sehr beeilt."

„Gut," sagte Lazarine, „ich will mich für diesmal zufrieden geben, aber geben Sie acht" — sie hob den Finger und drohte ihm mit demselben — „ich werde aufpassen, ich bin nicht die Frau, die man so leicht täuscht und ohne weiteres bei Seite schiebt."

IX.

Prinzessin Vilia Paulowna Borodinoff galt allgemein als Original. Es hieß, sie sei die Tochter ihres Vaters, denn der Fürst war auch nach den Begriffen der Gesellschaft, insbesondere der russischen, ein Sonderling, einfach, weil er kein Schablonenmensch war. Einer der Wenigen, die unter der Regierung Alexander II. sich warm und entschieden für die Reformen ausgesprochen hatten, war er im besten Sinne des Wortes ein wirklicher Patriot und beugte sich deshalb nicht demütig vor jeder Maßnahme der Regierung, sondern billigte, was gut war, und kritisierte, was nach seiner innersten Ueberzeugung verfehlt schien. Er besaß ein edles Herz, einen freien Geist und viel Humor.

In letzterer Beziehung erzählte man eine ganze

Legende von ihm. Ein köstliches Stückchen, das für sein Wesen besonders charakteristisch war, hatte er vor kurzem erst mit zwei Getreidehändlern aufgeführt.

Zwei Juden, Korngold und Regenstreif, hatten Korn und Weizen von ihm gekauft und ihn bei diesem Kauf übervorteilt, was bei dem noblen Wesen des Fürsten leicht begreiflich und wahrlich kein Heldenstück war. Verklagen wollte der Fürst die beiden dunklen Ehrenmänner nicht, ganz straflos sollte ihnen die Sache aber auch nicht hingehen. Er erfand also eine lustige Höllenmaschine, mit der er die beiden seit Monaten schon quälte.

Begegnete der Fürst irgendwo dem wackren Korngold, so stellte er ihn, hielt ihn bei einem Knopfe seines Rockes fest und sprach: „Mein lieber Regenstreif, es freut mich sehr, Sie wieder einmal zu sehen. Sie sind ein ehrlicher Mensch, aber dieser Korngold, wissen Sie, hat mich furchtbar betrogen." Begegnete er dagegen Regenstreif, so hielt er ihn gleichfalls beim Knopf fest und sprach: „Mein lieber Korngold, es freut mich, Sie zu sehen. Sie sind ein ehrlicher Mensch, aber dieser Regenstreif hat mich furchtbar betrogen."

Prinzessin Vilia hatte er wie einen Knaben erzogen. Sie lernte früh kutschieren, reiten, schießen, fechten, Schlittschuhlaufen, rudern, kurz jede Art von Sport, außerdem ließ er ihr eine förmliche Gymnasialbildung geben, sodaß die Prinzessin ihren Homer und Virgil ohne Schwierigkeit in der Ursprache las, aber er wollte durchaus nicht ein Mannweib aus ihr machen, und so sah er streng darauf, daß sie in allem weiblich, ja sogar Dame blieb. Sie lernte von einer namhaften Tänzerin Tanz und Mimik, von einer hervorragenden Schauspielerin Deklamation, von trefflichen Meistern Musik und Gesang. Dann mußte sie einige Zeit eine Kochschule besuchen, nähen und schneidern lernen. Endlich war der Fürst der Ansicht, daß es gut sei, wenn ein jeder, wie es im Hause Habsburg uraltes Hausgesetz ist, irgend ein Handwerk erlerne. Und so mußte Vilia zuguterletzt noch drechseln lernen.

An demselben Tage, wo Lazarine sie aufgefordert hatte, die Rache an Boris zu übernehmen, teilte Vilia ihrem Vater mit, daß sie die Absicht habe, Kulturgeschichte zu studieren und zwar mit Boris Dobruskin.

Der Fürst lachte. „Also wieder eine neue Caprice,“ rief er. „Uebrigens mir ist es recht, vor allem paßt mir dieser Dobruskin ganz gut. Einmal ist er originell, also jedenfalls ein bedeutender Mensch, und dann ist er von der guten Gesellschaft sozusagen verfehmt, folglich ein ehrlicher Kerl.“

Die Prinzessin schrieb sofort an Boris. Sie gestand ihm, daß sie es gewesen sei, deren guten und klugen Augen er das Versprechen gegeben habe, sie zu belehren, sobald sie es wünsche. Sie hielt ihn jetzt beim Wort und bat ihn um seinen Besuch.

Boris ließ sich nicht lange erwarten. Er stellte sich schon am nächsten Vormittag dem Fürsten Borodinoff und seiner Tochter vor. Diesmal trug er sogar keine Bauernkleider, sondern war städtisch, ja, mit einer gewissen Eleganz gekleidet, nur etwas nachlässig. Wenn etwas an seiner Toilette auszusetzen war, so könnte es höchstens das Fehlen der Handschuhe sein und die kuriose Mütze, die er in der Hand trug, eine Art deutscher Studentenmütze. Für dies alles aber entschädigte seine gedankenvolle Stirn, vom dunklen Haar umrahmt und der freundliche Blick seiner braunen Augen. Er er=

klärte sich sofort einverstanden, mit der Prinzessin zu studieren.

Als der Fürst so nebenbei auf das Honorar anspielte, unterbrach er ihn lachend. „Nein, Paul Alexandrowitsch, ich gebe sonst keinen Unterricht und für Geld schon gar nicht, aber da Sie selbst ein braver trefflicher Mensch sind und Vilia Paulowna mir gefällt, will ich bei Ihnen eine Ausnahme machen, aber von irgend einem Lohn darf nicht mehr die Rede sein.“

Seine Art zu sprechen, sein Betragen reizte die Prinzessin auf's neue. Er machte sie immer wieder ungeduldig und ärgerlich. Aber je weniger Umstände er mit ihr machte, umsomehr interessierte er sie.

Boris kam nun täglich auf eine Stunde, um mit der Prinzessin Kulturgeschichte zu treiben, aber es fand sich schon nach der ersten Lektion, daß so ziemlich von allem die Rede war, nur nicht von dem Gegenstande, der sie eigentlich beschäftigen sollte.

Die Prinzessin empfing Boris jedesmal in derselben Toilette, von der sie wußte, daß sie ihr besonders gut stand, Matinée und Rock aus rot und

weiß gestreiftem Flanell mit einem Medicisgürtel, der vorn mit rotseidenen Schnüren geschlossen war, die lang auf den Rock herabfielen. Während er sprach, kokettierte sie, soweit es nur einem Mädchen aus guter Familie erlaubt war, mit ihm und bot alles auf, ihn zu fangen.

Boris indes schien alle diese Künste nicht einmal zu bemerken. Er entwickelte ruhig und klar durch verschiedene Fragen, die sie an ihn richtete, angeregt, seine Ideen und suchte sie zu denselben zu bekehren. Es war sonst nicht seine Art, Proselyten zu machen, aber er bildete sich aus irgend einem Grunde, der ihm selbst nicht ganz bewußt war, ein, daß Vilia Paulowna nur darauf warte, von ihm ihrem oberflächlichen oder, wie er es gern nannte, unnützen Leben entrissen zu werden. Ihre Seele schien ihm wie frisch geackerte Erde, bereit, den Samen aufzunehmen und so streute er denselben bei jeder Gelegenheit freigebig und auch ein wenig rücksichtslos.

Eines Tages zeigte ihm Vilia Paulowna die Bibliothek ihres Vaters, über achttausend Bände, mit einem gewissen kindlichen Stolz.

Boris ließ sich jedoch durch diese mit Weisheit gefüllten Schränke durchaus nicht imponieren.

„Glauben Sie mir, Vilia Paulowna," sprach er, „es wird viel zu viel geschrieben. Wo wollen Sie denn die Menschen hernehmen, die dies alles, was Jahr für Jahr erscheint, lesen oder gar geistig verdauen sollen? Wozu diese vielen Bücher? Die Leute hätten besser daran gethan, Haiden und Steppen urbar zu machen, Kanäle zu graben, ja meinetwegen Stiefel anzufertigen."

Ein ander Mal sagte er plötzlich, indem er Vilia mit seinen klugen, treuen Augen ansah: „Was haben Sie denn eigentlich vor? Sie spielen mit mir, wie Sie mit dem Leben spielen. Das Leben ist aber kein Spiel. Geben Sie doch den Gedanken auf, genießen zu wollen, wenn Sie nach Glück streben."

„Es gibt doch Genüsse edler Art," widersprach die Prinzessin, „geistige Freuden, welche uns die Wahrheiten der Wissenschaft, die Schönheiten der Kunst gewähren."

„Glauben Sie das nicht," entgegnete Boris kurzweg, „wahres Glück ist nur in der Arbeit zu

finden, in einer Arbeit, die allen nützt, und in der Liebe zu allen, zu der ganzen Menschheit."

Die Prinzessin sah ihn mit ihren großen, blauen, träumenden Augen an und schwieg.

Boris fuhr fort, von den niederländischen Handelsbeziehungen im 17. Jahrhundert zu sprechen. Mit einem Male unterbrach er sich und wendete sich wieder zur Prinzessin.

„Glauben Sie nicht, daß Sie zufrieden sein würden, sobald nur alle Ihre Wünsche erfüllt würden. Sie würden immer neue Wünsche hegen oder endlich überhaupt nichts mehr wünschen und dann käme die Oede, der Ekel. Zufrieden ist nur, wer keine Bedürfnisse hat und keine Wünsche, wer nichts weiter verlangt, als was die Natur, das Leben jedem von uns erfüllen kann."

„Aber ich kann doch nicht leben wie die Bauernfrauen auf dem Dorfe? Ich bin doch anders erzogen."

„Und doch ist es gerade der Luxus, der Sie ebenso unglücklich macht wie alle andren, die sich einbilden, in ihrem Reichtum zu schwelgen und dabei ewig unzufrieden sind. Ich sehe es ja Ihren

Augen an, daß eine unbefriedigte Sehnsucht in Ihnen wohnt und Sie quält. Fühlen Sie denn nicht so, wie ich fühle? Sie tragen diese kostbaren Kleider, diese Juwelen — und andre frieren und darben. Sie lassen täglich die Leckerbissen, die auf Ihre Tafel kommen, unberührt und Millionen hungern."

„Würden Sie satt werden," erwiderte die Prinzessin, „wenn ich mir alles versagen wollte? Und dann, Boris Wassiljewitsch, ich bin überzeugt, daß ich Ihnen selbst nicht gefallen würde, wenn ich mich in Bezug auf meine Toilette vernachlässigen wollte."

„Was Sie sich einbilden!" rief Boris ärgerlich. „Ich sage Ihnen im Gegenteil, daß es eines Weibes unwürdig ist, durch irgend welche Mittel die Sinne des Mannes zu reizen. Das Weib hat einen andren, ernsteren und schöneren Beruf."

„Welchen?" fragte die Prinzessin.

„Das werde ich Ihnen ein andres Mal sagen," entgegnete Boris, „heute sind Sie noch nicht so weit, um mich zu verstehen, trotz Ihrem Griechisch und Latein."

„Ich glaube, Sie überschätzen die Menschen im allgemeinen," sagte die Prinzessin, als Boris sich zum Fortgehen anschickte. „Schließlich gibt es doch nur wenige, die wirklich geistig hoch stehen, die es verdienen, Menschen genannt zu werden. Die andren bleiben unter allen Umständen mehr oder weniger gezähmte und dressierte Tiere. Sie sind dazu da, um von der wirklichen Aristokratie des Geistes unterjocht zu werden, um für uns zu arbeiten. Ich glaube, die Griechen waren im Rechte, als sie Bürger und Heloten unterschieden. Wahre Freiheit, politische sowohl als Freiheit des Geistes kann es nur dort geben, wo es Sklaven gibt, die den Menschen höherer Art alle Last und Mühen abnehmen."

„Ich sehe, Sie sind noch ernstlicher krank als ich es dachte. Glauben Sie mir, der Hochmut des Geistes, der Bildung ist ebenso verwerflich als der Hochmut des Reichthums und der Geburt. Niemand hat ein Recht, sich für besser anzusehen, für besser zu fühlen, als die andren und jene, welche in irgend einer Beziehung geistig freier, in ihrem Charakter und Herzen edler sind als die Masse, haben

nur umso mehr Pflichten gegen ihre geistesärmeren Brüder, nicht aber Rechte, merken Sie sich das, Vilia Paulowna, wenn wir gute Freunde bleiben sollen.“

X.

Die erste Sorge der Frau Odowalska war nun, sich einen verläßlichen Spion im Hause des Gouverneurs zu sichern. Es gelang ihr ohne besondere Schwierigkeiten Widma, das Stubenmädchen der Frau Zacharin zu gewinnen. Milada beunruhigte die ehrgeizige, auf ihre Macht eifersüchtige Frau. Einige Symptome bestärkten sie in dem Verdacht, der in ihr rege geworden war und den sie nicht mehr los werden konnte. Zacharin kam seltener. Wenn er da war, zeigte er sich zerstreut und blickte sogar, wie er es sonst nur bei seiner Frau gethan hatte, wiederholt auf die Uhr. Er zeigte sich noch immer dienstfertig, ja noch mehr als sonst bereit, alle Wünsche Lazarines zu erfüllen, aber er vergaß zuweilen, was er ihr versprochen hatte. Sonst war er nicht so vergeßlich gewesen.

Um sicherer zu gehen, hatte Lazarine Heliodor Lublinitsch zu sich bestellt. Er fand sich pünktlich zu der Abendstunde, die sie ihm bestimmt hatte, ein, und Lazarine ging sofort auf ihr Ziel los. Zwischen diesen beiden Menschen, die sich gegenseitig so gut kannten und keine Illusionen hatten, gab es weder Umstände noch Phrasen.

„Ich möchte durch Sie genaueres über eine gewisse Milada Petrowna Dominitsch erfahren," begann Frau Odowalska, „eine arme Verwandte des Gouverneurs, welche sich jetzt in seinem Hause als Haushälterin befindet — das ist wenigstens der offizielle Titel," fügte Lazarine mit einem malitiösen Lächeln hinzu, „sie war Studentin, ist also offenbar Nihilistin oder Mitglied der Tajnaja Druschina. Ist sie Ihnen bekannt?"

Heliodor nickte leise mit dem Kopf.

„Und wissen Sie mehr von ihr?"

„Ob sie eine Nihilistin ist, weiß ich nicht," sprach Heliodor, die kalten klugen Augen auf Lazarine geheftet, „aber sehr wahrscheinlich wird sie ein Mitglied der Tajnaja Druschina sein. Ich will nachforschen, und sobald ich etwas erfahre, Ihnen Meldung er=

statten. Aber mir fällt noch etwas ein, was Ihnen vielleicht nützlich sein könnte."

„Und das wäre?"

„Soviel ich bemerkt habe, verkehrt Milada viel mit einem Studenten, namens Heron Gregorowitsch Bulitschew. Wenn ich mich nicht irre, besteht hier eine sehr intime Beziehung." Heliodor lächelte und zeigte seine weißen, blitzenden Zähne.

Lazarine zog ihr Notizbuch hervor und ließ sich durch Heliodor den Namen des Studenten notieren. Damit war die Unterredung zu Ende.

Am folgenden Tage, als Zacharin wie gewöhnlich vormittags bei Frau Odowalska war und aus ihren Händen verschiedene Bittschriften entgegennahm, spielte Lazarine ihre erste Karte aus, mit einer Geschicklichkeit, die bewundernswert war. Sie verriet keinen Augenblick, daß sie irgend etwas Besonderes im Sinne habe. Sie war genau so wie sonst, um keine Nüance kälter, um keine Nüance liebenswürdiger. Erst als Zacharin zum dritten Mal auf die Uhr gesehen hatte und sich erhob, führte sie ihren Coup aus.

„Apropos!" sagte sie in demselben Augenblick, wo er bereits die Thürklinke in der Hand hatte,

„das Mädchen, das Sie bei sich haben, gehört, wie man mir sagt, der Tajnaja Druschina an.“

„Wer sagt das?“

„Einer meiner Agenten,“ erwiderte Lazarine. „Sie wissen, daß ich deren mehrere besitze und zwar sehr geschickte und verläßliche. Sie haben es wiederholt erfahren.“

„Allerdings, aber deshalb glaube ich doch nicht, daß Milada Petrowna sich in derlei Dinge eingelassen hat. Es ist ein ruhiges, bescheidenes Mädchen, der gewiß alle Exzentrizitäten fern liegen. Ich habe vorläufig wenigstens keine Ursache, Mißtrauen gegen sie zu hegen.“

Lazarine zuckte die Achseln. „Das ist Ihre Sache, Konstantin Iwanowitsch, ich habe meine Pflicht erfüllt, indem ich Sie gewarnt habe. Passons là-dessus!“

„Ich bin Ihnen sehr dankbar, Lazarine Abdonowna, aber glauben Sie mir, Sie sind diesmal schlecht berichtet.“

Lazarine lächelte. „Wenn man eine rosige Brille auf hat, sieht man eben alles rosig.“

Zacharin lächelte gleichfalls, dann sanken seine

herabhängenden Augenlider noch tiefer, sodaß seine Augen nur wie zwei Striche über den rosigen Wangen lagen.

„Die Welt,“ sprach er, „ist wie einer jener altmodischen, chinesischen Pavillons, wo jedes Fenster ein Glas von andrer Farbe hat. Je nachdem man seinen Standpunkt einnimmt, erscheinen einem die Dinge rosig, grün, schwarz oder gelb. Gelb ist die Farbe der Eifersucht.“

„Sie glauben doch nicht, Konstantin Iwanowitsch, daß ich eifersüchtig bin?“ rief Lazarine und begann leise und malitiös zu lachen.

Einige Tage verhielt sich Lazarine vollkommen ruhig. Dann kam eines Tages Widma zu ihr und brachte ihr mit einem schlauen Lächeln einen Brief, der an Milada adressirt war und den sie unterschlagen hatte.

„Von wem ist der Brief?“ fragte Frau Odowalska.

„Ich denke,“ erwiderte Widma, „von dem Anbeter des Mädchens, denn es kommt fast jeden zweiten Tag ein Brief mit dieser Handschrift an Milada Petrowna.“

Lazarine zog eine Haarnadel aus ihrem schwarzen Haar, öffnete den Brief und richtig, es war ein Brief von Heron Gregorowitsch. Sie entließ Widma reich beschenkt, las das Schreiben des Studenten und nickte wiederholt mit großer Befriedigung. Es war genau das, was sie brauchte. In bester Laune machte sie Toilette und fuhr zu dem Fürsten Borodinoff, wo an diesem Abend ein Diner und nach demselben eine musikalische Soirée stattfand.

Als sie zurückkehrte und zur Ruhe gehen wollte, erinnerte sie ihre Kammerfrau, daß der Mond im Zunehmen sei und es somit an der Zeit wäre, an das animalische Bad zu denken, das Frau Odowalska, einem Aberglauben des Orients folgend, jeden Monat, ehe der Mond voll wurde, nahm, in der Ueberzeugung, sich durch dasselbe von neuem die Elastizität der Jugend und den vollen Zauber ihrer Schönheit zu sichern.

Sie begab sich also in ihr Badezimmer und während die Kammerfrau sie entkleidete, brachte das Küchenmädchen drei Tauben — diese mystische Zahl hatte auch ihre Bedeutung — welche auf dem Altar dieser modernen Venus geopfert werden sollten.

Als Lazarine bereit war, schlachtete das Mädchen die Tauben der Reihe nach, und während dieselben noch zappelten, drückte Lazarine die armen Tiere an sich und ließ ihr warmes Blut über ihre rosigen Glieder herabrieseln.

Ohne das köstliche Lebenselixir abzutrocknen, hüllte sie sich in ein weiches, weißes Gewand von krausem, orientalischen Stoff und ging so zu Bett.

Als Zacharin am nächsten Tage zu ihr kam, erledigte sie erst alle geschäftlichen Angelegenheiten, dann zog sie plötzlich den Brief Herons wie einen Dolch, den sie in ihrem Busen verborgen gehalten, hervor.

„Was haben Sie da, Lazarine Abdonowna?“ bemerkte Zacharin, während seine Oberlippe spöttisch zuckte. „Sollte es ein Beweis sein für Ihre Behauptung, daß ich eine Schlange an meinem Busen nähre und daß diese harmlose Milada eine blutgierige Verschwörerin ist?“

Lazarine gab ihm keine Antwort, sondern reichte ihm den Brief. Er sah die Adresse an und wendete den Blick zu ihr. „Wie kommen Sie zu diesem Brief?“

„Das ist meine Sache, lesen Sie.“

Zacharin entfaltete das Schreiben und las, während Lazarine ihn mit ihren dunklen Augen scharf beobachtete. Er blieb ruhig wie sonst, nur daß der Brief in seiner Hand leise zitterte. Dies genügte Frau Odowalska. Sie kannte ihn, sie wußte, wie sehr er sich zu beherrschen imstande war und so war sie keinen Augenblick im Zweifel darüber, daß er sich in diesem Augenblick in einer starken Erregung befand. Und diese Erregung bewies ihr, daß ihr Verdacht gegründet, daß er in Milada Petrowna verliebt war.

„Nun, was sagen Sie jetzt?“ fragte sie lauernd.

Zacharin zuckte die Achseln. „Ich habe kein Recht, mich in die Herzensangelegenheiten dieses Mädchens zu mischen. Solange ihr Anbeter mich in meinem Hause in keiner Weise geniert, habe ich keine Ursache, von ihm Notiz zu nehmen.“

„Ganz richtig,“ bemerkte Lazarine pikiert, „Sie sind seit einiger Zeit von einer Objektivität, die jedem Philosophen von Beruf Ehre machen würde.“

Als er fort war, ging Lazarine erregt im Gemach auf und ab und während sie überlegte, riß

sie ihr spitzenbedecktes Batisttuch in Stücke. Als sie sich endlich soweit beruhigt hatte, war sie vollständig entschlossen, Zacharin vorläufig aus dem Spiele zu lassen und einen andern Weg einzuschlagen, um ihre Nebenbuhlerin zu verderben, denn daß Milada dies war oder in kurzer Zeit werden müsse, war ihr vollständig klar. Jetzt erst bemerkte sie, daß Zacharin den Brief Herons zu sich gesteckt hatte. Blitzartig leuchtete ein wilder Triumph in ihrem schönen Gesichte auf. Also hatte der Stich doch getroffen. Er war verwundet von ihr gegangen, so sehr er es auch zu verbergen suchte und es gab ohne Zweifel eine Auseinandersetzung zwischen ihm und ihr. Das war alles, was sie für den Augenblick wünschen konnte.

In der That hatte Zacharin Frau Odowalska in großer Aufregung verlassen. Er ließ jedoch Milada vorläufig nichts von dem Seelenzustand, in dem er sich befand, merken. Erst am Abend, als sie sich in ihr Zimmer zurückgezogen hatte, klopfte er an ihre Thür. Ein lautes Herein hieß ihn eintreten.

Milada sah ihn erstaunt an. „Haben Sie noch

irgend einen Auftrag für mich?“ fragte sie, um seinem unerwarteten Besuch rasch ein Ende zu machen.

„Ich habe mit Ihnen zu sprechen, Milada Petrowna,“ erwiderte Zacharin, indem er sich auf dem Sopha niederließ. „Man hat mir mitgeteilt, daß Sie ein Mitglied der Tajnaja Druschina seien, Sie kennen doch diese verbrecherische Genossenschaft?“

„Und weiter?“ erwiderte Milada gelassen, während sie ihn ruhig mit ihren blauen Augen ansah, „denn Sie haben noch etwas auf dem Herzen.“

Zacharin zog Herons Brief hervor und reichte ihr denselben.

Sie öffnete ihn und las. Dann sah sie Zacharin erwartungsvoll an, aber ohne das geringste Zeichen von Erregung, im Gegenteil, ihr schönes Antlitz war weiß und rot und ruhig und milde wie sonst.

„Gestatten Sie mir, Milada Petrowna, Sie zu warnen. Es paßt nicht für ein junges Mädchen aus guter Familie wie Sie, sich mit jungen Leuten herumzutreiben. Man weiß ja, wohin diese Studentenliebschaften führen —“

„Ich bitte,“ unterbrach ihn Milada, „Sie wollen

mir Vorwürfe machen, Sie wollen mich anklagen, Konstantin Iwanowitsch, in dem Augenblick, wo Sie selbst strafbar sind, wo sie einen an mich gerichteten Brief unterschlagen, geöffnet und gelesen haben? Wissen Sie, daß Sie damit eine Handlung begangen haben, welche in jedem Staate, in dem nicht Willkür, sondern Recht und Gesetz regiert, als eine verbrecherische angesehen und bestraft wird? Ich antworte gar nicht auf Ihre Anklagen. Es handelt sich einfach darum, ob ich meine Stellung in Ihrem Hause ausfülle oder nicht, ob ich die Bedingungen, unter denen Sie mich engagiert haben, erfülle oder nicht. Sie haben mich gebeten, in Ihr Haus zu kommen, ich habe mich nicht um diese Stellung beworben, ebensowenig wie um Ihre Gunst oder Ihr Vertrauen. Am wenigsten habe ich mich hier eingeschlichen. Sobald Sie es also wünschen, gehe ich auf der Stelle."

„Aber ich bitte Sie, Milada Petrowna, so war es ja nicht gemeint. Gestatten Sie mir vor Allem, mich zu rechtfertigen. Ich erhielt diesen Brief von anderer Seite."

„So — ohne Zweifel von einer gewissen Dame, welche ihre Spione hier im Hause unterhält.“

Diesmal wurde selbst Zacharin, der sonst so Besonnene und Geschmeidige, verlegen.

„Sie leugnen nicht, also geben Sie zu, Konstantin Iwanowitsch. Gut, ich bin jetzt gewarnt, aber das sage ich Ihnen, sobald ich die Person entdecke, welche hier im Hause dieses verächtliche Gewerbe treibt, werde ich dieselbe, kraft der Vollmacht, die Sie mir gegeben haben, noch in derselben Stunde aus dem Hause jagen.“

„Das ist Ihr gutes Recht, dagegen habe ich nichts einzuwenden, nur bitte ich Sie, mir zu vergeben, sich zu beruhigen und vor allem das Geschehene zu vergessen. Wenn Sie mein Haus verlassen sollten, sollten Sie Ihren Feinden nur einen Triumph bereiten, und das wollen Sie doch nicht.“

„Sagen Sie lieber, meiner Feindin,“ erwiderte Milada.

Zacharin war aufgestanden und nahm sie jetzt fast zärtlich bei den Händen. „Also sind wir jetzt wieder gute Freunde?“

„Ich werde nicht so leicht wieder versöhnt, wenn man mich beleidigt hat,“ sagte Milada. „Es mag Ihnen genügen, daß ich vorläufig Ihr Haus nicht verlasse. Und nun, gute Nacht, Konstantin Iwanowitsch.“

XI.

Die russische Regierung hatte wieder neue Maßregeln gegen die Juden ergriffen, welche sich auch in dem Gouvernement Zacharins fühlbar machten. Zahlreiche Familien wurden aus ihren bisherigen Wohnsitzen auf dem flachen Lande vertrieben. Einige suchten ein Unterkommen in den Städten, andre verkauften ihre Habseligkeiten und wendeten sich nach dem Auslande. Die große Auswanderung der russischen Juden nahm ihren Anfang. Das sogenannte Jahrhundert der Aufklärung schien mit einer rückschrittlichen Wendung, die man vor kurzem noch für unmöglich gehalten hätte, schließen zu sollen. Die finstren Zeiten des Mittelalters drohten von neuem hereinzubrechen, Maßnahmen traten zu Tage, Szenen spielten sich ab wie zur Zeit der Fürstenwillkür und

des Priesterübermutes, ja, jene Tage drohten zurückzukehren, wo Juden und Mauren aus der spanischen Heimat vertrieben wurden, wo die Hugenotten auswanderten, die flandrischen und die Salzburger Protestanten.

Die Nachricht kam an einem Freitag Nachmittag, kurz ehe der Sabbath begann. Die Juden beteten an diesem Abend in ihren Synagogen eifriger und inniger als sonst und auf dem Rückwege scharten sich die Angesehensten der Gemeinde um den greisen Rabbi ben Oporto und besprachen die bedrängte Lage ihrer Glaubensgenossen.

Vor einem Hause, das deutlich das Gepräge des Wohlstandes, ja des Reichtums an sich trug, stand um diese Zeit ein junger Mann, welcher gleichfalls aus dem Tempel heimkehrte. Es war Juda Maimonoff, ein eifriger Verfechter der Lehre der Palästiner, einer Sekte, welche sich seit einiger Zeit von den orthodoxen Juden abgesondert hatte. Trotz seiner feinen, schlanken Figur war Juda Maimonoff, eine männliche Erscheinung im edelsten Sinne des Wortes. Sein blonder, schöner Apostelkopf trug deutlich das Gepräge mutiger Ehrlichkeit und eines unerschrockenen

Idealismus. Sein etwas bleiches Gesicht war von einem kurzgeschnittenen, rötlichen Bart umrahmt. Unter den feinen Brauen blickten ein paar begeisterte blaue Augen hervor.

Beim Eintreten berührte er die geheiligte Stelle an dem Thürpfosten, wo der geheiligte Name Gottes „Schadai" durch ein Fensterchen blickte, mit der Hand und führte dieselbe dann an die Lippen. Als er in die große Sabbathstube eintrat, welche vom Wochenstaub gereinigt und mit Blumen und grünen Zweigen geschmückt war, brannte bereits die siebenarmige Sabbathlampe und auf den Fenstern standen Armleuchter mit brennenden Kerzen. Auf dem mit einem frischen, kostbaren Tuch gedeckten Tisch lag das weiße Sabbathbrot, Barches, einem Kinde gleich, in ein weißes Laken gewickelt, und stand ein silberner Krug mit Wein gefüllt. Seine Frau Jenta und seine Kinder kamen ihm entgegen und begrüßten ihn fröhlich wie sonst. Sie sahen die Wolke nicht, die auf seiner Stirn lagerte, da er bemüht war, seinen Kummer vor ihnen zu verbergen.

Jenta Maimonoff war eine kleine, sehr volle Frau mit starken aber hübschen Zügen und einem

bernsteingelben Teint, der ihrem schwarzen, reichen Haar, das sie nicht abgeschnitten hatte, entsprach und leuchtenden, glücklichen, hellen Augen. Ihr ältester Sohn Nathan, ein kräftiger, brünetter, zehnjähriger Knabe, glich wenig dem zweiten, David, der schlank, mit einem bleichen, von dunklem Haar umrahmten Gesichtchen dastand, während die kleine, dreijährige Esterka mit ihren feinen, edlen Zügen und ihrem goldschimmernden Haar das Ebenbild ihres Vaters war.

Nachdem Maimonoff sich die Hände gewaschen hatte, stimmte er aus dem Gebetbuch den Friedensgesang an. Als er denselben geendet, küßte er die betreffende Seite im Gebetbuch und wusch sich nochmals die Hände, dann sprach er den Segen zuerst über den Wein, den er in einen Kelch goß, und nachdem er davon genippt, weiterreichte, sodann über das Brot, das er brach und austeilte. In diesem Augenblick flatterten die Sorgen, die über ihn gekommen waren, davon. Die Welt draußen wurde zum Schemen, er war jetzt ein König, ein Patriarch im Kreise der Seinen.

Nachdem man den verschiedenen, schmackhaften Ge-

richten, insbesondere dem Fisch in der schwarzen, süßen Rosinensauce zugesprochen hatte und Maimonoff das Dankgebet leise gesprochen hatte, begann er den Seinen allerhand lustige Legenden aus dem Talmud zu erzählen. Mitten in das Lachen der Kinder tönte die Hausglocke. Jenta ging hinaus, um zu sehen, was es gäbe und kehrte mit lieben Gästen zurück.

Es waren Boris Dobruskin und Bojan, beide Freunde Maimonoffs, welche mit Milada zu ihnen kamen, um den Abend in vertrautem Kreise zu verbringen.

Nachdem man sich gegenseitig begrüßt, die Neuangekommenen Platz genommen und dem Wein, den Jenta ihnen präsentierte, Bescheid gethan hatten, begann Maimonoff Boris auszufragen. Er wußte, daß derselbe mitten in der geistigen Bewegung unsrer Tage stand und fast jedesmal etwas Neues und Interessantes mitzuteilen hatte. Boris befriedigte die Neugierde Maimonoffs, indem er von einigen neuen bedeutenden Werken und Erfindungen sprach. „Wenn ich fähig wäre, jemand zu beneiden,“ rief dann Maimonoff aus, „Sie, Boris Wassiljewitsch, könnten meinen Neid erwecken. Wie herrlich ist es,

wenn man sich der Wissenschaft widmen kann, nur um ihrer selbst willen, nur im Bestreben, die Menschheit aufzuklären, Licht zu spenden, wo Finsternis ist, das Böse zu bekämpfen, das im Grunde immer nur die Unwissenheit und die Beschränktheit ist. Sagt doch der Talmud: Dem, der sich mit der Wissenschaft in edler Absicht beschäftigt, wird diese ein Balsam des Lebens, dem, der sich in unedler Absicht mit ihr beschäftigt, wird sie ein tödliches Gift."

„Sehr weise und wahr," erwiderte Boris lächelnd. „Sie machen mich neugierig, Juda Maimonoff, noch mehr von den Ansichten des Talmud über die Wissenschaft zu hören."

„Der Talmud sagt ferner: Wissenschaft ist mehr als Priestertum und Königswürde, und an einer anderen Stelle: Wenn Dich jemand nur ein Wort, ja nur ein Schriftzeichen lehrt, sollst Du ihn zeitlebens als Deinen Lehrer verehren."

„Das ist wirklich interessant," bemerkte Boris. „Es beweist wieder einmal so recht, wie sehr gerade der Jude den Geist und die Wissenschaft ehrt.

Indes hatte Jenta allerhand Backwerk und Kuchen

herbeigebracht und bediente ihre Gäste in der liebenswürdigsten Weise.

„Ich finde das ungemein richtig und liebenswürdig," sprach Boris, zu Frau Maimonoff gewendet, „daß Sie selbst die Bedienung übernehmen. Wie störend ist es, wenn man im vertrauten Kreise beisammen ist und immer fremde, neugierige oder geradezu übelwollende Gesichter um sich sehen muß, aber freilich, wenige reiche Frauen würden an Ihrer Stelle so handeln."

„Erlauben Sie mir," fiel Maimonoff lebhaft ein, „noch einmal meinen Talmud zu zitieren. Er sagt sehr wahr: Selbst wenn eine Frau hundert Sklavinnen hätte, hat sie doch die Pflicht zu arbeiten, denn Müßiggang führt zur Ausschweifung."

„Ausgezeichnet in der That," stimmte Boris bei.

„Sagen Sie mir," begann jetzt Milada, welche bisher geschwiegen und, wie es ihre Art war, beobachtet hatte, „welche Grundsätze befolgt eigentlich die Sekte der Palästiner?"

„Dieselben sind einfach," erwiderte Maimonoff. „Wir verwerfen den Talmud nicht ganz, wir sehen in ihm ein Buch voll Weisheit, das uns in jeder

Lage des Lebens vortreffliche Ratschläge erteilt, aber wir lassen die Verordnungen desselben bei Seite, sobald sie sich mit unsrem modernen Leben, mit der heutigen Kultur nicht in Einklang bringen lassen. Wir halten uns an das reine Gesetz Mosis, das sich heute unter veränderten Verhältnissen ebenso bewährt, wie vor tausenden von Jahren im gelobten Lande, vor allem die jüdische Moral, die sich ja von der wahrhaft christlichen in nichts unterscheidet. Unser Hauptbestreben geht jedoch dahin, die Juden, die ursprünglich ein Volk von Ackerbauern waren, wieder zum Landbau zurückzuführen, dem sie nur dadurch untreu geworden sind, daß der Haß und die Verfolgungswut sie in enge Gassen finsterer Städte sperrten und geradezu auf die schlimmste Art des Handels und den Wucher hinwies."

Noch manches gute und wahre Wort wurde an diesem Abend zwischen den Freunden gewechselt und endlich kam auch die Rede auf die Lage der russischen Juden und die neuesten Maßnahmen der Regierung, gegen welche sich Boris insbesondere bitter und heftig aussprach.

Am Samstag Abend, als der Sabbath zu Ende

ging, kam eine Anzahl armer Juden, als deren Sprecher Isaschar Mondschein auftrat, zu Maimonoff, welcher als einer der reichsten und weisesten in der Stadt galt, um von ihm Rat und Hilfe gegenüber der wachsenden Verfolgung zu verlangen. Es waren meist Familienväter, die mit den Ihren vom flachen Lande in die Stadt gezogen waren und die jetzt auch hier vertrieben werden sollten. Maimonoff versprach ihnen, selbst zum Gouverneur zu gehen und in ihrer Sache das Wort zu führen.

Am Sonntag Vormittag kam Jenta Maimonoff zu Milada. So einfach die kleine Jüdin an sich war, so war sie doch klug genug zu erraten, daß Milada einigen Einfluß auf Zacharin besitze. Sie trug ihr deshalb die Angelegenheit der armen vertriebenen jüdischen Familien vor und bat sie, soweit es ihr möglich sei, auf den Gouverneur einzuwirken, damit denselben der Aufenthalt in der Stadt gestattet würde.

„Meine Stellung dem Gouverneur gegenüber," erwiderte Milada, „ist eine solche, daß ich nichts in der Sache thun kann. Ich würde mich dadurch in seine Hand geben, und hätte das Schlimmste

von seiner Seite zu besorgen. Ich darf von Zacharin keinen Dienst, ja nicht die kleinste Gefälligkeit annehmen, wenn ich frei und unabhängig bleiben will. Aber Sie bedürfen meiner gar nicht. So wie ich die Verhältnisse kenne, genügt es, wenn Ihr Mann ihm einfach Geld anbietet, viel Geld, denn wenn jeder Beamte in Rußland bestechlich ist, so hat doch auch jeder seinen Preis, und ein Gouverneur ist nicht so leicht zu haben, wie irgend ein armer, kleiner Tschinownik."

So ging denn Maimonoff am nächsten Tage zu Zacharin, der ihn in seinem Büreau sofort empfing und ihm in wohlwollender liebenswürdiger Weise entgegenkam.

Maimonoff schilderte die Lage der Juden in Rußland im allgemeinen, er führte aus, wie unsinnig, wie schädlich für das ganze Land die Maßnahmen der Regierung seien, wie sie dem ganzen russischen Volke, dem Staate Wunden schlagen müßten, die nicht so leicht vernarben würden. Dann kam er auf die Zustände im Gouvernement selbst zu sprechen und schilderte endlich die verzweifelte Lage jener Familien, die man vom Lande vertrieben

habe, die gehofft hatten, in der Gouvernementsstadt ein Asyl zu finden und jetzt von neuem wandern sollten. Wohin?

„Das ist alles richtig“ erwiderte Zacharin, „aber Sie sind doch nicht hier, um mit mir Ihre Gedanken auszutauschen. Machen Sie mir einen bestimmten Vorschlag, Maimonoff. Was erwarten Sie von mir? Was kann ich in der Sache thun?“

„Die armen Eingewanderten stillschweigend dulden, das ist alles, um was ich Sie bitte.“

„Es ließe sich ja machen,“ erwiderte Zacharin, während er an das Fenster trat, offenbar, um Maimonoff nicht in das ehrliche männliche Auge blicken zu müssen, „wenn ich zu gleicher Zeit auf eine gewisse Dankbarkeit von Ihrer Seite rechnen könnte, denn ein Dienst ist des andren wert.“

Maimonoff hatte verstanden. Er zog ruhig seine Brieftasche heraus und legte mehrere Hundert-Rubelnoten auf den Tisch. Dann steckte er die Brieftasche wieder ein und trat ein paar Schritte zurück.

Auch der Gouverneur hatte verstanden. Er wendete sich um, lehnte sich zurück, die Hände auf das Fensterbrett gestützt, und nachdem er mit einem

flüchtigen Blick die Hundert-Rubelnoten auf dem Tisch gestreift hatte, schloß er die Augen und blickte noch überdies die Spitze seines Lackstiefels an. „Nun, ja,“ sprach er, „wir wollen sehen. Sagen Sie den Leuten, daß sie vorläufig bleiben können, selbstverständlich rechne ich darauf, daß sie durch ihr Verhalten keinen Anlaß zu Klagen geben.“

„Dafür übernehme ich jede Bürgschaft,“ erwiderte Maimonoff.

„Also abgemacht.“

Maimonoff verneigte sich und verließ dann rasch das Büreau. Als er zu Hause angekommen, seiner Frau das Ergebnis seiner Unterredung mit dem Gouverneur mitteilte, schüttelte diese den hübschen Kopf und murmelte: „Eigentlich ist dieser Zacharin ein Schurke.“

„Was willst Du?“ erwiderte Maimonoff, indem er die Achseln zuckte. „Weißt Du, was der Talmud sagt? Nicht die Maus ist der Dieb, sondern das Loch.“

XII.

Je kränker Astinja wurde, umsomehr klammerte sie sich an Milada, die ihr als eine Art Schutzengel erschien. Wenn dieselbe ihren häuslichen Geschäften nachgehen mußte, fragte sie immer wieder nach ihr und beruhigte sich erst, wenn Milada wieder an ihrem Krankenlager saß. Ein rührender Zug war es, daß die Kranke fast ebenso besorgt war um das Wohl ihrer Pflegerin als diese um sie. Jedesmal, wenn Milada abends, in der Nacht oder früh am Morgen bei ihr erschien, forderte Astinja sie auf, es sich doch bequem zu machen, vor allem ihre feste Taille, die ihr unbequem sein mußte, abzulegen. „Haben Sie denn nicht eine bequeme Jacke oder einen Morgenrock?“ fragte sie, als Milada wieder einmal spät in der Nacht zu ihr gekommen war.

„Ich besitze dergleichen überhaupt nicht,“ erwiderte Milada lächelnd, „für ein Mädchen meiner Art paßt das nicht.“

Astinja schwieg. Aber am nächsten Tage bat sie Milada, ein kleines Geschenk von ihr anzunehmen, und als diese, um die Kranke nicht aufzuregen, nicht nein zu sagen wagte, ließ sie durch Widma ihr ein Packet reichen, das sie vor ihr öffnen mußte, und in dem sie einen reizenden Morgenrock von blauem Kaschmir mit weißen Spitzen garniert fand.

„Astinja Stephanowna,“ murmelte Milada, „Sie beschämen mich, das ist mehr als ich verdiene, das kann ich unmöglich annehmen.“

„Ich bitte,“ fiel die Kranke ein, während ihre Augen Milada flehend anblickten, „kränken Sie mich nicht, nehmen Sie die Kleinigkeit mir zu liebe,“ und als Milada endlich jeden Widerstand aufgab, bestand Astinja darauf, daß sie sofort vor ihr den Morgenrock anzog und freute sich kindisch, als Milada in demselben gut aussah. Als sie ihn wieder ablegen wollte, gab Astinja es nicht zu. Sie mußte so bleiben, bis der Gouverneur nach Hause kam. Auch er sollte sie sehen und sein Urteil abgeben.

Als Zacharin zurückkehrte, traf er Milada im Salon, aus dem sie eben in die Küche hinabgehen wollte. Er sah sie überrascht an. Ihr schönes, nachdenkliches Madonnengesicht stimmte so gut zu dem Himmelblau des Kaschmirs, der leise um sie rauschte, ebenso ihr sanftes, würdevolles Wesen und ihr goldiges Haar. Zacharin fühlte in diesem Augenblick wieder die unwiderstehliche Macht, welche sie übte, ohne sich darum nur im mindesten zu bemühen.

„Wissen Sie," begann er, „daß Ihnen diese neue Toilette ganz vortrefflich zu Gesicht steht?"

„Es ist ein Geschenk Ihrer Gemahlin," beeilte sich Milada zu erklären, „ich selbst würde niemals daran gedacht haben, mir einen solchen Luxus zu gestatten."

„Und doch brauchen Sie Luxus," erwiderte Zacharin, „gerade Sie, Milada Petrowna, mit ihrer hohen Gestalt und ihren vollen, stolzen Formen."

„Ich bitte, Konstantin Iwanowitsch, ich bin nicht an Schmeicheleien gewöhnt."

Die Dämmerung, welche im Salon herrschte, gab ihm Mut, mehr zu wagen. Er ergriff ihre Hand und preßte seine Lippen auf dieselbe. „Sie scherzen,

Milada Petrowna," fuhr er fort, „Sie müßten bei aller Ihrer Reinheit und Strenge kein Weib sein, wenn Sie nicht längst wüßten, welchen Eindruck Sie mir gemacht haben, was Sie mir jetzt schon sind."

„Herr Gouverneur!"

„Ich bitte Sie, verschonen Sie mich mit diesem offiziellen Titel, und lassen Sie mich Ihnen sagen, was seit unsrer ersten Begegnung mich bewegt und erfüllt. Noch nie hat ein Weib diesen Zauber auf mich ausgeübt wie Sie, Milada Petrowna. Ich bin nicht mehr so jung, um an Einbildungen zu leiden. Wenn ich empfinde, so ist es wahr, umso wahrer, als ich mich lange dagegen gesträubt habe. Ich weiß jetzt, daß ich Sie liebe, daß ich ohne Sie nicht mehr sein kann."

Milada hatte ihn ruhig angehört, ein höhnisch-rätselhaftes Lächeln spielte um ihren Mund. In diesem Moment schoß ihr ein seltsamer Gedanke durch den Kopf: Astinja wird sterben — Du mußt seine Frau werden, sei klug und fest, aber nicht zu grausam, und Du wirst alles erreichen, was Du nur willst.

„Verzeihen Sie, Konstantin Iwanowitsch," sagte

sie, ohne ihm ihre Hand zu entziehen, „daß ich, ein junges, unerfahrenes Mädchen, Sie, den großen, reifen Mann an seine Pflichten erinnern muß. Sie müssen jeden Gedanken an mich aufgeben, und ich, ich darf nichts von Ihrer Liebe wissen; denken Sie doch an Ihre Frau.“

„Eine Frau,“ unterbrach Zacharin, „die ich nie geliebt habe und die jetzt eine Kranke ist, eine Sterbende.“

„Und Lazarine?“

„Sie hat ihre Rolle ausgespielt,“ entgegnete Zacharin leise.

„Sagen Sie mir das nicht. Sie benimmt sich noch heute Ihnen gegenüber wie die Göttin, die mit dem Götzendiener spricht. Doch das ist es nicht, was hier in Frage kommt. Sie haben andre Pflichten, und ich bin nicht das Mädchen, das ein Spielzeug aus sich machen läßt.“ Sie machte sich sanft los und ging mit kurzen, stolzen Schritten hinaus.

Zacharin begab sich hinein zu seiner Frau, saß einige Zeit bei ihr und kehrte dann in den Salon zurück, um zu vernehmen, wenn Milada aus der

Küche zurückkehren werde. Als er ihre Schritte auf dem Teppich, mit dem die breite Treppe belegt war, nahen hörte, erhob er sich, ging bis zur Thüre und lauschte. Sie ging durch den Korridor und trat jetzt in ihr Zimmer. Darauf hatte er gewartet. Leise verließ er den Salon und folgte ihr.

Als er ohne zu klopfen eintrat, sah ihn Milada überrascht an. Sie hatte ihm diese Kühnheit nicht zugetraut. Sie saß an dem kleinen Tisch, auf dem die Lampe stand, vor ihrem Haushaltungsbuch. Das feine Profil ihres milden Kopfes hob sich effektvoll von dem dunklen Hintergrunde ab, während das üppige weiche Goldhaar wie ein Heiligenschein um ihr Haupt lag.

„Konstantin Iwanowitsch, ich bitte Sie, verlassen Sie mich. Ich kann nicht in Ihrem Hause bleiben, wenn Sie mich in dieser Weise verfolgen. Was werden die Dienstleute, was werden Ihre Kinder sagen, wenn man Sie hier überrascht."

„So hören Sie mich doch nur an," murmelte Zacharin, während er sich ihr näherte und sich auf einem Stuhl ihr gegenüber niederließ.

„Ich habe schon zu viel gehört," erwiderte Milada.

„Ich muß einmal sprechen," fuhr er fort, „sonst ersticke ich. Es ist kein flüchtiger Reiz, kein Rausch, der mich zu Ihnen führt, ich liebe Sie, Milada, ich liebe Sie wahrhaft und nur Sie, keine Andre."

„Und wohin soll das führen?" fragte sie, „Sie werden mir selbst keine Antwort darauf geben können."

„Sagen Sie mir nur, Milada Petrowna, daß ich Ihnen nicht gleichgiltig bin," fuhr er fort.

„Ich habe nicht das Recht, Ihnen irgend etwas zu erwidern."

„Haben Sie denn kein Gefühl? Empfinden Sie nicht mindestens etwas Mitleid mit mir?" Er glitt vom Stuhl herab zu ihren Füßen, legte den Arm um sie und barg sein glühendes Gesicht in den knisternden Falten ihres weichen Gewandes.

„Ich beschwöre Sie, stehen Sie doch auf." Sie neigte sich zu ihm herab und bemühte sich, sich sanft aus seinen Armen zu befreien. Aber ihr Atem berauschte ihn wie der emporsteigende Nebel einer Zauberlampe. Weshalb mußte er gerade in diesem Augenblick an das Märchen von Gogol denken? Ja, wenn sie nur wollte, sie hätte sich auf seinen

Rücken schwingen und auf ihm durch die Lüfte nach Kiew reiten können, wie jene schöne Hexe.

Endlich hatte sich Milada von ihm befreit und machte Miene, sich aus dem Zimmer zu flüchten, doch er vertrat ihr den Weg, und während seine Brust schwer atmete, schloß er sie mit sanfter Gewalt an sich und küßte sie zweimal auf den weißen Hals und dann, trotzdem sie sich tapfer wehrte, auf den Mund. Nochmals machte sie sich los, und ihre strengen Augen blitzten ihn zornig an. „Verlassen Sie mich jetzt auf der Stelle,“ rief sie, „ich sehe, daß es unmöglich ist, hier zu bleiben, und so will ich denn ein Ende machen und heute noch.“

„Milada, ich beschwöre Sie —“

„Kein Wort weiter. Gehen Sie, gehen Sie doch.“

Endlich verließ er mit einem Seufzer das Zimmer und sie rief das Stubenmädchen und begann auf der Stelle, ihre Sachen zu packen.

Es währte nicht lange, so ließ Astinja sie rufen. Milada ließ ihre Koffer halb gepackt stehen und leistete dem Rufe sofort Folge.

„Ich bitte Sie, mein Kind,“ begann Astinja, indem sie Milada mit ihren zitternden Händen neben sich auf

einen Stuhl zog, „hören Sie mich an. Man sagt mir, daß Sie fort wollen. Das kann nicht Ihr Ernst sein. Sie können nicht so herzlos sein, mich, eine arme Kranke, die nur noch Sie auf Erden hat, niemand sonst, zu verlassen. Nein, das werden Sie nicht thun. Wenn ich nicht so schwach wäre, ich würde vor Ihnen niederknien, Milada Petrowna, und Sie so lange bitten, bis Sie bleiben."

Und dann zog Astinja mit ihren heißen, bebenden Händen einen Brief unter ihrem Kopfpolster hervor, den sie erhalten hatte, und gab ihn Milada.

Als ihn diese zu Ende gelesen hatte, murmelte die Kranke: „Offenbar hat ihn diese Lazarine geschrieben. Sie sehen aber, wie groß mein Vertrauen zu Ihnen ist, Milada Petrowna, daß ich Sie trotzdem knieefällig bitte, bei mir, bei uns zu bleiben."

„Astinja Stephanowna, ich kann Ihnen nicht alles sagen," begann Milada.

„Ich weiß alles," erwiderte die Kranke, „was wollen Sie mir noch eingestehen? Daß Konstantin Iwanowitsch Sie liebt? Das ist für mich schon lange kein Geheimnis, aber eben deshalb müssen Sie bleiben. Sie, Sie allein können Konstantin Iwano-

witsch aus den Händen dieses Weibes retten, aus den Krallen dieses wilden Tieres, das es sich in den Kopf gesetzt hat, uns alle zu verderben.“ Astinja begann laut zu schluchzen und während ihre Thränen auf Miladas Hände niederflossen, gab ihr diese das Versprechen, zu bleiben.

Als sie Astinja verließ, erwartete sie Zacharin draußen im Salon. „Wollen Sie uns wirklich verlassen?“ begann er.

„Nein, ich bleibe,“ erwiderte Milada, „aber unter der Bedingung, daß Sie fortan alles unterlassen, was mir den Aufenthalt in Ihrem Hause unmöglich machen muß.“

„Ist das alles, was Sie verlangen?“

„Und noch etwas: Machen Sie ein Ende mit dieser Frau Odowalska. Sehen Sie denn nicht, daß Ihre Frau an dieser Geschichte stirbt?“

„Ich bin längst mit ihr fertig,“ gab Zacharin zur Antwort, „aber es ist nicht so leicht, sich von ihr loszumachen, wie Sie denken. Vielleicht gelingt es mir eher, wenn Sie mir ein wenig dabei helfen wollen.“

„Das will ich,“ sagte Milada, „ich fürchte mich vor Lazarine Abdonowna nicht.“

XIII.

Die Stunde, wo Boris da war, war für Vilia Paulowna zur wahren Feierstunde geworden. Sie verstand es geschickt, aus derselben erst anderthalb und dann zwei Stunden zu machen. Wenn er da war, saß sie in der Ecke des Sophas und Boris ihr gegenüber auf einem Stuhl. Sobald er sprach, stützte sie den feinen Kopf in die Hand und beugte sich zu ihm über den Tisch herüber. Dann wurde es Boris manchmal ganz seltsam zu Mute und wenn sie ihn lange mit ihren blauen, schwärmerischen Augen ansah, ging es jedesmal wie ein Frühlingsschauer durch sein Herz.

Sobald er ging, überflog ein Schatten von Schwermut das zartgefärbte Gesicht der Prinzessin und beim Abschied zitterte ihre Hand leicht in der seinen.

Diesmal wollte sie seine Ansicht über die Judenfrage hören, welche eben alle Kreise aufregte und beschäftigte.

„Meine Ansicht?“ erwiderte Boris. „Ansichten können irren, es ist immer am besten, die Thatsachen zu befragen. Wissen Sie denn so gar nichts von früheren Vorgängen dieser Art?“

„Boris Wassiljewitsch,“ erwiderte die Prinzessin lachend, „sagen Sie mir, warum sind Sie eigentlich so grob?“

„Grob?“ sagte Boris, „das kommt Ihnen nur so vor. Ich heuchle nicht, ich schmeichle nicht, ich lüge nicht und die Wahrheit erscheint immer grob. Aber Sie werden nie ein unflätiges Wort von mir hören, wie es alle die feinen, artigen Leute gern im Munde führen. Sehen Sie mir doch, unsre ganze Gesellschaft ist nur auf Lüge, Trug und Betrug aufgebaut. Aber bleiben wir bei der Sache. Erinnern Sie sich, wie Spanien von seiner Höhe herabsank, wie es zugrunde ging infolge der Vertreibung der Juden und Mauren, welche Wunden Frankreich die Vertreibung der Hugenotten schlug, welche ihren

Kunst- und Gewerbefleiß nach Deutschland, nach Preußen trugen? Denken Sie daran, wie die Verfolgungswut der Spanier die Niederlande verödete und wie die fleißigen Protestanten Flanderns nach England und Deutschland auswanderten, während ihre Heimat beim herrlichen Schauspiel brennender Scheiterhaufen verarmte. Soll ich Sie noch an die Salzburger erinnern, denen Preußen einen großen Teil seines Aufschwungs verdankt?"

„Sie meinen also, daß die Auswanderung der Juden Rußland Nachteile bringen wird?"

„Gewiß, Nachteile, die sich Jahrhunderte hindurch fühlbar machen werden."

Ein ander Mal fragte ihn die Prinzessin, ob es wahr sei, daß es bald einen großen Krieg geben werde.

„Man spricht seit zwanzig Jahren davon," erwiderte Boris, „deshalb glaube ich nicht recht daran. Aber das weiß ich, daß dieser Krieg ein großes Unglück wäre. Ich würde gern die Hälfte Rußlands hergeben, wenn ich der andren nur Wohlfahrt und glückliche Lebensverhältnisse schaffen könnte. Ueberhaupt haben wir gar keine Ursache, uns in Europa

so sehr mit unsrer Kultur zu brüsten, solange die Erkenntnis nicht allgemein geworden ist, daß die Macht eines Volkes in seiner Arbeit ruht und nicht in seiner Armee. Durch Arbeit, Landbau, Handwerk, Industrie, Handel unterwerfen sich heutzutage die Völker, die Kriege sind nur noch Sicherheitsventile, man hofft durch dieselben die Suprematie eines kräftigeren, arbeitsameren Volkes zu brechen, aber die Kriege machen in dieser Richtung nur momentan Luft. Das durch Arbeit überlegene Volk bleibt doch das mächtigere. Es ruht sich so schön auf Lorbeeren, und eben deshalb bringen sie einem Volke auf allen Gebieten menschlichen Schaffens Stillstand und Rückgang. In der Zukunft werden die Arbeiter die Soldaten des Staates sein, der Staat wird sie an Stelle seiner Armee organisieren und mit ihnen allein seine entscheidenden Siege erfechten."

„Sie glauben, wie ich sehe, daß unsre gesellschaftliche Ordnung eines Tages umgestürzt wird?"

„Das nicht, aber langsam verändert."

„Es gibt aber doch gewisse Gesetze," warf die Prinzessin ein, „die man unter allen Umständen achten muß, die Gesetze der Moral und der Ehre."

„Was ist Moral?“ erwiderte Boris. „Ich kenne nur eine, jene, welche Jesus Christus gelehrt hat und welche in der Hauptsache auch die Moral der Juden ist. — Ehre? Was ist Ehre? Wir Europäer glauben, daß unsre Begriffe von Ehre und Moral allein die richtigen sind und doch finden sich schon bei uns die mannichfaltigsten Verschiedenheiten in Deutschland und England, in Frankreich, Italien oder Rußland. Als im japanischen Parlamente der Gebrauch des „Harikari,“ nämlich das Gesetz, daß ein pflichtvergessener Diener des Staates sich selbst zu töten hat, auf der Tagesordnung stand, wurde ein Antrag auf Abschaffung eingebracht und unter Anderem dadurch unterstützt, daß die Sitte in Europa gänzlich unbekannt sei. Es sprachen 170 Redner, welche sich durchaus für diese gute alte Sitte erklärten, Amenomori Kenzaburo sagte: Ein solcher Entschluß geht stets nur aus einem erhabenen Pflichtgefühl hervor und sei nur jenen unbekannt, welche weder Bescheidenheit noch Scham kennen. Karube Itsinga äußerte, durch den Tod gewinnt der Schuldige die Stellung eines menschlichen Wesens wieder, wenn er am Leben bleibe, sei er ein Schurke, wenn er

aber sterbe, zeige er zum ersten Male wieder, daß er noch einiges Schamgefühl habe. Das „Harikari" verbieten heiße den öffentlichen Pfad der Ehre abschließen und den heimlichen Pfad der Schurkerei öffnen. Man solle in dieser Beziehung die niedrigen Gewohnheiten der westlichen Nationen nicht nachahmen. Nekano Chomai behauptete, daß das Bestehen dieses Brauches zweifelsohne die Ueberlegenheit Japans über andere Länder ausmache. Bei der Abstimmung stimmten nur drei für die Abschaffung des Selbstmordes durch Aufschlitzen des Bauches und zweihundert dagegen. Haben Sie verstanden?"

„Ja, ich habe verstanden."

„Und haben die Japaner nicht recht, wenn sie von dem heimlichen Pfade der Schurkerei sprechen, der bei uns in Rußland zum guten Ton gehört?"

Als Boris sich empfahl, bat ihn die Prinzessin, doch einmal einen Abend bei ihr zu verbringen.

„Was wollen Sie denn eigentlich von mir?" fragte er erstaunt.

„Nichts weiter, als mit Ihnen plaudern." Sie

sah ihn mit ihren milden, keuschen, blauen Augen an. Er konnte nicht widerstehen.

„Einen ganzen Abend ohne meine Pfeife?"

„Nein, mit Ihrer Pfeife."

„Das läßt sich hören."

Wirklich kam Boris schon am folgenden Abend. Die Prinzessin hatte sich wieder einmal besonders hübsch für ihn gemacht. Sie trug ein Negligée von schwerem blauen Kaschmir mit einer Bordüre von bunter, japanischer Seidenstickerei, das in seiner einfachen Eleganz zu ihrem ganzen Wesen so trefflich stimmte. Sie bereitete selbst den Thee und bediente Boris eigenhändig mit den verschiedenen kleinen Gerichten, die um den Samowar aufgestellt waren, und schließlich stopfte sie ihm die Pfeife und zündete sie ihm an. Boris fühlte sich ganz wohl und seine sonst so ernste nachdenkliche Miene hatte einer milden Heiterkeit Platz gemacht. Plötzlich verfinsterte sich aber sein Gesicht so auffallend, daß Vilia es bemerken mußte.

„Was haben Sie?" sprach sie, „ich sehe, daß Ihnen irgend etwas hier mißfällt, doch nicht am Ende an mir?"

„Gerade an Ihnen," erwiderte Boris.

Die Prinzessin hatte sich nämlich eine Zigarette angezündet und das paßte ihm ganz und gar nicht. „Ich finde es unpassend, daß Frauen rauchen," sprach er, „und überdies ist es für so junge Lungen wie die Ihre entschieden ungesund. Ich selbst wäre froh, wenn ich mir dieses abscheuliche Laster abgewöhnen könnte."

Die Prinzessin sagte kein Wort, sondern warf die Zigarette ruhig fort. Dann setzte sie sich an das Piano und spielte und sang. Boris saß still, in sich versunken da und lauschte ihr mit steigendem Entzücken.

Als sie das Piano verließ, stand er auf und ergriff sie bei den Händen, während seine gutmütigen Augen sie anlächelten. „Darf ich diese Händchen küssen," fragte er, „die so zauberhaft spielen?"

Wenn plötzlich eine Mitrailleuse auf sie gerichtet worden wäre, hätte Prinzessin Vilia nicht betroffener aussehen können. Es ging ihr wie ein Schreck durch die Glieder, aber es war ein freudiger Schreck. Wirklich, darauf war sie nicht gefaßt gewesen.

„Bitte," sagte sie endlich, und er küßte ihr erst die rechte und dann die linke Hand.

„Ach, wie weich diese Händchen sind!" fuhr er

fort, „wie Sammt oder Hermelin.“ Er streichelte sie und küßte sie wieder, während Vilia fühlte, wie ihr das Blut in die Wangen stieg.

„Eigentlich,“ — murmelte er dann, während ein Lächeln um seinen vollen weichen Mund spielte, wie wenn er irgend einen Eulenspiegelstreich im Sinne hätte.

„Was?“ fragte die Prinzessin.

„Eigentlich müßte ich auch den Mund küssen, der so schön gesungen hat, aber nicht wahr, das schickt sich nicht?“

Vilia begann zu lachen. „Sie sind wirklich ein Original, Boris Wassiljewitsch, aber kommen Sie, wir wollen uns jetzt zusammensetzen und einmal vernünftig mit einander sprechen.“

„Das soll also heißen,“ sprach Boris, indem er sich neben der Prinzessin auf dem kleinen Sopha niederließ, „daß wir jetzt thöricht waren.“

„Ein wenig Thorheit ist so hübsch,“ erwiderte Vilia. „Ich möchte Sie manchmal thöricht sehen. Aber nun wollen wir ernsthaft sein.“

„Richtig,“ sagte Boris, „ich wollte Ihnen schon lange etwas sagen und habe es immer wieder ver=

gessen. Sie wissen viel, Vilia Paulowna — viel mehr als alle andren Frauen, aber haben Sie nie daran gedacht, Ihr Wissen endlich auch einmal praktisch zu verwerten? Wissen ist doch nutzlos, wenn es nicht angewendet wird und zwar zu dem Zweck, damit der Mensch seine Aufgabe erfüllt. Diese Aufgabe, soweit wir sie erkennen, die Aufgabe unsres irdischen Lebens ist, sich wohl und zufrieden zu fühlen, und seinen Nachkommen dasselbe zu sichern. Was brauchen wir, um uns wohl zu fühlen? Vor allem Gesundheit, dann, daß wir immer satt zu essen haben, daß keine Sorge uns quält, keine Langeweile und zum Schlusse die Aussicht, friedlich aus dem Dasein zu scheiden. Unsere Kultur, der wachsende Reichtum bringen immer neue Bedürfnisse, somit neue Unzufriedenheit mit sich."

„Man behauptet aber, daß die Unzufriedenheit gerade die Mutter jedes Fortschrittes sei," entgegnete die Prinzessin, „daß die Welt nur vorwärts geht durch die wachsenden Bedürfnisse und durch den Egoismus."

„Das ist eine Erfindung Jener, die auf Kosten der andren schwelgen. Ich denke, die Menschheit wird noch rascher vorwärts gehen durch Zufriedenheit,

Bedürfnislosigkeit und Liebe. Ich will Ihnen ein Beispiel für viele geben. Eine neue Bahn wird gebaut. Eine große Stadt ist bestimmt, eine der Stationen zu werden. Es fragt sich nur noch, wo der Bahnhof stehen soll, selbstverständlich, wenn nicht im Mittelpunkte der Stadt, so doch an ihrer wichtigsten Verkehrsstraße. Doch nein, ein reicher Herr, einer von jenen, die behaupten, daß der Egoismus, die Unzufriedenheit den Fortschritt bedinge, weiß seine Verbindung und seinen Einfluß geltend zu machen, und so wird der Bahnhof nicht in der Stadt, ja nicht einmal in der Nähe derselben, sondern eine halbe Stunde weit draußen errichtet, unmittelbar gegenüber dem Wirtschaftshofe jenes Herrn, damit derselbe sein Getreide und sein Vieh besser verladen kann. Glauben Sie, daß hier der Egoismus dem Fortschritt genützt hat? Ich glaube das Gegenteil. Und solcher Fälle weiß ich viele, ja zahllose. Man meint, der Unterschied zwischen arm und reich müsse immer bestehen, durch das Großkapital seien allein große Unternehmungen möglich. Wie, wenn nicht der Staat dies alles selbst leisten könnte, er, der größte aller Kapitalisten.

Und der Luxus! Er bringt keine Fortschritte, im Gegenteil nur den Rückschritt. Am Luxus gehen die Völker zu Grunde, das beweist uns die Geschichte, und am Luxus siechen auch die reichen Familien dahin ebenso gut wie die einzelnen Individuen. Wir sind in diesem Sinne genug vorwärts gegangen, es ist Zeit, einmal umzukehren, zurückzukehren zur Einfachheit, zur Bedürfnislosigkeit, zur Natur."

„Sie sind Nihilist," warf unerwartet die Prinzessin ein.

„Nein."

„Sozialist."

„Noch weniger."

„Was denn?"

„Ein Mensch, der von der Kulturkrankheit genesen ist, der blind war und jetzt sieht. Der Nihilismus ist die Verzweiflung und meine Ideen, die ich lebendig bethätige, machen mich glücklich."

Die Prinzessin blickte vor sich nieder und schwieg. Dann wendete sie den schönen Kopf langsam Boris zu und reichte ihm die Hand. „Ich gebe den Kampf gegen Sie auf," sprach sie, „Sie haben

mich bekehrt. Ich muß Ihnen nur gestehen, daß ich Sie eigentlich strafen wollte als Verächter der Frauen, und jetzt bin ich gestraft."

„Wie das?" fragte Boris naiv.

Die Prinzessin sah ihn an, wurde rot, stand auf und ging an das Fenster.

Am folgenden Vormittag kam die Prinzessin im Schlitten vor das Haus, wo Boris Dobruskin wohnte, und ließ ihn durch ihren Kosaken einladen, mit ihr zu fahren. Boris nahm die Einladung an und kam rascher, als es die Prinzessin von ihm erwartet hatte, herab. Nachdem er neben ihr Platz genommen hatte, ergriff sie Zügel und Peitsche und schickte den Kosaken fort. Sie selbst kutschierte und führte ihn rasch durch die Stadt und dann hinaus auf die weite Fläche, auf der der dichte weiße Flaum des Winters lag. Ueberall war Glanz und Heiterkeit. Goldene Lichter sprühten über dem Schnee, Lichtperlen hingen an den Halmen und an den kahlen Obstbäumen blitzende Edelsteinfrüchte wie im Märchen. Um den fernen Wald webte eine keusche, silberne Glorie. Sie kamen jetzt an einem kleinen Hain vorüber, vor dem ein großes Holzkreuz

stand mit dem sterbenden Heiland, den der Frost statt mit Dornen mit einer Krone aus weißen blühenden Rosen geschmückt hatte.

„Ach! wie schön ist es hier, in der Freiheit, in der Natur!“ rief Boris aus. „Ist die Natur nicht viel schöner als alle Kultur, als alle Kunst? Wer könnte diese Landschaft malen! Und wie hübsch der Frost Sie geschminkt hat, Vilia Paulowna! Tschernitschewski hat einmal gesagt: Ein wirklicher Apfel ist schöner als ein gemalter, und Sie, Vilia Paulowna, sind um vieles schöner als jedes gemalte Weib.“

„Oh, Sie machen mir den Hof,“ rief die Prinzessin mit dem milden Lächeln einer Sibylle von Guido Reni.

„Unsinn! ich mache niemand den Hof,“ brummte Boris, „ich spreche immer nur die Wahrheit. Sie sind wirklich schön, Vilia Paulowna, man müßte ein Maulwurf sein, um es nicht zu sehen.“

XIV.

Astinja wurde von Tag zu Tag kränker. Sie konnte nicht mehr ihr Bett verlassen. Der Arzt machte ein bedenkliches Gesicht.

Zacharin fragte täglich mehrmals nach ihrem Befinden und ging dann wieder, so rasch es nur der Anstand erlaubte. Wera und Blanche zeigten sich vollkommen gleichgiltig. Die Krankheit der Mutter war ihnen unbequem, sie langweilte sie einfach.

Milada dagegen pflegte Astinja mit wirklicher Aufopferung. Wenn sie den Tag über Treppe auf und ab gegangen war und ihre häuslichen Geschäfte erledigt hatte, brachte sie die Nacht, statt zu ruhen, bei der Kranken zu.

Einmal trat Zacharin leise herein, früh am Morgen, als er eben aus einer heitren Gesellschaft

heimgekehrt war und fand Milada, wie sie neben dem Bett auf der Erde saß und, den Kopf an das harte Holz gelehnt, schlief. So wenig ihn der Zustand seiner Frau beunruhigte, dieser Anblick rührte ihn. Er betrachtete das schöne Mädchen, das im Schlafe leise atmete, längere Zeit und verließ dann wieder still das Krankenzimmer.

Einmal erwachte Astinja mitten in der Nacht und richtete die schwarzen Augen, die in ihrem fahlen, eingefallenen Gesicht unheimlich glühten, auf Milada.

„Ist Lazarine hier?“ fragte sie.

„Wie sollte sie?“ erwiderte Milada, „Sie wagt es überhaupt nicht mehr, einzutreten, seitdem Konstantin Iwanowitsch ihr einen Wink gegeben hat.“

„So ist es recht,“ erwiderte Astinja, indem sie in die Kissen zurücksank, „ich will sie nicht sehen. Wann war sie zuletzt da?“

„Vor drei Tagen.“

„Er geht aber wohl täglich zu ihr?“

„Ich glaube es nicht,“ gab Milada zur Antwort. „Konstantin Iwanowitsch ist zu sehr besorgt um Sie, Astinja Stephanowna.“

„Besorgt? — um mich?" murmelte Astinja und lachte dann leise und häßlich auf. „Sie haben mich zusammen gemordet, sie beide." Sie seufzte auf, kehrte das Gesicht zur Wand und verstummte.

Am nächsten Morgen beim Frühstück zeigte sich Zacharin ungemein besorgt um Milada. „Sie richten sich zu Grunde," sprach er, „ich kann es nicht länger mit ansehen. Wäre es nicht besser, eine Wärterin zu nehmen?"

„Astinja würde es gewiß nicht wünschen," sagte Milada, „es würde sie kränken, wenn man ihr nur den Antrag machen wollte. Uebrigens sorgen Sie sich nicht um mich, Konstantin Iwanowitsch, ich habe eine starke Natur, ich kann viel aushalten."

„Ich fürchte nur, Milada Petrowna, Sie selbst werden uns noch krank, Sie opfern sich ja geradezu auf."

„Ich thue nichts weiter, als meine Pflicht," erwiderte sie ruhig.

„Ich beschwöre Sie," flüsterte Zacharin, indem er ihre Hand ergriff, „erhalten Sie sich."

„Für wen?" fragte Milada mit einem bitteren Lächeln.

„Für mich.“

Sie schüttelte leise den Kopf und gab ihm keine Antwort. Im nächsten Augenblick kamen die Kinder herein und machten dem Gespräch ein Ende.

An demselben Vormittag kam Lazarine. Sie hatte gehört, daß sich der Zustand Astinjas bedeutend verschlimmert habe und wollte sie sehen. Sie ließ sich durch Zacharin nicht abweisen und hatte bereits die Thürklinke in der Hand, um in das Krankenzimmer einzutreten, als Milada heraustrat. „Vergeben Sie,“ sagte dieselbe einfach, aber in einem Tone, der trotzdem ganz entschieden klang, „Astinja Stephanowna ist für niemand zu sprechen.“

„Für mich doch,“ erwiderte Lazarine, „wollen Sie mich anmelden?“

Milada ging hinein und kehrte nach wenigen Augenblicken wieder zurück.

„Astinja Stephanowna fühlt sich sehr leidend, sie bedauert sehr, Sie nicht empfangen zu können.“

„Sagen Sie lieber, sie will mich nicht sehen,“ rief Lazarine mit einem bösen Lächeln um die vollen Lippen.

„Vielleicht will sie nicht,“ sagte Milada ruhig, „jedenfalls müssen wir ihren Willen achten.“

Lazarine fühlte den Stachel, aber sie bemeisterte sich und kehrte scheinbar ruhig zu Zacharin zurück, der im Salon saß und an seinen Nägeln kaute.

„Wissen Sie," begann sie, indem sie auf dem weichen, persischen Teppich auf und ab ging, „daß diese Person geradezu frech wird? Sie hat einen Aplomb wie eine Czarin. Wenn sie im Hause bleibt, werde ich wohl das Feld räumen müssen, denn ich bin nicht gewohnt, mich von Menschen, die so tief unter mir stehen, beleidigen zu lassen."

„Milada gegenüber sind Sie entschieden im Unrecht," entgegnete Zacharin. „Sie haben keine Ahnung, was dieses Mädchen hier thut und leistet. Sie opfert sich ja geradezu für uns alle auf."

„Sie spielt Ihnen eben eine Komödie vor, und sie findet ein dankbares Publikum."

„Spotten Sie nicht," rief Zacharin, „dieses Mädchen hat Herz, und Sie haben eben keins."

„Noch besser. Auch Sie haben es sich in den Kopf gesetzt, mich zu kränken, mich aufzubringen. Aber warten Sie nur, Konstantin Iwanowitsch, der Tag wird kommen, wo wir zusammen abrechnen werden."

Ohne Adieu zu sagen, verließ sie das Zimmer.

Der Frost draußen that ihr wohl, er kühlte nicht nur ihre glühenden Wangen, sondern auch das kaukasische Blut, das heftig in ihren Adern pulsierte. Sie war ärgerlich und wollte sich zerstreuen. Wohin sollte sie gehen?"

Zu Bojan? ja, das war das richtige.

Der junge Maler war auf das angenehmste überrascht, als Lazarine Abdonowna unangemeldet in sein Atelier trat. Sie reichte ihm die kalte kleine Hand und warf dann rasch ihren weißen Mantel ab, der langsam und schwer zu Boden glitt und jetzt auf dem persischen Teppich wie frischgefallener Schnee dalag.

„Ich bin gekommen, um mich mit Dir zu amüsiren," rief sie, während sie auf und abging und sich die Hände rieb. Dann blieb sie einige Zeit vor dem Kamin stehen und wärmte sich die kleinen Füße abwechselnd an dem Feuer, das in demselben glühte. Bojan saß in einer Ecke auf einem Polstersitz ohne Lehne, ein Prachtstück aus der Zeit Ludwig XV. und studierte sie. Jede ihrer Bewegungen war für ihn, den Künstler, ein Fund.

Endlich hatte sich Lazarine erwärmt und näherte

sich ihm, der sie plötzlich um die schlanke Taille nahm und auf seine Kniee zog. Sie fühlte sich in diesem Augenblick in der Gewalt dieses starken energischen Mannes und zuckte wie elektrisiert. Ihre dunklen Augen flammten auf. „Liebst Du mich?“ fragte sie mit einer matten, röchelnden Stimme.

Bojan antwortete ihr, die er wie ein Kind in seinen Armen hielt, indem er sie an seine mächtige Brust drückte. Sie warf sich im nächsten Augenblick zurück, sodaß ihr Kopf nach abwärts lag, schlang ihre Arme um seinen Stiernacken und hob sich langsam zu ihm empor, bis ihre Lippen die seinen berührten und ihm nun Kuß um Kuß gaben, süß wie Sorbeth.

XV.

Im Palais des Gouverneurs waren die Vorhänge zugezogen und herrschte eine unheimliche Stille. Es war Nachmittag und die Dämmerung legte sich bereits düster um Menschen und Dinge. Im Salon saß der Arzt mit Zacharin beisammen und erklärte ihm in möglichst schonender Weise, die diesem gegenüber überflüssig war, daß keine Hoffnung mehr vorhanden sei, Astinja am Leben zu erhalten.

„Sie muß also wirklich sterben?“ fragte Zacharin, indem er sich mit dem Tuch das Gesicht wischte, „und sogar bald?“

Der Arzt nickte. „Vielleicht diese Nacht. Unter allen Umständen ist es besser, wenn wir auf alles gefaßt sind.“

Zacharin ließ Milada, die eben bei Astinja verweilte, herausbitten und teilte ihr den Inhalt seiner

Unterredung mit dem Arzte mit. „Ja, meine liebe Freundin,“ schloß er, „sie wird bald von uns scheiden, die gute Astinja.“ Und indem er Milada bei den Händen hielt, gelang es ihm, einige Thränen herauszudrücken.

Als man es den Kindern sagte, daß sie ihre Mutter verlieren würden, rissen sie sehr erstaunt die Augen auf, aber zeigten im übrigen nicht die geringste Teilnahme.

In der Nacht bekam Astinja einen Ohnmachtsanfall. Sie rang nach Atem und verlangte darnach, sich aufzurichten. Milada setzte sie auf und während sie hinter ihr auf dem Bette kauerte, hielt sie die Kranke in ihren Armen, welche den Kopf mit den ins Gelbe spielenden Wangen an ihre Brust lehnte.

Milada meinte, sie werde jeden Augenblick in ihren Armen sterben, doch Astinja kam langsam wieder zu sich. „Wie es da pocht,“ sagte sie, während ein liebenswürdiges Lächeln über ihr eingesunkenes Gesicht glitt.

„Wo pocht es?“ fragte Milada, welche sich alle Mühe gab, jedesmal auf die Fieberphantasien der Kranken einzugehen.

„Hier in Ihrer Brust, Milada Petrowna,“ murmelte Astinja. „In Dir ist noch Lebenskraft, Mädchen, Du kannst noch hoffen, Du stehst erst auf der Schwelle und ich — am Ausgang.“

„Welche Einbildung, Astinja Stephanowna,“ entgegnete Milada, „das sind vorübergehende Anfälle. Sie werden sich bald besser fühlen und in kurzer Zeit vollständig genesen sein.“

Astinja schwieg einige Zeit. Dann richtete sie die großen, dunklen Augen auf Milada. „Glaubst Du? — Ich glaub' es nicht. — Ich weiß, ich werde sterben, vielleicht schon diese Nacht — und somit will ich Dich bitten —“

Der Atem ging ihr aus, sie mußte inne halten.

„Sie strengen sich zu sehr an, Astinja Stephanowna,“ gab Milada zur Antwort, „ruhen Sie sich jetzt aus, Sie können mir ja Ihre Wünsche am Morgen mitteilen, wenn das Fieber abgenommen hat.“

„Nein, nein,“ rief Astinja fast ungeduldig, „dann könnte es zu spät sein, jetzt muß ich es Ihnen sagen, liebe Freundin, jetzt, wo ich noch sprechen kann, wo Sie mich noch verstehen können. Ich bitte Sie, Milada Petrowna, bei allem was Ihnen heilig ist,

bleiben Sie bei meinem Manne. Wenn Sie es nicht thun, ist er verloren, Sie allein können ihn aus den Klauen dieses schönen Raubtieres retten — sonst verfällt er ihr ganz — geht zu Grunde — ja, geht zu Grunde. Geben Sie mir Ihr Wort, Milada Petrowna, und vergessen Sie nicht, daß das Versprechen, das man einer Sterbenden gibt, heilig ist."

„Ich weiß es," erwiderte Milada, „und ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich hier im Hause bleiben und meinen Platz behaupten werde."

„Ich weiß, daß er Sie liebt, Milada Petrowna," fuhr Astinja nach einer kleinen Pause fort, „ebenso gut weiß ich, daß Sie vieles gegen ihn auf dem Herzen haben — aber Sie sind kein gewöhnliches Mädchen — opfern Sie sich auf — werden Sie seine Frau — schon um meiner armen Kinder willen — er muß geleitet werden — ich war zu schwach — Sie sind stark — Sie werden ihn beherrschen — nur nicht Lazarine — nur diese nicht!"

Ein verzweifelter, unheimlicher Haß zuckte in dem fahlen Gesicht der Sterbenden und glühte in ihren erlöschenden Augen.

Astinja begann jetzt schwerer zu atmen und ihre

Pupillen erweiterten sich. Milada schien es Zeit, ihren Mann und ihre Kinder zu wecken. Es geschah.

Als die beiden kleinen Mädchen hereinkamen, sahen sie ihre Mutter mit einer Art Entsetzen an. Astinja erkannte sie, nannte ihre Namen mit jener süßen, mütterlichen Stimme, welche sonst in jedem Herzen ein Echo findet und winkte ihnen näher zu kommen. Sie rührten sich nicht.

„Ich will sie noch ein letztes Mal küssen," sagte sie leise zu Milada. Milada nahm Wera und Blanche bei den Händen und führte sie an das Bett der Sterbenden. Wera ließ sich von derselben mit sichtlichem Widerwillen auf die Stirn küssen und zog sich dann rasch zurück. Blanche fing laut zu schreien an und flüchtete sich aus dem Zimmer. Astinja schüttelte den Kopf und ein schmerzliches Lächeln zuckte um ihren welken Mund.

Zacharin blieb einige Zeit bei ihr, aber das Ereignis, auf das er in einer dumpfen Ergebung, die an Gleichgiltigkeit grenzte, wartete, trat nicht ein.

Gegen Morgen erholte sich Astinja mehr und mehr, und als die Sonne durch die zugezogenen Vorhänge spielende Lichter auf den Teppich warf,

zeigten sich sogar Symptome einer anhaltenden Besserung.

Der Vormittag verlief ruhig. Milada konnte ihren häuslichen Beschäftigungen nachgehen.

Gegen Mittag, nachdem die Kranke ein wenig Bouillon mit Ei genommen hatte, trat plötzlich eine starke Verschlimmerung ein und eine Viertelstunde später die Agonie.

Wera und Blanche zeigten sich vollständig gleichgiltig. Sie waren zufrieden, daß man sie nicht nochmals zwang, an dem Bett der Kranken zu erscheinen. Zacharin vergoß Thränen, sobald er an dem Lager der Sterbenden saß, und dann wieder, wenn Milada draußen irgend etwas für Astinja zu besorgen hatte, folgte er ihr, küßte ihr die Hände und sagte ihr allerhand Artigkeiten.

Als Milada wieder einmal hinaustrat, fand sie im Salon Wera und Blanche, die sich bereits kleinen Furien gleich um die Juwelen und die mit Brillanten besetzte Uhr ihrer Mutter zankten.

Astinja schien keinen Augenblick im Zweifel darüber, daß es mit ihr zu Ende gehe. Sie lag da, ruhig und ergeben, ja von Zeit zu Zeit, wenn sie

ihre schwarzen Augen auf Zacharin heftete, schwebte eine Art von siegreichem Lächeln um ihre bleichen Lippen.

Plötzlich verlangte sie nach Milada.

„Setzen Sie mich auf, liebe Freundin," murmelte sie.

Milada nahm wieder, wie in der Nacht, ihren Platz hinter der Kranken auf dem Bette ein und hielt sie in ihren Armen. Langsam verging Astinja der Atem. Ihre schwarzen Augen blickten geisterhaft und standen weit offen, als wollte sie noch zum letzten Male das rosige Licht des Tages einsaugen. Den Kopf an Milada's Brust gelehnt, verlöschte die Dulderin leise in ihren Armen.

Als es zu Ende war, legte Milada sie sanft in die Kissen zurück, schloß ihr die Augen und band den Kopf mit einem Taschentuch zusammen.

Zacharin geberdete sich wie ein Verzweifelter. Er warf sich vor dem Bette nieder und schluchzte laut.

Das währte einige Minuten, dann hatte er sich getröstet. Es war wohl nicht so sehr der Schmerz um die Geschiedene, als die Selbstanklage, die ihn einige Augenblicke in diesen Zustand versetzt hatte.

Gegen Abend kam Lazarine ruhig und gleichgiltig, ganz wie sonst, nur daß das stereotype Lächeln um ihre roten, üppigen Lippen fehlte.

Sie fand Zacharin, der im Salon in der Ecke eines Diwans saß, das Taschentuch in der Hand, in jedem Arm eines seiner Kinder. Er reichte ihr stumm und traurig die Hand. Lazarine blieb vor ihm stehen, sah ihn an mit einem Blick, aus dem mindestens ebenso viel Verachtung wie Spott sprach, warf ihren schweren Mantel ab, ihren Hut, zog die Handschuhe aus und setzte sich dann neben ihn.

Die Kinder, welche sich bei der Trauerszene, welche der Vater aufführte, recht unbehaglich gefühlt hatten, benutzten die Gelegenheit, um ihm zu entschlüpfen. Er hatte sie genug gelangweilt mit seinen Seufzern, seinen weisen Bemerkungen und den unsichtbaren Thränen, die er aus seinen Augen wischte, sie wollten sich jetzt wieder amüsieren.

„Wir haben es ja erwartet," sprach Zacharin würdevoll, „aber jetzt, da das Ereignis eingetreten ist, hat es uns doch grausamer getroffen, als es nach diesem langen Siechtum zu erwarten war. Es ist wirklich schmerzlich, die treue Gefährtin eines halben

Lebens zu verlieren und Astinja war wirklich eine gute Seele — es ist eine Lücke in meinem Dasein entstanden, die nicht so leicht wieder ausgefüllt werden wird."

Er wischte von neuem mit seinem Tuch über die Augen.

Lazarine wurde ärgerlich. Trotz aller ihrer Ränke war sie eigentlich eine ehrliche Natur. Sie intriguierte aus Klugheit und Egoismus, aber sie heuchelte nicht.

„Mensch," sprach sie leise, „lüge doch nicht, hast Du sie denn je geliebt? — Du hast sie genommen, weil ihr Vater ein einflußreicher Mann war, und weil sie Dir ein schönes Vermögen mitbrachte, was Du ihr übrigens schlecht vergolten hast. Sie war Dir eine Last, ja mehr als das, eine ewige Mahnung und Anklage. Wenn Du vernünftig wärest, würdest Du mir sagen: Ich bin froh, daß sie endlich gestorben ist, und wenn Du der Welt Dein wahres Gesicht zeigen solltest, so würdest Du heute einen Ball geben und Champagner trinken."

„Abscheulich!" murmelte Zacharin. „Wie kann man nur einen solchen Gedanken aussprechen! Ich

weiß es ja längst, daß Sie herzlos sind, Lazarine Abdonowna, aber heute habe ich erfahren, daß Sie auch recht roh zu sein vermögen."

„Natürlich, wenn man nicht lügt, wenn man die Dinge bei ihrem wahren Namen nennt, dann ist man entweder roh, oder unmoralisch, oder verrückt."

XVI.

An dem Tage, wo sie Astinja Stephanowna begraben hatten, hielt Odowalski in seinem Komptoir, das im Erdgeschoß seines kleinen Palais lag, eine wichtige Konferenz mit seinen Agenten ab. In der Erwartung, daß zu Beginn des nächsten Winters die Not, der man schon seit Jahren entgegensah, eintreten mußte, ließ er aller Orten Getreide aufkaufen und dasselbe aufstapeln. Andre seiner Kreaturen liehen für seine Rechnung Geld an die Bauern und drückten ihnen dafür die künftige Ernte, ehe sie noch in die Halme geschossen war, für Spottpreise ab. Nachdem er seinen Agenten umständlich die nötigen Instruktionen erteilt hatte, fuhr er zu dem Gutsbesitzer Mielinski, wo er anderen Getreidewucherern ein Rendez-vous gegeben

hatte. Es machte einen wunderlichen Eindruck, daß sich im Kreise derselben neben dem Juden Osias Muff der Pope Modronessoff befand.

Als Odowalski fort war, lag Lazarine, wie sie es in der Dämmerstunde liebte, auf der Ottomane in einem Spitzenneglígée, das ihre Büste und ihre Arme frei sehen ließ, und überlegte.

Der Tod Astinjas hatte das wichtigste Hindernis ihrer ehrgeizigen Pläne aus dem Wege geräumt, aber sie täuschte sich nicht darüber, daß ihr ein neues, ziemlich ernstes in Milada entstanden war. Trotzdem war sie entschlossen, jetzt, wo die gesetzliche Bahn frei war, Zacharins Frau zu werden.

Um dieses Ziel zu erreichen, mußte sie vor Allem Milada unschädlich machen. Dies konnte ihr gelingen, sobald sie die Beweise in Händen hatte, daß Milada der „Tajnaja Druschina“ angehörte, denn dann war es kein Kunststück mehr, einmal bei günstiger Gelegenheit ihre Verhaftung herbeizuführen, und wenn Milada erst in den Händen des Prokurators war, dann konnte Zacharin sie nicht mehr retten.

Aber auch Odowalski mußte aus dem Wege geräumt werden.

Das schien weniger leicht und so sehr sie auch grübelte, fand sie vorläufig doch keinen Ausweg. Eine Scheidung nutzte ihr nichts, da die orthodoxe Kirche der geschiedenen Frau eine neue Ehe nicht gestattet. Es blieb nur eins — Odowalski mußte sterben — oder besser gesagt, sie mußte ihm den Tod geben — aber wie?

Sie sah auf die Uhr. Sie fieberte bereits vor Ungeduld. Die Minuten schlichen dahin und nur langsam, wie es ihr schien, langsamer denn sonst rückte der Zeiger vorwärts.

Sie hatte Heliodor Sewastianowitsch zu sich bestellt.

Endlich schlug es sechs Uhr und fast zu gleicher Zeit ließen sich seine Schritte im Vorsaal vernehmen, denn Heliodor war immer pünktlich.

Als er jetzt neben Lazarine saß, leuchtete in seinem hübschen Gesicht eine gewisse Befriedigung, welche deutlich aussprach, daß er gute Nachrichten für seine Verbündete habe.

„Nun rasch, rasch!“ rief diese, „Sie haben eine angenehme Ueberraschung für mich, ich sehe es Ihnen an den Augen an.“

„In der That," erwiderte Heliodor, „ich habe erfahren, ganz bestimmt erfahren, daß Milada Petrowna Dominitsch zu den Mitgliedern der Tajnaja Druschina gehört."

„Wissen Sie auch, an welchem Orte sie den Zusammenkünften der Verschworenen beiwohnt?"

„Bis jetzt gelang es mir nicht, dies festzustellen, aber es genügt mir vorläufig, daß sie mit einem gewissen Frank und einem Mädchen, Katinka Basikow, verkehrt, welche der Tajnaja Druschina angehören."

„Heliodor Sewastianowitsch," sagte Lazarine leise, indem sie näher zu ihm hinrückte und seine Hände ergriff, „Sie müssen erfahren, wo jene Gruppe der Tajnaja Druschina, der Milada angehört, ihre Zusammenkünfte hat, noch mehr, Sie müssen mir einmal den Tag und die Stunde bezeichnen, wo die Verschworenen an einem bestimmten Orte zusammenkommen."

„Damit dieselben verhaftet werden können?"

„Nicht alle," erwiderte Lazarine, „das wäre vorläufig unklug, nur Milada Dominitsch."

„Ich verstehe," entgegnete Heliodor mit einem unmerklichen Lächeln.

Als er fort war, dachte Lazarine wieder an Odowalski. Er mußte sterben, das war beschlossen, aber wie ihn aus dem Wege räumen, ohne sich selbst zu verderben? Sie mußte vollkommen sicher gehen, sie konnte kein Mittel ergreifen, das ihr nur im mindesten Gefahr bringen konnte.

Während sie im Fieber der Aufregung in dem kleinen Gemache auf und ab ging, fühlte sie eine Art Schauer. Sie drückte auf den nächsten Elfenbeinknopf und als die Kammerfrau eintrat, murmelte sie: „Es fröstelt mich, gib mir irgend etwas um.“

Die Kammerfrau brachte rasch einen kostbaren Schlafpelz von rubinrotem Samt, der mit schwarzem Zobel besetzt und gefüttert war, half ihr in denselben und reichte ihr zugleich ein kleines Häubchen, das vollständig zu der Toilette stimmte. Lazarine setzte dasselbe vor dem Spiegel auf.

„Man sieht fast nichts mehr,“ sagte sie, „Du kannst die Ampel anzünden.“

Die Kammerfrau brachte einen niederen hölzernen Schemel, auf den sie stieg, und zündete das Gas an, dessen sonst so grelle, unruhige Flamme, in der Schale von blauem Glas geborgen, eine

Art keusches, bläuliches Mondlicht im Gemache verbreitete.

Kaum hatte sie dasselbe verlassen, kehrte sie wieder mit der Meldung zurück, daß Bojan Gronostoj da sei, in einer wichtigen Angelegenheit.

„Laß ihn eintreten," erwiderte Lazarine, trat nochmals vor den Spiegel und legte die letzte Hand an ihre prächtige Toilette.

„Ist es wahr," sprach Bojan, der rasch hereinkam und ihr die Hand küßte, „daß Odowalski fort ist und erst morgen zurückkommt?"

Lazarine nickte zustimmend.

„Wir sind doch allein und unbelauscht?" fuhr Bojan fort.

Sie nickte wieder. Er trat ein paar Schritte zurück und sah mit Entzücken, wie ihre Panther-glieder sich in dem weichen, flimmernden Samt und Pelzwerk abzeichneten. Seine kalten Augen begannen zu lodern. Lazarine hatte sich auf der Ottomane niedergelassen und winkte ihn an ihre Seite. „Wie Du aussiehst, Zauberin," flüsterte er, „täglich neu und immer berauschend."

Er küßte wieder ihre Hand.

„Ist das alles?" fragte sie, während in ihren Augen eine unersättliche Jagdlust funkelte, „da, streife mir einmal den Aermel zurück."

Bojan gehorchte und der herrlichste Arm leuchtete ihm aus dem weichen Dunkel der schwarzen Zobelfelle entgegen. „Da," befahl sie, „küsse auch hier." Er preßte seine Lippen mit zärtlichem Feuer auf die rosige Haut, die ihm zwischen den Armbändern und dem fürstlichen Pelzwerke entgegenleuchtete.

Indes hatte Lazarine langsam den Haken geöffnet, der ihr Negligée zusammenhielt. Bojan zuckte zusammen, und diesmal wartete er ihre Aufforderung nicht ab, sondern umschlang sie und bedeckte ihre Büste, welche weich und zart wie Schnee vor ihm lag, mit zärtlichen Küssen.

Lazarine wollte ihn berauschen und was sie wollte, das war ihr jetzt gelungen. Während sie die Arme wie eine Kette, wie ein süßes Joch um seinen Nacken legte, das Joch des Sklaven, den man zum Markt treibt, schoß ihr ein Gedanke durch den Kopf, der sie überraschte, obwohl er so einfach

war und so nahe lag. Wozu noch weiter suchen? Hier war ja der Arm, den sie brauchte.

„Was hast Du eigentlich mit mir vor?“ fragte Bojan, denn er fühlte, daß Lazarine sich ihm mit einer gewissen Absicht in dieser Weise hingab.

„Was ich vorhabe? — Einer Situation ein Ende zu machen, die mir eine Qual, die mir unerträglich ist. Es giebt nur noch zwei Wege für mich, entweder ich breche mit Dir oder Du leihst mir den Arm, damit ich Deine Frau werden kann.“

„Du scherzest,“ erwiderte Bojan. „Ich glaube nicht, daß Deine Liebe zu mir so groß ist.“

„Und doch ist es so, ich liebe Dich leidenschaftlich, Bojan, und wenn ich es Dir nicht immer so zeigte, so geschah es nur aus Klugheit, denn die Männer lieben es nicht, wenn die Frauen allzu zärtlich und hingebend sind.“

„Was hast Du also vor?“

„Besitzest Du so wenig Scharfsinn?“ gab sie zur Antwort, „muß ich es Dir sagen?“

„Ich kann wirklich nicht erraten,“ murmelte Bojan.

„Du sollst,“ lispelte Lazarine, während sie sich ganz nahe zu seinem Ohre neigte.

„Du sollst Odowalski töten.“

„Welcher Gedanke!“ erwiderte Bojan. „Glaubst Du denn, daß wir glücklich sein könnten, wenn wir uns über seinem Grabe die Hände reichen würden?“

„Bist Du noch so beschränkt, mein Freund, um an alle die Märchen zu glauben, die man uns als Kinder gelehrt hat? Glaub' mir, wir haben nichts als dieses elende Stück Leben, das man uns wie ein Almosen hingeworfen hat. Heute, wo wir alle, die wir klar sehen, bestimmt wissen, daß uns nach dem Tode das Nichts verschlingt, wäre es ein Wahnsinn, diese Spanne Zeit, die uns gegönnt ist, nicht zu genießen, rücksichtslos, gewissenlos, wenn Du willst. Es wäre wahnsinnig, auf ein Paradies im Jenseits zu warten und ich, Bojan, bin klug genug, mich an das zu halten, was man mir in die Hand gegeben hat, was mein ist.“

Da er schwieg und noch immer zögerte, lehnte sich Lazarine an ihn und begann ihm zu schmeicheln.

Der Zauber des warmen, atmenden Marmors, der dunklen Haarfluten, der nach Küssen dürstenden Lippen, der ein Wunderland des Glückes verheißenden

Augen brachte mehr und mehr eine süße Trunkenheit über ihn.

„Ich will glücklich sein,“ murmelte Bojan, „ich will, aber mir fehlt der Mut, die Verantwortung dieser blutigen That auf mich zu nehmen.“

„Welche Verantwortung?“ spottete Lazarine. „Hier auf Erden werden wir ihr zu entgehen wissen und drüben giebt es keine.“

Sie begann leise zu lachen, schmiegte sich weich an ihn und sah ihn spöttisch an, als wollte sie sagen: „Was willst Du denn? Du bist mir ja doch verfallen.“

Vergebens wehrte er sich. Er sah sich in ihrer Gewalt, wie in den Samtpfoten einer großen, schönen Katze. Sie begann ihn zu küssen mit diesen weichen samtnen Lippen, um die der Duft des Harems schwebte.

So männlich seine Natur war, so wild und unbändig — sie wurde seiner in dieser Stunde Herr, sie schnitt ihm das Haar ab und hing sich das Löwenfell um die Schultern.

„Willst Du!“ fragte sie immer wieder, „entschließe Dich, sonst sage ich Dir heute noch Lebewohl,

verlaß Dich nur auf mich, ich werde Dir schon Mut machen im entscheidenden Moment."

„So sei es denn," sagte endlich Bojan, „für einen Mann der neuesten Schule spiele ich da eigentlich eine lächerliche Rolle. Ich staune selbst über mich, wie gewissenhaft, wie moralisch ich mit einem Male bin. Das kommt daher, weil ich noch kein Blut vergossen habe. Es wäre mir viel leichter, eine Bombe zu schleudern, die das Winterpalais in Petersburg in die Luft sprengt, als einem einzelnen Menschen gegenüber zu treten, Aug' in Auge, den tötlichen Stahl in der Hand."

„Davon ist ja garnicht die Rede," flüsterte Lazarine.

Sie erhob sich, ging hinaus, und nachdem sie sich nochmals überzeugt hatte, daß sie nicht belauscht würden, fuhr sie fort: „Odowalski muß jedesmal, wenn er zu Moranzoff fährt, den Wald passieren. Dort ist die beste Gelegenheit, den Anschlag auszuführen. Es wird meine Sache sein, Dir die Waffe zu schaffen. Du wirst Dich in einer mondhellen Nacht hinter einen Baum stellen und, wenn er vorüberfährt, ihn niederschießen. Du hast mir

einmal gesagt, daß Du ein sicheres Auge und eine feste Hand hast.“

„So ist es.“

„Den Ort, den Tag und die Stunde werde ich Dir selbst bestimmen, wenn wir erst so weit sind. Vor allem aber keine Reue, Bojan, keine Gewissensbisse vor der That. Wenn es geschehen ist, dann will ich Dir eher etwas Schwäche gestatten und verzeihen.“

„Wenn ich einmal entschlossen bin, wie jetzt,“ sprach Bojan, „dann gibt es kein Zaudern und keine Bedenken mehr bei mir.“

„Verlaß Dich nur auf mich,“ wiederholte Lazarine, „ich werde alles so einleiten, daß der Erfolg sicher sein wird. Und dann, wenn es gelungen ist, dann — für immer die Deine.“

XVII.

Noch immer herrschte im Hause des Gouverneurs eine gewisse zeremonielle Trauer und Stille. Milada, welche der Erholung bedurfte, unternahm fast täglich Spazierfahrten, wozu ihr Zacharin seinen Schlitten mit Vergnügen zur Verfügung stellte. Eines Tages nahm sie Urlaub für den ganzen Nachmittag und fuhr mit der Bahn hinüber nach der Universitätsstadt zu Heron.

Der Student, dem sie ein Telegramm gesendet hatte, erwartete sie auf dem Bahnhofe. Er war überglücklich, als sie wieder einmal in seiner kleinen Stube saß und mit ihm den Thee nahm. Sie erzählte ihm von den letzten Vorfällen im Hause des Gouverneurs und machte ihn auf die vollkommen veränderte Situation aufmerksam.

„Sobald erst dem Anstand genüge geschehen ist," sagte sie, „wird Zacharin mich heftiger als je bestürmen. Ich glaube nicht, daß ich meine Stellung im Hause werde behaupten können."

„Es wäre denn, daß er Dir seine Hand bietet," sprach Heron.

„Daran denkt er gewiß nicht," erwiderte Milada.

„Und wenn es wäre?"

„Dann würde ich sie zurückweisen."

„Das darfst Du doch nicht, ohne unsre Genossen zu befragen. Es steht hier zu viel auf dem Spiele, und wenn es nötig ist, müssen und werden wir uns opfern."

„Weshalb in dieser Stunde, wo wir nach so langer Zeit wieder beisammen sind, von diesen Dingen sprechen?" entgegnete Milada. „Ich weiß jetzt nichts, als daß ich Dich lieb habe und daß ich froh bin, bei Dir zu sein."

Heron betrachtete sie mit leuchtenden Augen, ihre edle, volle Gestalt, ihren weißen Nacken, um den die weichen, blonden Haare schmeichelnd spielten, den vollen Arm, die schön gebildete Hand — — —

Milada kehrte zum Diner zurück. Sie war müde

und zog sich nach dem Desert in ihre Zimmer zurück. Es währte nicht lange, so klopfte Zacharin an ihre Thür.

„Herein!“

Er trat ein und fand sie in ihrem Morgenrock mit offenem Haar, das nur durch ein blaues Seidenband lose zusammengehalten wurde, vor einem Tisch sitzend, auf dem die Lampe stand und ein großes Buch vor ihr aufgeschlagen lag. Sie sagte kein Wort, sie lud ihn nicht ein zu bleiben, sie wies ihn auch nicht fort.

Ihr Schweigen schien ihm eine Ermunterung zu bedeuten. Er setzte sich zu ihr auf das kleine Sopha und warf durch die Lorgnette einen Blick auf das Buch, das vor ihr lag.

„Mit so ernsten Dingen beschäftigen Sie sich, Milada Petrowna?“

„Warum nicht? Ich studiere in meiner freien Zeit, das ist mir doch erlaubt und gerade die ernstesten Werke sind es, die mir zumeist Erfrischung und Erholung bringen.“

„Aber Sie haben sich in dieser letzten Zeit so aufgeopfert, so angestrengt, daß Sie der Ruhe be-

dürfen," sprach Zacharin, „und dann werden Ihre schönen Augen bei dieser nächtlichen Lektüre leiden."

„Ich habe gute Augen, Konstantin Iwanowitsch, und schließlich, wozu hätte ich sie, wenn ich sie nicht dazu benutzen sollte, den Pfad zu finden, der zur Wahrheit führt und zum Licht?"

„Sie sind eine Schwärmerin."

„Nein, das bin ich ganz und gar nicht, ich halte mich eher für kalt und besonnen."

„Ich wollte sagen, Sie sind zu ernst. Sie haben gar nicht die Denkweise, die Empfindung eines jungen Mädchens, das geschaffen scheint, zu lieben und Liebe zu erwecken."

„Ich bitte Sie, Konstantin Iwanowitsch, fangen Sie nicht wieder von diesen Dingen an. Ich habe Astinja versprochen, in Ihrem Hause zu bleiben, machen Sie es mir nicht unmöglich, dieses Versprechen, das ich einer Sterbenden gegeben habe, zu erfüllen."

„Glauben Sie nicht, daß, wenn Astinja Ihnen dieses Versprechen abnahm, sie daran dachte, wie unglücklich ich nach ihrem Tode sein würde, wie verlassen die Kinder und daß Sie, Milada Petrowna,

Sie allein imstande wären, mich zu trösten und den Kindern eine liebende Mutter zu sein?"

„Die Kinder haben eher eine Abneigung gegen mich," bemerkte Milada ausweichend.

„Das wird sich finden," fuhr Zacharin fort, „ich — ich liebe Sie, ich habe Sie von Anfang an geliebt und ich wäre glücklich, wenn Sie sich entschließen könnten, auf meine Wünsche einzugehen. Ach! Milada Petrowna, Sie glauben nicht, wie schön das Leben im Grunde ist, Sie haben es nur von der harten und schweren Seite kennen gelernt, nehmen Sie es doch einmal leicht. Wir sind nicht hier auf diesem Erdenball, um zu leiden, zu entbehren und über den Sternen eine Macht zu suchen, die nicht existiert, sondern um zu genießen. Wenn Sie nur ein wenig Vertrauen zu mir hätten, wie wollte ich Ihnen das Leben schön machen, ja, diese meine Hände wollte ich als Teppich unter Ihre Füße legen."

„Konstantin Iwanowitsch, ich lasse Sie sprechen, weil es Ihnen nun einmal zum Bedürfnis geworden ist, mir Schmeicheleien zu sagen," gab Milada kalt zur Antwort, „aber ich glaube nicht an den Ernst Ihrer Versicherungen. Sie sind ein Lebemann, den

die Fesseln, die er eben trägt, zu drücken beginnen, der sie mit ein paar andren vertauschen möchte, von denen er sich einbildet, daß sie ihm weniger wehe thun würden."

„Ich bin nicht der Mann, der Träumen nachhängt."

„Ich habe Sie sprechen lassen, Konstantin Iwanowitsch, nun hören Sie mich einmal an. Auch ich bin der Ansicht, gleich Ihnen, daß wir nur dieses Leben haben, daß unser Dasein hier beginnt, hier endet, aber eben deshalb kann nur eins uns befriedigen, uns glücklich machen, für alle unsre Brüder, die unser Schicksal teilen, zu wirken, damit es allen gleichermaßen wohl ergehe auf Erden."

Zacharin nickte. „Ganz recht. Nichts als dieses elende Leben haben wir, aber der Schluß, den Sie daraus ziehen, ist falsch. Ihre Logik ist eine trügerische; gerade deshalb, weil uns das Drüben nicht die geringste Entschädigung für das Hier verspricht, deshalb müssen wir selbstsüchtig sein, uns diese Spanne Zeit so schön als möglich gestalten. Sie haben viel studiert, Milada, viel nachgedacht, aber Sie besitzen doch keine Erfahrung, Sie kennen die Welt nicht,

Sie befinden sich in einem verzeihlichen Irrtum über die wahre Natur des Menschen. Glauben Sie mir, in dieser Gesellschaft, die sich so stolz bläht, vom mächtigen Staatsmann bis zum letzten Muschik hinab, ist alles Schein, Lüge, eine Art Schattenspiel, das man uns aufführt. Der Genuß ist das Einzige, was Wert hat, es ist klug, ihm alles zu opfern und wahnsinnig die Freuden, die das Leben uns bietet, sogenannten Idealen zu liebe, preiszugeben, Träume, die niemals verwirklicht werden können, die nur von einsiedlerischen Philosophen und Poeten erfunden worden sind, um uns irre zu führen, um den Priestern jeder Kouleur ihre Arbeit leichter zu machen."

„Möglich," erwiderte Milada, „aber die Naturen sind eben verschieden. Ich finde kein Vergnügen daran, mich selbst zu verachten."

„Wer denkt an Verhältnisse, die Sie erniedrigen könnten," erwiderte Zacharin rasch. „Ueberhaupt schwebt zwischen uns ein unseliges Mißverständnis. Ich konnte Ihnen doch keine ernsten Anträge machen, so lange Astinja lebte, aber jetzt brauche ich nicht länger zu schweigen. Ich habe ernste, gute Absichten, Milada, ich habe nur noch einen Wunsch, den, daß

Sie meine Frau und die Mutter meiner Kinder werden."

Milada erschrak ein wenig. Sie war überrascht, sie hatte diese Erklärung nicht erwartet, wenigstens nicht so rasch. Sie war rot geworden und vermied es, Zacharin anzusehen.

„Ich bitte, Milada, sprechen Sie nur ein Wort."

„Was soll ich Ihnen sagen? Ich glaube nicht, daß eine solche Verbindung uns beiden Glück bringen könnte. Wir sind aus allzu verschiedenen Lebenssphären hervorgegangen, in ganz andren Ideen, Empfindungen, Anschauungen aufgewachsen und somit erscheint uns auch die Welt in sehr verschiedenem Lichte. Glauben Sie, daß ohne eine Uebereinstimmung in Denkweise und Gesinnung ein dauerndes Verhältnis zwischen Mann und Weib möglich ist? Ich glaube nicht, daß wir zusammenpassen."

„Es scheint mir im Gegenteil, Milada Petrowna, daß ein Verhältnis, eine Ehe zwischen zwei Menschen, die sich in jeder Beziehung gleichen würden, bald zur Langeweile und zum Ueberdruß führen müßte. Jener geistreiche Franzose mit seinem „Les extrê-

mes se touchent“ hatte wohl vor allem das Verhältnis zwischen Mann und Weib im Auge.“

„Ich gebe zu,“ sagte Milada immer ruhig und klug, „daß Gegensätze einen gewissen Reiz auf einander ausüben, aber der Reiz verfliegt und dann bleibt nur Mißstimmung zurück, die sich nur zu bald zur Abneigung, ja zum Haß steigert. Sie, Konstantin Iwanowitsch, sind ein Genußmensch und ein Egoist, Sie leben nur sich. Ich wieder bin bescheiden in meinen Ansprüchen an das Leben, ernst und liebe alle Menschen als meine Brüder.“

Während Milada sprach, zitterte in ihrer Stimme eine gewisse Schwärmerei und Begeisterung. Ihr Gesicht war wie von innen beleuchtet, ein heiliges Feuer brannte in den schönen, blauen Augen und das offene Haar umfloß sie wie Sternenlicht.

„Sie beurteilen mich sehr hart, Milada Petrowna,“ erwiderte Zacharin, „nach dem Schein, vielleicht an der Hand des Urteils der Welt, die einem Manne in einflußreicher Stellung niemals günstig gestimmt ist. Versuchen Sie es doch mit mir, ich bitte Sie, lernen Sie mich kennen, Sie werden bald erfahren, daß ich nicht der oberflächliche Sinnen-

mensch bin, für den Sie mich halten. Ich werde alles aufbieten, um auf Ihre Ideen einzugehen, um mich Ihnen und Ihren Wünschen anzubequemen."

„Daran glaube ich nicht," erwiderte Milada, „nicht daß ich Ihren Worten nicht traue, aber es ist unmöglich, daß ein Mensch sein ganzes Wesen so ändern könnte."

„Milada, sind Sie denn aus Stein? Haben Sie denn gar kein Verständnis für das, was ich leide? Kein Gefühl, kein Mitleid?" Zacharins Augen flammten unheimlich auf, seine Brust arbeitete heftig, und mit einem Male warf er sich in einem Anfall von Liebeswut wie ein Wahnsinniger zu ihren Füßen nieder und flehte um Erhörung.

„Stehen Sie auf," murmelte Milada, indem sie sich losmachte und bis an das Fenster zurückwich. „Sie verlangen Mitleid von mir, ich habe kein Mitleid mit Ihnen. Sie kommen mir wie ein Kind vor, das sich zu Boden wirft und schreit weil man ihm irgend eine Laune nicht befriedigen will. Ich kann mich nicht aufopfern, mich und meine Ehre, blos deshalb, weil sie sich einbilden, mich besitzen zu müssen. Wenn Sie nicht vernünftig

sein können, Konstantin Iwanowitsch, dann wird mir eben nichts übrig bleiben, als fortzugehen."

„Nein, nein," rief Zacharin, indem er sich erhob, „ich werde ruhig sein, ich werde alles aufbieten, um Sie zufrieden zu stellen. Aber es giebt Augenblicke, wo die Leidenschaft für Sie stärker ist, als meine Vernunft und mein Wille."

„Ich bitte Sie, entfernen Sie sich jetzt," sagte Milada.

Zacharin ging bis zur Thür und blieb, die Hand auf der Klinke, stehen.

„Muß ich Sie denn wirklich verlassen? Ach! Milada, Sie wissen nicht, Sie ahnen nicht, was ich durch Sie leide."

„Doch nicht durch meine Schuld," erwiderte sie. Sie war bis zu den Tisch zurückgekommen und auch er näherte sich ihr wieder.

„Ich könnte ruhiger sein, wenn Sie mir nur etwas Hoffnung geben wollten," fuhr er fort, „aber Sie bringen mich durch Ihre Härte einfach zur Verzweiflung."

„Weshalb soll ich Ihnen Hoffnungen erwecken, die ich niemals erfüllen kann, niemals erfüllen

werde? Es giebt nur eine Arznei für Sie und das ist die Trennung von mir. Wenn Sie mich nicht mehr sehen, werden Sie mich bald vergessen haben."

„Nein, nein, Milada, nur das nicht. Ich will lieber alles dulden, alles ertragen, als Sie ganz verlieren. So lange Sie hier sind, habe ich doch noch immer einen Schatten von Hoffnung, daß Ihre Ansicht über mich sich eines Tages ändern wird. Gute Nacht, Milada Petrowna."

„Gute Nacht."

Nachdem er die Stube verlassen hatte, sperrte sie die Thüre, und er ging noch lange im Korridor auf dem Teppich auf und ab. Von Zeit zu Zeit blieb er stehen und horchte. Erst, als er das Rauschen ihrer Kleider hörte, als sie zur Ruhe ging, ging auch er leise in sein Schlafzimmer. Aber der Schlaf floh ihn in dieser Nacht, er hörte Stunde auf Stunde schlagen und verfiel erst gegen Morgen in einen unruhigen, von häßlichen Träumen erfüllten Schlummer.

XVIII.

Es war Markttag in der Gouvernementsstadt. Schon am frühen Morgen machte sich unter den Bauern, welche aus den umliegenden Dörfern hereingekommen waren, eine gewisse Erregung bemerkbar. Dieselbe steigerte sich, als die Marktleute aufzubrechen begannen. Die Bauern, welche indes dem Branntwein tapfer zugesprochen hatten, besprachen die Auswanderung der Juden.

Es war deutlich zu erkennen, daß hier von irgend einer Seite eine Art Parole ausgegeben war, denn überall wurden dieselben Argumente vorgebracht: „Die Juden haben sich bei uns in Rußland vollgesogen, nun schleppen sie das Geld aus dem Lande und überdies sind sie es, die das Getreide hinausführen, die es den Deutschen verkaufen und uns in Not und Elend stürzen.“

Schaaren von arbeitslosen Vorstädtern kamen herein und mischten sich unter die Landleute. Schon wurden einzelne Juden, die vorübergingen, auf offener Straße insultiert. Erst bewarf man sie mit Schneebällen, dann mit Steinen, und endlich riß man ihnen die Kleider herab und mißhandelte sie. Schnell verbreitete sich die Nachricht von der beunruhigenden Haltung der Bauern in der Stadt und die Juden beeilten sich, ihre Läden und ihre Häuser zu schließen.

Mit einem Male ertönte der Ruf: „Vorwärts gegen die Diebe, gegen die Räuber, nehmt ihnen, was sie uns geraubt haben!“

Mit Stöcken und Steinen bewaffnete Schaaren strömten in die engen, von den Juden bewohnten Gassen, begannen die Fenster einzuwerfen, die Thüren der Kaufläden einzuschlagen und wo es ihnen gelang, einzudringen und zu plündern. Vor allem war es auf diejenigen Läden abgesehen, wo irgend etwas Eßbares zu finden war oder wo Spirituosen verkauft wurden. An verschiedenen Orten wurden erbeutete Fässer hinausgerollt, mitten in der Straße aufgestellt, und es begann um dieselben ein wildes Gelage. Die Juden, welche nicht nur

ihr Eigentum, sondern ihr Leben und das der Ihren bedroht sahen, verteidigten sich verzweifelt. Infolgedessen kam es zu blutigen Szenen und es gab zahlreiche Verwundete auf beiden Seiten.

Vergebens faßte der greise Rabbi ben Oporto den mutigen Entschluß, der wilden Horde entgegen zu treten. Begleitet von zwei Männern, welche die Gesetzrollen trugen, trat der würdige Greis, dessen scharfes Gesicht mit den dunklen Augen von weißem Haar und Bart umrahmt war, aus der Synagoge und sprach zu den aufgeregten und betrunkenen Bauern. Sie thaten ihm zwar nichts zu leide, denn seine Erscheinung, sein Alter und die Worte, die er an sie richtete, machten einen gewissen Eindruck auf sie, aber sie ließen sich durch ihn nicht abhalten, das Werk der Zerstörung fortzusetzen. Die Polizei sah ruhig zu. Es machte den Eindruck, als wenn die Regierung die Exzesse begünstigen würde.

Milada, welche vom Fenster aus einige Zeit dem wüsten Treiben zugesehen hatte, zog sich endlich an und ging in das Büreau des Gouverneurs, um ihn zum Einschreiten zu bewegen. Doch Zacharin

kam zu keinem Entschluß. Das Landvolk sei nicht mit Unrecht aufgeregt, sprach er, infolge der Notlage, man müsse mit den Bauern vorsichtig umgehen, sonst könnte die Stimmung derselben schwierig werden und der Revolution in die Hände arbeiten. Nachdem Milada ihre ganze Ueberredungskunst an ihn verschwendet hatte, verließ sie ihn und ging entschlossen mitten unter die plündernden Bauern, denen sie zuzureden begann. Man sah sie erstaunt an, hörte ihr auch zu, aber was sollte ein einzelnes Mädchen mitten in diesem Tumult, in dieser Aufregung und Verwüstung ausrichten? Während sie wieder an eine Gruppe Landleute herantrat, nahm sie plötzlich jemand beim Arm. Sie wendete sich um und erkannte Heron, welcher, als Bauer gekleidet, ihr mit den Augen winkte. Sie folgte ihm und trat mit ihm in ein Haus.

„Was thust Du da?“ sagte er ihr leise. „Man sieht, daß Du die Fühlung mit den Genossen verloren hast. Weißt Du denn nicht, daß diese Exzesse gegen die Juden durch uns hervorgerufen sind?“

„Durch die Tajnaja Druschina?“ rief Milada erregt. „Wie ist das möglich? Wie können Menschen,

die der Freiheit dienen wollen, zu solchen Schändlichkeiten ihre Hand bieten?"

„Ohne Opfer geht es eben bei solchen großen Kämpfen, wie es der unsre gegen das Zarentum und den Beamtendespotismus ist, nicht ab," gab Heron zur Antwort, „für uns gilt es, das Volk in Bewegung zu bringen. Heute plündert es die Juden, morgen vielleicht die Deutschen und schließlich, wenn es erst einmal gehörig aufgeregt ist, wird es nötigenfalls auch eines Tages gegen die Regierung losgehen."

„Mag sein," erwiderte Milada, „aber mir scheint dieses Mittel recht jesuitisch und zu gleicher Zeit recht barbarisch!"

„Was willst Du?" entgegnete Heron, indem er die Achseln zuckte, „c'est la guerre!"

Schon hatten die Exzesse, die Plünderungen mehrere Stunden gedauert, als Juda Maimonoff bei dem Gouverneur erschien und von demselben namens der jüdischen Gemeinde Schutz und Hilfe verlangte.

„Was kann ich thun?" erwiderte Zacharin, indem er die Achseln zuckte.

„Was Sie thun können?“ erwiderte Maimonoff, „das, was einfach Ihre Pflicht ist, ruhige Bürger in ihrem Eigentum schützen. Wenn Sie noch länger zusehen, so wird man unsere Häuser in Brand stecken, und wer garantiert Ihnen dann, daß nicht die ganze Stadt in Flammen aufgeht?“

Endlich entschloß sich Zacharin einzuschreiten. Er ließ den Polizeimeister kommen und gab ihm Ordre, den Tumulten ein Ende zu machen, aber nicht, ohne ihm zu gleicher Zeit einzuschärfen, daß die Polizei mit der größten Schonung vorgehen und nur dann von den Waffen Gebrauch machen solle, wenn sie selbst thätlich angegriffen werde.

Der Polizeimeister erklärte, daß er allein nicht mehr imstande sei, Ordnung zu schaffen, nur das Erscheinen des Militärs könne hier noch etwas nützen.

„Gut, dann wollen wir also ein Bataillon Infanterie requirieren,“ entschied der Gouverneur.

Es währte noch eine geraume Zeit, ehe das Bataillon ausrückte. Sein Erscheinen genügte, um die Ruhe herzustellen. Die Bauern verließen die Stadt und kehrten in ihre Dörfer zurück und das Gesindel der Vorstädte, das sich ihnen angeschlossen

hatte, zerstreute sich beim ersten Trommelklang der anrückenden Soldaten.

Noch an demselben Abend fand eine Beratung der angesehensten Männer der jüdischen Gemeinde bei dem Rabbi ben Oporto statt, zu der auch Juda Maimonoff zugezogen wurde. Es wurde der Beschluß gefaßt, daß die ärmeren Familien auswandern sollten und auf der Stelle zur Unterstützung derselben eine Sammlung veranstaltet, welche eine bedeutende Summe ergab.

In aller Eile verkauften nun die armen Juden ihre wenigen Habseligkeiten und machten sich bereit, ihre Heimat zu verlassen und durch Deutschland nach England zu ziehen, wo sie ein Asyl zu finden hofften.

Es war ein trauriger Zug, als sie in kleinen, mit Leinwand überspannten Wagen zur Bahn zogen, Greise, Männer, Weiber und Kinder, noch in der letzten Stunde vom Pöbel verspottet und mit Steinen beworfen.

Während sie bei dem Fürsten Borodinoff vorüberkamen, stand Boris mit der Prinzessin Vilia am Fenster. Er blickte finster und seine Fäuste waren wie im Zorn geballt. „Welcher Verlust für das

Land," sprach er, „es ist ein wichtiger Teil unsrer Intelligenz, der hier fortzieht. Erst hat man die Deutschen vertrieben, jetzt jagt man die Juden aus dem Lande, wohin soll das führen? Es ist statistisch erwiesen, daß ungleich mehr Juden als Christen in Rußland studieren, obwohl die Juden nur einen ganz kleinen Teil unsrer Bevölkerung bilden. Es wird bald an Aerzten, an Anwälten, an Lehrern in Rußland fehlen, und auch die Industrie und der Handel werden unter diesen Maßnahmen, die an Wahnsinn grenzen, nicht wenig zu leiden haben. Wahrhaftig, es ist Zeit, daß ein Feuerregen niederfällt oder daß die Sintflut kommt und die Gerechten von den Ungerechten scheidet, sonst gehen wir alle zusammen zu Grunde."

XIX.

Lazarine hatte eben ihre Morgentoilette beendet und war im Begriff, ihre tägliche Audienz zu erteilen, als Odowalski hereinkam.

„Meine Liebe, ich weiß, daß Du pressiert bist, aber ich muß Dich trotzdem bitten, mir wenige Minuten zu schenken.“

„Um was handelt es sich?“ fragte Lazarine.

„Um den Plan, den ich Dir schon angedeutet habe und der seither mehr und mehr gereift ist. Ich habe eine Menge einflußreicher Personen, vor allem Zacharin, Moranzoff und Osias Muff dafür gewonnen. Wir rechnen darauf, daß die Wintersaaten zugrunde gehen werden und daß es einen schlechten Sommer und eine schlechte Ernte geben wird. Meine Agenten haben bereits begonnen, alles verfügbare Getreide

aufzukaufen. Wir werden jetzt ein Konsortium bilden, um im Großen operieren zu können. Ich fahre heute zu Moranzoff, wo wir die Sache zu Ende führen wollen. Auf Zacharin können wir unbedingt rechnen. Er hat verstanden, was für ihn dabei zu holen ist. Wir stehen vor einem glücklichen Ereignis, Lazarine. Allerdings haben wir alle Ursache, mit unsrem Lose zufrieden zu sein, und ich glaube nicht, daß Du irgend einen Wunsch hegst, der Dir unerfüllt geblieben ist, aber es soll noch besser werden. Mein Wort darauf, in zwei Jahren sind wir doppelt so reich. Ich übertreibe nicht, es lassen sich Millionen bei diesem Geschäft verdienen."

„Und wenn es eine Hungersnot gibt und infolge derselben Unruhen, vielleicht eine Revolution?"

„Das schreckt mich alles nicht, ich habe alle Möglichkeiten in meine Berechnung gezogen und bin auf alles gefaßt. Ich will Dich mit diesen Einzelheiten nicht langweilen, aber glaube mir, wenn ich Dir die Versicherung gebe, daß ich vollkommen sicher gehe und daß wir durchaus nicht scheitern können."

Lazarine, welche ihren kleinen Pantoffel mit einer merkwürdigen Hartnäckigkeit betrachtete, fragte

so nebenbei, wann er von Moranzoff zurückzukehren gedenke?

„Es wird wohl Nacht werden," erwiderte Odowalski, „aber jedenfalls komme ich heute noch zurück."

„Ist es aber nicht gefährlich, um diese Zeit durch den Wald zu fahren?"

„Ich fürchte mich nicht," erwiderte der blonde Riese, „und schließlich, was kann mir geschehen? Daß ein paar Wölfe hinter mir herlaufen? Räuber gibt es ja in unsrer Gegend nicht."

Er küßte seiner Frau die Hand, berührte dann leicht mit seinen Lippen ihre Stirn und verließ sie, um kurze Zeit darauf seinen Schlitten zu besteigen und fortzufahren.

Als das Schellengeläute auf der Straße verklungen war, saß Lazarine am Fenster und überlegte. Hier war ein zweiter Weg zum Glück, den ihr Odowalski eröffnet hatte. Die Frage war nur, was sie mehr befriedigen konnte, der Besitz von Millionen oder eine große, einflußreiche Stellung. Sie schwankte nicht allzulange. Die Rolle, die sie an Zacharin's Seite spielen konnte, schmeichelte ihrem Ehrgeiz ungleich mehr. Wenn er erst ihr Gatte

war, konnte es ihr bei ihren Verbindungen nicht schwer fallen, Zacharin einen einflußreichen Posten in Petersburg zu verschaffen. Dann kam sie an den Hof, dann war die Bahn frei. Sie war sicher, auch dort in der Residenz bald alle Fäden in ihrer kleinen Hand zu vereinigen, die Staatsmänner, alle Personen von Einfluß durch den Zauber ihrer Schönheit und ihrer Klugheit ihren Zwecken dienstbar zu machen. Und wer weiß, wenn sie Glück hatte, den Czaren selbst.

Sie erledigte rasch die Bittschriften, die ihr überreicht wurden, befahl dann ihren Schlitten, zog sich rasch an und fuhr zu Bojan, um mit ihm das Weitere zu besprechen. Sie war entschlossen, Odowalski zu opfern und über ihn hinweg weiter zu schreiten, dem hohen Ziele zu, das sie sich gesteckt hatte.

Es war Nacht, als Bojan in einem kleinen Bauernschlitten, den Anaklet kutschierte, im Walde anlangte. Er hieß den Alten jetzt langsam fahren und blickte forschend um sich, um eine Stelle zu entdecken, welche genügenden Schutz bot, um seinen Anschlag ohne Gefahr ausführen zu können. Er fand

endlich nahe der Straße ein dichtes Gebüsch kleiner Tannen und Kiefern, das ihm zu seinem Zwecke vorzüglich geeignet erschien. Er ließ Anaklet halten, stieg aus, untersuchte den Platz nach allen Seiten hin und entschied sich dann, hier Odowalski zu erwarten. Unmittelbar hinter dem Gehölze befand sich eine kleine Waldblöße, hier sollte Anaklet mit seinem Schlitten warten, damit Bojan, wenn die That gelungen war, denselben sofort besteigen und die Flucht ergreifen könnte.

Der Wald, der zur Sommerszeit dunkel und undurchdringlich war, erschien jetzt, wo seine kahlen Bäume das Licht des Mondes überall reichlich durchließen, nach allen Seiten hin hell, sodaß man selbst entferntere Gegenstände deutlich unterscheiden konnte.

Die mächtigen Eichen, die schlanken Birken, deren kahle Aeste mit Schnee bedeckt waren, glichen riesigen Stücken weißer Schwefelblüte. Die große Scheibe des Vollmondes stand rot wie glühendes Eisen hinter Bojan und erfüllte das Dickicht, in dem er lauerte, mit einer silbernen Dämmerung. Ringsum zeigten sich im niederen Holz seltsame Gestalten, die der Mond belebte. Jenseits der Straße stand

eine kleine Tanne, deren dunkle Aeste aus dem weißen Winterflaum hervorblickten, wie die braunen Arme einer Zigeunerin aus dem weißen Schafspelz. Unweit von ihm schien ein kleiner Zwerg mit weißem Haar und Bart zwischen den knorrigen Wurzeln einer hundertjährigen Eiche zu kauern, während in der Ferne klagende Geister in weißen schleppenden Sterbegewändern hin und her schwebten. Ein schlanker Baum, dessen Krone der Sturm gebrochen hatte, stand wie die letzte Säule eines verfallenen Tempels gegen den blaßgrünen Himmel.

Das Mondlicht floß in silbernen Fluten über den Schnee. Von Zeit zu Zeit ging ein Rauschen durch den Wald. Dann schüttelten sich die Bäume, als wäre ihnen kalt, und es wirbelte wie Silberstaub in der Luft.

In der Ferne zeigten sich die glühenden Augen eines Wolfes.

Von dem nächsten Dorfe klang das Horn des Wächters herüber, hohl dröhnend, wie die Posaune des jüngsten Gerichts.

Jetzt begannen leichte Flocken zu fallen. Sie schwirrten gleich weißen Nachtfaltern umher, legten

sich über die kleinen, grünen Tannen wie silbernes Moos und hingen blitzende Nadeln an die kahlen Zweige der entlaubten Brombeersträucher.

Bojan machte es wie der russische Soldat auf Wache. Er ging rasch auf und ab oder hob, wenn er stehen blieb, bald den rechten, bald den linken Fuß und schlug die Hände kräftig in einander, um sie zu erwärmen.

Der scharfe Frost stumpfte seine Nerven mehr und mehr ab. Eine Art Gleichgiltigkeit trat bei ihm, eine Apathie, welche kein Bedenken aufkommen ließ. Er ging der That, zu der er sich entschlossen hatte, wie ein Träumender entgegen, denn die Kälte und der Schnee haben etwas Einschläferndes und Lähmendes an sich.

Endlich ertönte ein Knall, offenbar die Peitsche eines Kutschers. Bojan trat hinter eine Kiefer, welche allein stand und deren bis zur Erde reichende Zweige eine Art dunkler Wand bildeten, kniete hinter derselben nieder, legte seine Flinte auf einen vorspringenden Ast und erwartete sein Opfer.

Nun hörte er die Pferde schnauben und jetzt kam der Schlitten heran.

Der blonde Riese mit der brennenden Zigarre im Munde bot eine gute Zielscheibe. Bojan nahm ihn aufs Korn, und als er seines Schusses vollkommen sicher zu sein glaubte, drückte er ab.

Der Schuß fand im Walde einen dumpfen Widerhall. Bojan ließ demselben sofort einen zweiten folgen und sah, wie Odowalski sich im Schlitten erhob und dann, während der Kutscher die Pferde anhielt, rücklings in den Schnee hinausstürzte. Dann warf er seine Flinte über die Schulter, lief durch das Dickicht der Stelle zu, wo Anaklet ihn erwartete, sprang, ohne ein Wort zu sprechen, in den Schlitten und der Alte peitschte im nächsten Moment auf die Pferde los. Er fuhr durch dick und dünn, erreichte die Straße und jagte dann durch den Wald in der Richtung davon, aus der Odowalski gekommen war.

Niemand hatte ihn bemerkt. Odowalski, den beide Schüsse getroffen hatten, lag schwer verwundet im Schnee, den sein Blut rot färbte und der Kutscher, welcher vollständig den Kopf verloren hatte, war so sehr mit seinem, wie er glaubte, sterbenden Herrn beschäftigt, daß er an die Verfolgung des Mörders gar nicht dachte.

„Hebe mich in den Schlitten,“ gebot Odowalski, der mit Mühe sprechen konnte „und fahre so schnell als Du kannst nach Hause. Wenn noch Rettung ist, ist sie nur dort.“

Der Kutscher hob ihn mit vieler Mühe empor und half ihm in den Schlitten und als Odowalski in diesem lag, denn sich auf dem Sitze zu erhalten, war ihm nicht möglich, bestieg der Kutscher wieder den Bock und trieb die Pferde kräftig an. Der Schlitten flog jetzt nur durch den Wald und durch die Ebene, bis die Stadt erreicht war. Auch hier ging es mit wildem Jagen vorwärts, unbekümmert um die Rufe der Polizeileute, bis das Palais Odowalski erreicht war.

Hier geriet alles in Aufregung, als der Kutscher die Glocke zog und rasch von dem Unglück Meldung erstattete. Man trug Odowalski langsam die Treppe hinauf, auf deren teppichbelegte Stufen sein Blut herabtropfte, und legte ihn auf das Ruhebett in seinem Schlafzimmer.

Während der Kutscher davon fuhr, um in aller Eile Aerzte zu holen, hatte sich Lazarine wie eine Verzweifelte über ihren Mann geworfen. Dann be=

gann sie alles, was sie bei der Hand hatte, in Bewegung zu setzen, um ihm die erste Hilfe zu leisten. Es währte nicht lange, so kam ein Arzt, welcher die Wunden untersuchte und den ersten Verband anlegte. Bald erschien ein zweiter. Man entschloß sich, die Kugeln, die nicht allzutief eingedrungen waren, sofort herauszuziehen. Es gelang, und damit war die unmittelbare Gefahr vorüber.

Trotz dem großen Blutverlust gaben beide Aerzte Hoffnung, daß Odowalski mit dem Leben davon kommen würde. Man hatte auch nach einer Wärterin geschickt, welche den Verwundeten pflegen sollte.

Als sich alle einigermaßen beruhigt hatten, fragte Lazarine, die neben dem Bette Odowalski's saß, ob er keine Vermutung habe, wer der Thäter sein könne?

„Irgend ein Bauer," erwiderte Odowalski leise. Das Sprechen wurde ihm noch immer schwer. „Sie hassen mich ja alle wie Du weißt."

Lazarine holte tief Atem. Sie wußte jetzt, daß er keinen Verdacht hatte, daß jede Gefahr für sie ausgeschlossen war. Trotzdem wollte sie Gewißheit haben, ob Bojan glücklich angekommen und unentdeckt geblieben war. Unter dem Vorwande, dem

Gouverneur sofort Meldung erstatten zu wollen, verließ sie den Verwundeten, befahl ihren Schlitten und fuhr in der That zu Zacharin, dem sie den Vorfall kurz mitteilte. Während dieser sich sofort anzog und zu Odowalski eilte, um ihm seine Teilnahme zu bezeugen, fuhr Lazarine zu Bojan.

Sie fand ihn ganz wie sonst, ruhig, die Zigarre im Munde, in seinem Atelier.

„Ist er tot?“ fragte Bojan, indem er die kalten Augen auf sie heftete.

„Nein,“ erwiderte Lazarine, indem sie den Kopf schüttelte, „beide Kugeln haben ihn getroffen, er ist schwer verwundet, aber es scheint, daß seine starke Natur den Sieg davontragen wird. Jedenfalls warst Du ungeschickt.“

„In wiefern?“ fragte Bojan.

„Du hast Dich ohne Zweifel in allzu großer Entfernung von der Straße postiert.“

„Willst Du mir etwa noch Vorwürfe machen?“ entgegnete er finster. „Dir zu liebe habe ich es gethan, Du hast mich überredet und verführt, Blut zu vergießen, nun schweig, ich könnte sonst die Geduld verlieren. Vergiß nicht, daß wir beide jetzt durch

ein Verbrechen aneinander gefesselt sind. Vergiß es nicht, ich werde immer daran denken."

Als Lazarine ihn verließ, sagte sie sich ruhig, daß Bojan von diesem Tage an eine ernste Gefahr für sie bedeute und daß sie bei nächster Gelegenheit sich seiner entledigen müsse. Wie? — das wird sich finden. Vielleicht wird ihr der Zufall zu Hilfe kommen.

XX.

Fürst Borodinoff gab einen Kinderball. Zögernd brachte Prinzessin Vilia während der Lektion bei Boris ihre Einladung zu demselben vor.

„Warum nicht?“ erwiderte er. „Kinder sehe ich immer gern. Obwohl ich sonst nicht in die Welt gehe, um einen Ausdruck Ihrer Kreise zu gebrauchen, so bin ich doch in diesem Falle bereit, Ihren Wunsch zu erfüllen, Vilia Paulowna, weil es mir selbst Vergnügen macht. Sie sehen also, daß ich unter Umständen auch ein abscheulicher Egoist bin.“

Und wirklich, er kam und es kam noch jemand, dessen Erscheinen fast noch überraschender wirkte, Lazarine Odowalska. Ihr Mann befand sich allerdings auf dem Wege der Besserung, aber man war doch etwas erstaunt darüber, daß sie sich nicht begnügte, ihre Kinder dem Fürsten zu senden, sondern

selbst erschien und noch dazu in einer neuen kostbaren Toilette, einer Robe aus Goldbrokat, deren breites Tablier durch weiße, goldgestickte Streifen mit der Schleppe verbunden war. Unter diesen Streifen lief eine Guirlande von Parmaveilchen, Sträußchen aus denselben umgaben ringsum den Rock. Die Taille war gleichfalls mit einer Veilchenguirlande und einem weißen, goldgestickten Streifen geschmückt. Die bauschigen Aermel zeigten sich von denselben Streifen umschlungen, bildeten zwei Puffen und wurden durch einen Rand aus Parmaveilchen abgeschlossen.

Die Kinder, fast hundert an der Zahl, waren alle kostümiert und sahen sehr glücklich und heiter aus.

Prinzessin Vilia hatte eine Toilette aus bernsteingelbem Atlas, die Schleppe aus Goldtüll, alles mit Stiefmütterchen besetzt. Sie dachte Boris zu entzücken, aber sie irrte sich. Er machte ein finstres Gesicht, als sie ihn begrüßte und vermied es, sie anzusehen. Vilia bemerkte es sofort und folgte ihm. „Was haben Sie?“ fragte sie, die ehrlichen Augen auf ihn geheftet, „Sie sprechen kein Wort mit mir und kehren mir schließlich sogar den Rücken.“

„Ich ärgere mich über Sie,“ erwiderte Boris indem er die Achseln zuckte.

„Und weshalb? wenn ich fragen darf?“

„Schämen Sie sich nicht, so entblößt vor allen Leuten zu erscheinen?“ entgegnete Boris, und in diesem Augenblick schaute er wirklich böse darein.

Vilia war rot geworden. Sie erwiderte kein Wort, sondern verließ den großen Saal, in dem die Kinder tanzten, und kehrte nach einiger Zeit in einem geschlossenen Kleide zurück.

Sofort näherte sich ihr Boris und küßte ihr die Hand.

„Bin ich Ihnen jetzt recht?“ fragte sie lächelnd.

„Ja,“ gab er zur Antwort.

„Zur Belohnung für meinen Gehorsam müßten Sie jetzt eigentlich eine Tour mit mir tanzen.“

„Ich bitte Sie, Vilia Paulowna, verlangen Sie lieber von mir, daß ich auf dem Kopf stehen soll oder Purzelbäume schlagen, um die Kinder zu belustigen. Ich versichere Sie, daß ich nicht die mindesten Anlagen zum Tanzbären habe.“

„Gut, dann tanze ich auch nicht,“ sagte Vilia, „dann wollen wir zusammen plaudern.“

Und wirklich, sie setzte sich mit ihm in eine Ecke und während alle Welt fröhlich war oder sich mindestens den Anschein gab, führte sie mit ihm ein Gespräch, das an Ernst nichts zu wünschen übrig ließ. Nach dem Souper fragte Boris die Prinzessin, ob sie denn wirklich nicht tanzen werde? Sie schüttelte den Kopf.

„Nein, nein," rief sie, „ich amüsiere mich mit Ihnen viel besser." Und sie fuhr fort, soweit es ihre Pflichten als Hausfrau gestatteten, mit Boris zu plaudern.

Am nächsten Abend brachte Boris ein Mikroskop mit und zeigte Vilia durch dasselbe verschiedene Dinge, welche zur Illustrierung ihrer letzten Gespräche dienen sollten. Er war mit so viel Eifer in seine Demonstrationen vertieft, daß er nicht daran dachte, irgend ein freundliches Wort an die Prinzessin zu richten.

Als er das Mikroskop endlich zusammenpackte, setzte sie sich in die Sophaecke und spielte schmollend mit der Quaste ihres Negligés.

Jetzt erst bemerkte Boris, daß sie verstimmt war.

„Was ist Ihnen?“ fragte er, „sind Sie noch müde von gestern?“

„Nicht im mindesten,“ erwiderte die Prinzessin, „aber ich finde, daß Sie mich eigentlich schlecht behandeln, während ich von Anfang an eine lebhafte Sympathie für Sie empfunden habe.“

„Ich behandle Sie schlecht?“ erwiderte Boris mit einem leidenschaftlichen Ausdruck, „weil ich mich ärgere, daß ich Sie so lieb habe, was Sie ganz und gar nicht verdienen.“

„Und warum nicht?“ sprach die Prinzessin, während sie sich, auf beide Arme gestützt, zu ihm neigte. „Auch ich habe Sie lieb und ich würde sofort Ihre Frau werden, wenn Sie mich nur wollten, aber ich weiß nur zu gut, daß Sie im Grunde nichts von mir wissen mögen.“

„Das ist einfach eine neue Caprice von Ihnen,“ sagte Boris, der sich auf einen Stuhl in die Ecke ziemlich entfernt von der Prinzessin niedergesetzt hatte und die Hände über den Knieen gefaltet, den Kopf vorgeneigt, gleichsam in die Erde hineinsprach. „Heute bilden Sie sich ein, mir gut zu sein, morgen käme vielleicht schon die Ernüchterung und dann —

ich glaube nicht, daß wir zu einander passen. Ich brauche eine Frau, die einfach in allen äußeren Dingen ist und dafür in ihrem Innern einen Schatz birgt. Sie sind für mich zu kostbar dem Anschein nach und doch auch wieder zu arm. Verzeihen Sie, daß ich wieder einmal grob, das heißt, wahr gewesen bin. Uebrigens will ich mir selbst auch nicht schmeicheln und zugestehen, daß ich für Sie, für Ihre Gewohnheiten und Begriffe viel zu plebejisch bin."

„Sie würden mich also nicht zur Frau wünschen?" entgegnete Vilia mit einem wehmütigen Lächeln.

„So wie Sie sind — nein."

Es entstand eine Pause, dann begann Boris von verschiedenen Dingen zu erzählen, welche die Prinzessin sonst ohne Zweifel interressiert hätten, aber heute hörte sie nur zerstreut zu und als er ging, nahm sie kühl und förmlich von ihm Abschied.

Am nächsten Nachmittag nahm Boris selbst wieder das gestrige Gespräch auf. „Sagen Sie mir," begann er ganz plötzlich und unvermittelt, „können wir denn nicht gute Freunde sein? Muß denn immer wie in deutschen Romanen geheiratet werden?"

„Bilden Sie sich doch nicht ein," entgegnete die

Prinzessin mit einem bittren Lächeln, „daß ich Sie zu meinem Manne will. Ich bin ganz Ihrer Ansicht, daß wir nicht für einander passen würden.“

„So ist es auch,“ sagte Boris, „Sie gefallen mir ja sehr gut, ich habe Sie sogar lieber als irgend ein weibliches Wesen, aber wirklich, Sie sind keine Frau für mich und ich bin kein Mann für Sie. Sie werden mir einmal dankbar sein, daß ich Sie vor einer Thorheit bewahrt habe.“

„Ja, gewiß,“ murmelte die Prinzessin, sprang auf und trat an das Fenster. Boris sah sie betroffen an, näherte sich ihr und entdeckte, daß sie die schönen Augen voll Thränen hatte.

„Nein,“ murmelte er, „so war es nicht gemeint — das wollte ich nicht — weinen Sie doch nicht,“ rief er dann laut, fast grob — „weinen Sie nicht — Ihre Thränen machen mich noch verrückt.“

Prinzessin Vilia trocknete rasch ihre Augen und wendete sich dann zögernd zu ihm. „Also, warum wollen Sie mich nicht? Weil ich ungebildet, oberflächlich, borniert bin? Aber, Sie geben doch zu, daß ich gute Anlagen habe. Wäre es nicht möglich,

daß ich das Versäumte einhole, daß ich Ihrer würdig werde?“

„Sie haben mich einmal gefragt, Vilia Paulowna,“ gab Boris zur Antwort, „was die Frauen eigentlich thun sollen, welche Bestimmung sie nach meiner Ansicht haben. Ich will Ihnen heute darauf Antwort geben. Dort, wo die Frau noch das Hauswesen selbst besorgt und die Kinder, bedarf sie keines andren Berufes. Dort aber, wo ihr durch Dienstleute dies alles abgenommen wird, wo die Frau keinen natürlichen Wirkungskreis mehr hat, bleibt ihr nichts übrig, als nur noch an die Befriedigung ihrer Eitelkeit, an die Pflege ihrer Schönheit, an Eroberungen und Amüsements zu denken. Schließlich wird ihr aber dies alles zum Ekel, und das Ergebnis sind unsre modernen, unruhigen, nervösen, unglücklichen und unausstehlichen Frauen und unsre freudlosen Ehen. Frauen dieser Art müssen deshalb einen andren Wirkungskreis suchen und da ist der naheliegendste jener des Mannes. In unsrer Zeit kann die Frau nur durch gemeinsame Arbeit die wahre Gefährtin des Mannes im Lebenskampfe werden, welcher täglich schwerer und aufreibender wird.“

„Und warum sollte ich das nicht können? Sie unterschätzen mich denn doch ein wenig. Sie kennen mich nicht. Ich besitze mehr Energie und Ausdauer als Sie denken."

Boris lächelte. „Wissen Sie, Vilia Paulowna, daß Sie mir in diesem Augenblick sehr gut gefallen, fast noch besser als damals, wo Sie so schön gespielt und gesungen haben."

„Gedulden Sie sich nur ein wenig," rief sie mit einer Art gutmütiger Bosheit, „es wird eine Zeit kommen, wo ich Ihnen noch viel besser gefallen werde, und dann, dann sollen Sie mir diese Thränen, die ich heute vergossen habe, büßen."

XXI.

Zacharin war etwas erstaunt und unangenehm berührt, als Milada eines Abends von ihm Urlaub für einen ganzen Tag erbat.

„Natürlich," erwiderte er, während er mit den Fingern auf dem Tisch trommelte, „Sie haben ja nur zu befehlen. Ich bin bereit, jeden ihrer Wünsche zu erfüllen, aber — sagen Sie mir — Sie wollen zu diesem Studenten fahren?"

„Sie haben kein Recht, mich danach zu fragen, Konstantin Iwanowitsch," erwiderte Milada. „Ich kann Ihnen nicht sagen, wozu ich den Urlaub brauche und eine Lüge will ich nicht aussprechen. Ich ersuche Sie aber auf das dringendste, nicht darnach zu spionieren, was ich thue und wohin ich mich begebe, sonst sind wir für immer geschieden."

„Also, wann wollen Sie fort?"

„Morgen früh."

„Gut."

Damit war die Sache abgemacht.

Am nächsten Vormittag verließ Milada ziemlich früh das kleine Palais und ging zu Fuß in die Vorstadt, wo sie Anaklet mit seinem Schlitten erwartete. Der Alte schien eine besondere Vorliebe für sie gefaßt zu haben, denn er grüßte sie schon von weitem, indem er mit seinem weißen Kopf heftig nickte, und nachdem sie in seinem primitiven Fahrzeug Platz genommen hatte, bemühte er sich grinsend, sie mit dem Stroh, womit dasselbe gefüllt war, einzuwickeln und vor der Kälte zu schützen. Dann bestieg er seinen Kutschbock, und nun ging es vorwärts, hinaus in die weite Fläche, dem Dorfe Kokolowka zu.

Milada, welche jetzt wenig aus der Stadt herauskam, konnte sich nicht satt sehen an dem prächtigen winterlichen Bilde, das sich vor ihr entrollte. Die Erde, weich in Schnee gehüllt, hatte einen Glanz wie weißer Atlas. Die kahlen Aeste der Bäume schienen mit silbernen Fransen verziert. Hie und

da sah man Krähen auf dem weißen Felde, wie Tintenklexe auf weißem Papier verstreut. In der Ferne blitzte die Eisdecke eines Teiches, an den Stahlschild des Riesen Dobrinja Nikititsch mahnend, während am Horizont dichter Nebel lag, den man ebenso gut für den Rauch eines großen Brandes ansehen konnte.

Die Stadt verschwand hinter ihr, und bald war nichts mehr um sie als Schnee und Eis, denn selbst der Himmel erschien gleich einer riesigen weißen Eiskuppel. Es war, als ob sie schon in den kalten Armen des Todes ruhen würde. Man läutete Mittag, als sie sich dem Dorfe näherten. Sie fuhren auf einem schmalen Wege zwischen Linden dahin, deren Aeste hier im Sommer ein dichtes Laubdach bildeten. Jetzt fiel von denselben ein Sprühregen von flimmernden Eissternen herab, welche winzigen Diamanten glichen.

Milada war die Erste, welche bei Platon Sassar, wo die Gruppe der Tajnaja Druschina, der sie angehörte, sich versammeln sollte, ankam. Es war ein hübsches Bauernhaus, in das sie jetzt eintrat. Von außen mit schöner Holzarbeit geziert, innen

getäfelt, frisch geweißt, reinlich und wohnlich, die Bänke und Stühle rot mit weißen Blumen, gaben dem Ganzen einen besonders heitren Charakter. Platon Sassar hatte sie bereits auf der Schwelle empfangen. Mit einer artigen Verneigung bat er sie voranzugehen und folgte ihr in die große Stube, wo seine Frau bereits die Gäste erwartete und den Samowar aufgestellt hatte. Jedesmal wenn Milada diesen Bauer sah, freute sie sich der Kraft und Klugheit, der Gesundheit, die aus seinem ganzen Wesen sprach. In ihm war gleichsam die ganze russische Volkskraft verkörpert.

Seine Frau Vjara, klein und rund, mit einem dicken Gesicht, kleinen hellen Augen, einer mongolischen Nase und reichem dunkelblondem Haar, schien im ersten Augenblick garnicht würdig, diesen schönen, herrlichen Mann zu besitzen. Aber wenn man erst einige Zeit mit ihr gesprochen hatte, entdeckte man, wie klug und besonnen diese Frau im Grunde war und welche Freiheit des Geistes sie sich in ihrem eng beschränkten Kreise errungen hatte.

Jetzt ließ sich draußen der Ruf heller Kinderstimmen vernehmen.

„Verzeihen Sie, Milada Petrowna," rief Vjara lächelnd, „aber ich habe meine Kinder im Backofen und muß sehen, was es gibt."

„Wie das, im Backofen?" fragte Milada erstaunt.

„Haben Sie das noch nie gesehen?" erwiderte Vjara immermehr belustigt durch das Staunen der Städterin, „dann kommen Sie mit."

Und die Bäuerin führte sie in die Stube nebenan, wo der Backofen stand, und die Kinder, drei Knaben und ein Mädchen, vereint das Dampfbad nach altrussischer Bauernsitte nahmen. Vjara öffnete jetzt die Thüre und die Kleinen, im unschuldigen Zustand des Paradieses, krebsrot von der Hitze, liefen lustig hinaus in den Schnee und begannen sich in demselben zu kollern.

„Um Gotteswillen," rief Milada, „und das schadet den Kindern nicht?"

„Im Gegenteil," erwiderte Vjara, welche, die Arme in die Seiten gestemmt, da stand und herzlich lachte, „das thut ihnen nur gut. Wir sind alle so aufgezogen worden, und wenn das nicht wäre, wie sollte der russische Bauer alle die Plagen und alle die Not aushalten, die oft über ihn kommen."

Nachdem die Prozedur noch einmal wiederholt worden war, wurden die Kinder tüchtig abgerieben und angezogen und kamen dann in die große Stube herein, um mit den andren zu essen. Vjara deckte den Tisch und lud Milada ein, an ihrem einfachen Mal teilzunehmen. „Wir haben nichts als Rübensuppe und gebratenen Speck mit Sauerkohl, aber es wird Ihnen von Herzen geboten.“

„Machen Sie nur keine Umstände mit mir, Vjara Platonowna,“ erwiderte Milada.

Sie setzten sich alle zu Tisch und die Kinder griffen so gierig zu, daß Vjara sie wiederholt ermahnte, artig zu sein, um nicht den Domowoj zu erzürnen.

„Glauben Sie denn noch daran, Vjara Platowna?“ fragte Milada lächelnd.

„Ja, sehen Sie,“ versetzte die kleine runde Frau, während ihre hellen Augen kleiner wurden, „es gibt Dinge, an die man glauben muß, trotz aller Aufklärung.“

„Also, Sie glauben, daß wirklich in Ihrem Hause ein kleiner Kobold dieser Art wohnt?“

„Ich muß dran glauben,“ entgegnete Vjara

Platonowna, „denn ich sehe, wenn er gut gelaunt ist und ich es nicht versäume, ihm etwas Gutes zum Naschen hinzustellen, wie er mir bei allen meinen Verrichtungen hilft. Er kehrt das Haus, wäscht das Geschirr und die Kühe geben Milch, mehr als man verbrauchen kann. Er behütet auch die Pferde und striegelt sie sogar. Wenn man ihn aber beleidigt und er böse wird, dann zerbricht er Schüsseln und Gläser, er macht, daß die Kühe wenig oder gar keine Milch geben und hetzt nachts die Pferde, daß sie am Morgen müde sind und mit zerzauster Mähne dastehen."

„Und gibt es kein Mittel, ihn los zu werden, wenn er anfängt, Schaden anzurichten?"

„Es gibt schon. Man kann einen Ziegenbock im Stalle halten, der zwingt sie, auszuwandern, und wenn man das Bild des heiligen Nikolaus an die Thür hängt, so wehrt ihm das den Eingang. Aber es ist besser, man verträgt sich im Guten mit ihm."

Als das bescheidene, aber kräftige Mahl zu Ende war, kam ein Schlitten an, und Platon ging hinaus, um die Ankommenden zu begrüßen. Er kehrte mit

einer jungen Dame zurück und einem Manne von etwa dreißig Jahren, welche Milada herzlich begrüßte.

Deborah Abrahamowitsch, welche sich entschleierte, ihren Mantel abnahm und an einen Nagel hängte, war eine üppige Brünette mit dunklem Teint und einem Kopf, welcher trotz der Härte des Mundes und des Kinnes interressant, ja schön war, und großen orientalischen Glutaugen. Ihr Begleiter Misdeff war klein und schmächtig und dünn wie ein Kartenblatt. Er hatte kurzes, blondes Haar, helle Augen und dazu merkwürdigerweise eine Stimme, die wie aus einem tiefen Keller hervorklang. Sein Wesen hatte etwas Entschlossenes, Starkes an sich, trotz der etwas kränklichen Erscheinung.

Es währte nicht lange, so kam auch Frank mit seinem breiten, lächelnden Gesicht und seinen kleinen, hellen gemütlichen Augen, mit Lewitzki, einem alten, steifen Burschen, der einer Signalstange glich und mit der hübschen blonden Katinka. Der letzte, welcher eintraf, war Heron.

„Nun, Mädchen,“ begann Frank, „was hast denn Du uns heute so wichtiges mitzuteilen? Es ist keine geringe Aufgabe, bei dieser Kälte eine solche Fahrt zu machen.“

„Urteilt selbst,“ erwiderte Milada ruhig. „Zacharin hat mir einen Heiratsantrag gemacht.“

„Sehr gut,“ rief Frank, „Du hast doch ohne weitere Bedenken angenommen?“

„Ganz und garnicht,“ versetzte Milada, „ich habe mich verpflichtet gefühlt, nichts zu thun, ehe ich mich mit Euch beraten habe.“

„Das ist sehr lobenswert,“ bemerkte Misdeff, „aber im Grunde hätten Sie unsre Antwort erraten können, Milada Petrowna.“

„Ganz und garnicht. Es ist ein gefährliches Spiel, in das ich mich eingelassen habe, und ich will keinen Schritt weiter gehen ohne sicher zu sein, daß ich im allgemeinen Interesse und im Einvernehmen mit meinen Freunden handle.“

„Was soll ich Dir noch sagen?“ rief Frank, „es hätte gar nicht besser kommen können. Wahrhaftig, ich hätte Dich trotz Deiner Schönheit und andrer Naturgaben nicht für eine solche Kiewer Hexe gehalten, einen Menschen wie diesen Zacharin, einen Lebemann so schnell auf den Pfad der Tugend zu führen, dazu gehört nicht wenig.“

Katinka lachte hell auf.

„Also, Du bist der Ansicht, daß ich ihn heiraten soll?“

„Unbedingt,“ erwiderte Frank, in einem Ton, der alle weiteren Bedenken ausschloß.

Milada sah die andren fragend an. Heron und Lewitzki nickten zustimmend.

„Wir können Ihnen nur dankbar sein, Milada Petrowna,“ bemerkte Misdeff, „wenn Sie der großen Sache, die wir verfechten, dieses Opfer bringen.“

„Oh!“ rief Katinka, „das Opfer ist nicht einmal so groß, die Frau eines Gouverneurs zu werden, würde mir sogar Spaß machen.“

Milada stand auf und Heron, der sofort verstand, daß sie mit ihm allein sprechen wollte, erhob sich gleichfalls. Sie setzten sich zusammen auf die Bank beim Ofen und er richtete die braunen, zärtlichen Augen mit einem wehmütigen Lächeln auf sie.

„Was sagst Du?“ fragte Milada ernst, fast traurig.

„Du hast gehört, was Dir alle raten, dagegen gibt es keine Einwendungen. Heirate ihn, es ist unsre Pflicht, nicht an unser Glück, sondern an das Glück der Andren zu denken. Vielleicht endet dies alles noch gut.“

„Wirst Du mir aber niemals Vorwürfe machen?“ fragte Milada, indem sie ihn fast flehend ansah.

„Niemals, Milada, niemals,“ entgegnete Heron leise, „wie kannst Du das nur glauben.“

Während sie leise weiter sprachen, klagte Platon Sassar über den Zustand der Saaten. Der Frost hatte großen Schaden gethan. Nach seiner Ueberzeugung war auch auf keine gute Sommerernte zu hoffen, und die Not, die man schon seit zwei Jahren voraussah, diesmal unvermeidlich.

„Wer weiß, wozu es gut ist,“ sprach Frank.

„Nur ein großes Unglück kann unser Volk in Bewegung bringen,“ rief Heron herüber. „Vielleicht ist diese Hungersnot dazu bestimmt, Rußland zu erlösen.“

„Ich glaube, Sie haben recht, Herr Gregorowitsch,“ sprach Vjara, welche bescheiden in der Ecke saß, die kräftigen Arme unter der vollen Brust gekreuzt, „mir kommt das russische Volk genau so vor wie Ilja Murometz.“

„Wer ist das?“ fragten die Kinder durcheinander, „Du hast uns noch nicht von ihm erzählt Matuschka.“

„Ein ander Mal,“ erwiderte Vjara.

„Nein, erzählen Sie doch, Vjara Platonowna," bat Frank, dem dieser russische Nationalheld fast nur dem Namen nach bekannt war.

„Also," begann Vjara, während alle, groß und klein, aufmerksam lauschten, „in den Tagen, als Fürst Wladimir zu Kiew über unser heiliges Rußland herrschte, lebte in der Nähe der Stadt Murom im Dorfe Karatscharovo ein Bauer, der einen Sohn hatte, welcher Ilja hieß. Dieser war so elend zur Welt gekommen, daß er weder Hand noch Fuß rühren konnte und Tag und Nacht da lag wie ein gefallener Baum. Alle nannten ihn nur Ilja den Krüppel, und wenn die Leute von den berühmten Helden sprachen, von Kämpfen und Schlachten, ließ Ilja das Haupt sinken und wenn sie von Jagd und Ringkampf berichteten, wendete er den Kopf zur Mauer und weinte.

„Und eines Tages kam eine große Not über das heilige Rußland. Die Heiden bedrängten es und niemand war da, zu retten und zu helfen. Da lag Ilja an einem Sommertage vor der Thüre im Sonnenschein und es kamen drei Männer zu ihm, bestaubt, mit wunden Füßen, wie Bettler gekleidet,

die von Haus zu Haus ziehen und der erste von ihnen sprach: „Ilja Iwanowitsch, steh' auf und gib uns zu trinken, denn wir sind durstig," und Ilja antwortete erstaunt: „Bruder, wie soll ich aufstehen, da ich weder Hand noch Fuß rühren kann?"

„Und der Fremde sprach wieder: „Stehe auf, sag ich Dir, von dieser Stunde an sollst Du nicht mehr Ilja der Krüppel heißen, sondern Ilja Murometz, der Held des heiligen Rußland." Die Stimme des Bettlers klang in der Luft, wie der Sturmwind, wenn er im Herbste den Wald durchbraust. Bei ihrem Klang erhob sich Ilja wie nach einem langen Schlaf, ging in den Keller und holte ein Faß so groß, daß fünf Ochsen es nicht hätten ziehen können und gab den drei Männern daraus zu trinken.

„Fühlst Du Deine Kraft, Ilja?" fragte einer der Bettler, und Ilja antwortete: „Ich fühle meine Kraft. Es ist, als ob ich eine Hand auf Kiew und die andre auf Nowgorod legen könnte und ganz Rußland emporheben."

„Da sprach der erste der Männer: „Diese Kraft ist zu groß für einen Sterblichen." Er gab ihm zu trinken und fragte wieder: „Fühlst Du Deine Kraft,

Ilja?“ Und Ilja antwortete: „Ja, ich fühle sie, sie ist jetzt nur halb so groß als zuvor.“

„Als die drei Männer sich wendeten und gehen wollten, bat Ilja sie, ihm wenigstens zu sagen, wer sie seien, damit er ihnen danken könne. Da warfen sie das Bettlergewand ab und standen da in einer Glorie, welche Ilja so blendete, daß er die Augen schloß und als er sie wieder öffnete, waren die drei Fremden wieder verschwunden. Ilja Murometz aber ging hin und rettete das heilige Rußland vor den Feinden und verrichtete viel der tapferen und edlen Thaten.“

„Sie haben recht, Vjara Platonowna,“ sprach Milada nach einer kleinen Weile, „dieser Ilja scheint mir wirklich ein Bild des russischen Volkes. Hoffen wir, daß es sich gleich ihm eines Tages erheben wird in seiner vollen riesigen Kraft, die eine Hand auf Kiew legen wird und die andere auf Nowgorod und Rußland emporheben aus dem Elend und aus der Schmach, in die es versunken ist.“

XXII.

Es war spät am Abend, als die Kammerfrau Lazarine meldete, daß Bojan warte und sie durchaus zu sprechen wünsche.

„Sag' ihm doch, daß ich ihn nicht empfangen kann."

„Ich habe es ihm schon gesagt, aber er läßt sich diesmal nicht abweisen."

Lazarine stampfte ungeduldig mit dem kleinen Fuße. „Nun, meinetwegen, so führe ihn herein," sagte sie dann.

Als Bojan in ihr Boudoir trat, ging sie ärgerlich auf dem Teppich auf und ab. „Wirklich, Sie sind zudringlich, Bojan Mikroforowitsch."

„Und Sie sind sehr sonderbar, Lazarine Abdonowna. Sie kommen nicht mehr zu mir, Sie lassen

sich verleugnen, wenn ich an Ihrer Thüre erscheine. Ist das mein Lohn?"

„Wie thöricht! Ich muß doch Odowalski pflegen — schon aus Klugheit."

„Sie haben trotzdem Zeit gehabt, den Kinderball beim Fürsten Borodinoff zu besuchen," erwiderte Bojan mit einem bittren Lächeln. Wenn Sie auf den Freund, den schwärmerischen Anbeter keine Rücksicht nehmen wollen, so sollten Sie doch den Mitschuldigen schonen, Lazarine Abdonowna."

„So," murmelte sie, indem sie ihn scharf ansah, „sind wir so weit? Wollen Sie mir vielleicht drohen? mich fühlen lassen, daß Sie Gewalt über mich haben? Nein, Bojan, Sie könnten sich doch irren. Ich bin nicht die Frau, die sich zu irgend etwas in der Welt zwingen läßt."

„So war es nicht gemeint, Lazarine," sagte er leise, während er sie umschlang, und seine Lippen die ihren suchten.

„Laß mich," stieß sie heftig hervor, indem sie sich zugleich losriß. „Es wird sich bald zeigen, ob ich in Deiner Hand bin oder Du in der meinen."

„Fordere mich nicht heraus," sagte Bojan, während

seine Stimme rauh und heiser klang. Sie sah in diesem Augenblick, daß Simson seine männliche Kraft wieder gewonnen hatte. Die Wildheit, die aus seinen sonst so kalten, ruhigen Augen blitzte, beunruhigte sie. Sie ging noch immer auf dem Teppich auf und ab, dann blieb sie vor ihm stehen und begann leise zu lachen. „Nun — haben wir jetzt genug gezankt?"

„Ich bin es nicht, der Streit sucht," erwiderte Bojan, „Du bist es, deren Benehmen sich seit einiger Zeit merkwürdig verändert hat. Willst Du mir vielleicht Vorwürfe darüber machen, daß ich meinen Kopf für Dich in die Schlinge gelegt habe?"

„Im Gegenteil," erwiderte Lazarine leise, während sie die vollen Arme um seinen Hals legte und ihn zärtlich ansah, „ich werde Dich belohnen, aber gedulde Dich nur so lange, bis Odowalski hergestellt ist. Willst Du?"

„Sobald Du wieder vernünftig bist, Lazarine, und mich nicht wie einen ungeschickten Knecht behandelst, ist alles wieder gut."

Lazarine, welche noch immer an seinem Halse hing, küßte ihn zweimal, mit jener elementaren

Leidenschaft, welche von Zeit zu Zeit in ihr aufflackerte und dann winkte sie ihm zu gehen. Bojan gehorchte. Er stand wieder vollständig unter ihrem Bann.

Als er fort war, kehrte sie an das Lager Odowalski's zurück und während sie hier mit milder Freundlichkeit die barmherzige Schwester spielte, brütete sie darüber nach, wie sie sich Bojans ohne Gefahr entledigen könnte. Er wurde nicht nur lästig, er war mit einem Male gefährlich. Sie mußte ihn unschädlich machen, aber wie?

Sie faßte ein Dutzend Ideen, die sie wieder verwarf. Endlich hatte sie es gefunden und war selbst darüber erstaunt, daß ihr dieser glückliche Einfall so spät gekommen war.

Am folgenden Tage kam Lazarine zu dem Polizeimeister, der nicht vergessen hatte, daß er ihr seinen Orden verdankte und sie mit einer fast demütigen Zuvorkommenheit empfing.

„Es handelt sich heute um eine gefährliche Sache, die mit großer Klugheit und Vorsicht behandelt werden muß," begann Lazarine, nachdem sie sich auf dem Ledersopha, das in dem Büreau

stand, niedergelassen hatte. „Der Maler Bojan Gronostoj — Sie kennen ihn ja.“

„Allerdings, wer wird nicht einen jungen Mann kennen, der sich einer solchen Protektion zu erfreuen hat,“ erwiderte der Polizeimeister, während er sich vor Lazarine verneigte.

„Er hat meine Gunst verscherzt,“ fuhr Lazarine fort, „seitdem ich erfahren habe, daß er ein Mitglied der Tajnaja Druschina ist. Ich würde ihn unter Umständen verschont haben, aber ich habe in Erfahrung gebracht, daß dort ein wichtiger Fang zu machen ist. Sie werden also Bojan heute Abend verhaften.“

„Wie Sie befehlen,“ erwiderte der Polizeimeister.

„Aber vergessen Sie nicht, daß ich unter allen Umständen aus dem Spiele bleiben muß, sonst könnte ich der Regierung keine weiteren Dienste mehr leisten.“

„Ich verstehe.“

„Um jeden Verdacht von mir abzulenken, werde ich Bojan Nikoforowitsch sogar vor der drohenden Verhaftung warnen, aber erst wenige Augenblicke, ehe diese erfolgt. Sie müssen deshalb pünktlich

sein, sonst könnte der seltene Vogel uns entschlüpfen.“

„Wann befehlen Sie, daß ich an Ort und Stelle sei.“

„Wir wollen vor allem unsere Uhren gleich stellen,“ erwiderte Lazarine, und nachdem dies geschehen war, überlegte sie einen Augenblick. „Also um sieben Uhr abends.“

„Ich werde auf die Minute erscheinen.“ — —

Fünf Minuten vor sieben Uhr trat Lazarine, wie es schien, erregt und hastig in das Atelier Bojans.

„Wie schön, daß Du gekommen bist,“ rief dieser, indem er ihr entgegeneilte und seine Arme um sie schlang.

„Um Gotteswillen, verlieren wir keine Zeit,“ rief Lazarine, „Du mußt auf der Stelle fliehen, ich habe soeben von Zacharin erfahren, daß eine Gruppe der Tajnaja Druschina entdeckt worden ist, und daß auch Du derselben angehörst.“

Bojan sah sie an, zuckte die Achseln und schwieg.

„Ich sehe also, daß man Zacharin die Wahrheit gesagt hat. Ohne Zweifel werden alle Mitglieder

heute noch verhaftet werden. Unten wartet mein Schlitten, er wird Dich zur Bahn bringen oder sonst wohin, wo Du ein sicheres Versteck hast. Wenn der erste Lärm vorüber ist, kannst Du dann leichter die Grenze erreichen, aber rasch, rasch, ich zittere, so lange Du die Stadt nicht verlassen hast."

Während Bojan sich ankleidete und seine Mütze aufsetzte, ging sie im Atelier auf und ab. „Hast Du vielleicht Schriften oder Briefe, die Dich kompromittieren können, so vernichte sie, so lange es noch Zeit ist."

Bojan öffnete einen kleinen japanesischen Schrank, zog aus demselben verschiedene Papiere und Briefschaften hervor und begann sie in die Glut des Kamins zu werfen.

Plötzlich richtete sich sein großer Wolfshund, der in der Nähe der Thür lag, auf und stieß ein kurzes dumpfes Geheul aus.

Die Thür war offen geblieben und so geschah es, daß plötzlich der Polizeimeister, von Gendarmen gefolgt, auf der Schwelle des Ateliers stand. „Herr Bojan Gronostoj, ich bedauere sehr, aber ich habe den Befehl, Sie zu verhaften."

„Mich?“ fragte Bojan, der keinen Augenblick seine Fassung verlor, „das ist sonderbar. Es ist mir nicht bekannt, daß ich etwas Strafbares begangen habe.“

In diesem Augenblick bemerkte einer der Gendarmen die Papiere, welche um den Kamin zerstreut waren. Indem er sich auf dieselben stürzen wollte, flatterten die kleinen exotischen Vögel, welche sich auf den Palmen wiegten, erschrocken empor, der Papagei schrie laut auf, und der große Wolfshund sprang auf den Gendarmen los und packte ihn an der Kehle. Doch schon war diesem ein Kamerad zu Hilfe gekommen und stieß dem treuen Tier sein Dolchmesser in den Leib.

Während der Hund in seinem Blute zu ihren Füßen röchelte, wendete sich Lazarine an den Polizeimeister und machte Miene, Bojan in Schutz zu nehmen.

„Glauben Sie mir,“ sagte sie, „daß hier nur ein Mißverständnis im Spiele sein kann. Ich kenne Herrn Gronostoj ziemlich genau und weiß —“

„Vergeben Sie, Frau Odowalska, aber hier ist jedes Mißverständnis ausgeschlossen. Wir haben

die Beweise in der Hand, daß Herr Gronostoj einer gefährlichen Verschwörung angehört."

„Wirklich?"

Auf einen Wink des Polizeimeisters wurde Bojan, der Lazarine einen seltsamen Blick zuwarf, abgeführt.

Als er fort war, warf sich Lazarine in einen kleinen Lehnstuhl und hielt das Sacktuch vor, um ihr Lachen zu ersticken. Endlich konnte sie wieder sprechen. „Habe ich meine Rolle nicht gut gespielt?" fragte sie den Polizeimeister.

„Unübertrefflich," erwiderte dieser, „ich klatsche gehorsamst Beifall." Er machte die Bewegung des Applaudierens.

„Nun wollen wir aber Haussuchung halten," rief Lazarine, und alle zusammen begannen, das Atelier zu durchstöbern. Sie fanden zahlreiche nihilistische Schriften, einige sozialistische Journale in deutscher und französischer Sprache und verschiedene kompromittierende Papiere.

Lazarine, welche in dem japanischen Schrank, welcher offen stand, ein kleines Kästchen entdeckte, schloß dasselbe auf und fand zu ihrer Ueberraschung

unter verschiedenen Briefen auch zwei von Milada. Sie hätte in ihrem Triumph laut aufschreien mögen, aber sie beherrschte sich so gut, daß nicht eine Bewegung, nicht einmal ein leises Zucken den Umstehenden verriet, was hier vorging. Während sie noch dem Polizeimeister den Rücken kehrte, steckte sie die beiden Briefe zu sich, und dann nahm sie das Kästchen und hielt es empor. „Hier sind Briefe," rief sie, „die vielleicht noch zu weiteren Entdeckungen führen können."

„Vortrefflich!" erwiderte der Polizeimeister, „wirklich, Lazarine Abdonowna, Sie scheinen zu Ihren vielen sonstigen glänzenden Gaben auch noch jene zu besitzen, ein wahres Polizeigenie zu sein."

XXIII.

Abends beim Diner war Blanche mehr als je voll Launen und Grimassen. Wenn man ihr etwas auf den Teller legte, besah sie es erst mißtrauisch, dann stocherte sie mit der Gabel darin herum, kostete ein wenig und ließ das Uebrige liegen. Immer wieder bekam sie dieselben Ermahnungen von seiten des Gouverneurs und der Gouvernante, setzte denselben jedoch eine gleichgiltige Ruhe oder ein geringschätzendes Lächeln entgegen. Wenn Zacharin ärgerlich wurde und die Stimme erhob, begann sie zu weinen und mußte fortgebracht werden.

Wera wieder war stolz und hochfahrend. Ohne daß sie es aussprach, lag in ihrem Wesen etwas, das allen Menschen, die nicht derselben Gesellschaftsklasse wie sie angehörte, zu sagen schien: „Was wollt Ihr?

Ihr seid Plebejer, Ihr seid dazu bestimmt, meine Sklaven zu sein, mir zu dienen. Dabei putzte sie sich mit dem Raffinement einer tonangebenden Modedame und verfügte über ein ganz hübsches, kleines Arsenal von Koketterien, ohne daß man recht wußte, wer ihr dieselben gelehrt hatte.

Milada hatte bisher noch bei keiner Mahlzeit irgend eine Bemerkung den beiden Mädchen gegenüber gemacht. Als es aber diesmal geschah, daß Wera Fräulein Schwob eine impertinente Antwort gab und die gute Deutsche sich damit begnügte, rot zu werden und zu schweigen, wendete sich Milada plötzlich zu Wera.

„Sie sind auf dem besten Wege, mein Kind," sprach sie, „für alle Menschen unleidlich zu werden und auch Sie, Blanche. Die Welt ist heutzutage nicht mehr danach eingerichtet, um sich den Launen Einzelner zu fügen. Hochmut, wie bei Ihnen, Wera, und Launen wie bei Blanche, führen nur dahin, daß man gemieden und mißachtet wird. Druck erzeugt Gegendruck und die Menschen von heute besitzen nicht mehr jenen Knechtsinn, der sich ruhig alles gefallen läßt. Ich warne Sie deshalb. Wenn Sie sich nicht

ändern, wenn Sie Ihre Ansprüche an das Leben nicht herabstimmen, müssen Sie in der Zukunft recht unglücklich werden."

„Oh!" entgegnete Wera, indem sie die Lippen spöttisch kräuselte, „wir sind reich und schön, Milada Petrowna, wir haben es nicht nötig zu arbeiten oder etwas zu lernen, und ebenso wenig haben wir Ursache, uns um die Meinung Andrer zu kümmern."

„Thörin!" rief Zacharin. „Statt dankbar zu sein, wenn man Dich belehrt, beharrst Du in Deiner Verblendung. Du wirst zu spät einsehen, wie gut es Milada Petrowna mit Dir gemeint hat."

Milada fühlte in diesem Augenblick eine Art Haß gegen diese kleinen Geschöpfe, so wenig dieselben auch imstande waren, vorläufig irgend jemand zu schaden. So wachsen diese Menschen auf, dachte sie, „die uns regieren und aussaugen, und so werden sie erzogen. Muß man da nicht Jenen Recht geben, welche dafür stimmen, nicht allein die Wölfe, sondern auch die Wolfsbrut auszurotten?"

Nachdem die Kinder mit der Gouvernante den Speisesaal verlassen hatten, half sie dem Diener den Tisch abräumen und Zacharin las in der Nähe des

Ofens seine Journale. Als der Diener den kleinen Saal verlassen hatte und Milada Miene machte ihm zu folgen, blickte Zacharin hinter der Zeitung hervor.

„Weshalb gehen Sie schon?“ fragte er, „ich habe gehofft, daß Sie mir ein wenig Gesellschaft leisten werden.“

„Wenn Sie es wünschen, Konstantin Iwanowitsch, werde ich bleiben.“

Sie setzte sich in einiger Entfernung von ihm nieder.

„Warum so fern?“ fuhr er fort. „Ueberhaupt, warum sind Sie so spröde mir gegenüber, Milada Petrowna? Vordem ja, da regierten romantische Ideen, lyrische Stimmungen die Welt, man lebte damals wie in den Romanen oder Theaterstücken. Heute aber sind die Mädchen klug geworden. Sie wählen nicht nach ihrem Herzen, sondern sie berücksichtigen ihre wahren Interessen und diese Selbstsucht ist garnicht verwerflich, sondern lobenswert, denn sie ist vernünftig und ein Bündnis, das auf einer verständigen, wohlerwogenen Basis aufgebaut ist, verspricht ungleich mehr Dauer als eines, das nur Gefühle zur Voraussetzung hat, denn Empfin-

dungen kommen und vergehen, aber Interessen und Vorteile bleiben.“

„Sie sprechen sehr verständig, Konstantin Iwanowitsch, aber ich weiß nicht — trotzdem überzeugen Sie mich nicht.“

„Ich biete Ihnen alles, was ein junges Mädchen reizen kann, ein glänzendes Leben, eine sorgenlose, angenehme Zukunft, einen Titel, eine große Position in der Welt, ein bedeutendes Vermögen und endlich, da ja doch die Frauen heutzutage alle ein wenig Ehrgeiz haben, auch einen gewissen Einfluß.“

„Aber ich liebe Sie nicht, Konstantin Iwanowitsch.“

„Dafür liebe ich Sie umso mehr, Milada Petrowna. — Wenn Sie wüßten, was ich leide, würden Sie Mitleid mit mir haben.“

„Ich wiederhole, daß ich mit Ihnen kein Mitleid habe. Sie selbst bereiten sich Qualen und Sie finden eine wahre Wohllust darin, selbst in Ihrer Wunde zu wühlen, während es mich ganz und gar nicht belustigt Sie zu quälen. Erlauben Sie deshalb, daß ich gehe.“

Sie erhob sich und ehe er sie hindern konnte, hatte sie den Speisesaal verlassen.

Zacharin hatte eine schlaflose Nacht. Milada, die sich auch in einer eigentümlichen Aufregung befand und wiederholt erwachte, hörte ihn noch auf- und abgehen. So wenig sie Vergnügen daran fand einen Mann zu foltern, so war sie doch über diese Entdeckung befriedigt. Sie wußte, daß er jetzt ihr gehörte, und daß sie ihre Bedingungen stellen konnte.

Am Morgen, als Milada eben die dringendsten, häuslichen Geschäfte erledigt hatte und in ihr Zimmer zurückgekehrt war, um vollends Toilette zu machen, klopfte Zacharin an und trat, ohne erst ihre Aufforderung abzuwarten, ein.

„Milada Petrowna,“ begann er, „ich muß Sie sprechen, ein letztes Mal. Es kann in dieser Weise nicht länger fortgehen. Ich habe schon mehrere Nächte kein Auge geschlossen, ich bin krank, ich kann diese Qual nicht für die Dauer ertragen. Entscheiden Sie — wenn Sie dabei bleiben mich zurückzuweisen, dann unterschreiben Sie mein Todesurteil. Ich bin entschlossen, mir lieber eine Kugel durch den Kopf zu jagen, als weiter in diesem Fegefeuer zu verharren.“

„Bedenken Sie,“ erwiderte Milada, welche ruhig,

die Arme auf der Brust gekreuzt, auf dem Sopha saß, „wie wenig Chancen Sie für eine Ehe mir gegenüber mitbringen. Sie sind rasend in mich verliebt, das brauchen Sie mir nicht zu sagen, nicht zu beschwören, das sehe ich, gerade weil ich nüchtern und gleichgiltig bin. Ich bin eine ruhige Natur, bin Ihnen gegenüber kalt und klug — was wird geschehen? — Ich werde aus Ihnen einfach machen, was ich will.“

„Thun Sie es,“ erwiderte Zacharin, indem er sie mit seinen fieberhaft glühenden Augen verschlang.

„Nennen Sie das aber eine Ehe?“ fuhr Milada fort.

„Verstehen Sie mich denn nicht,“ sprach er rasch mit gepreßter, heiserer Stimme. „Ich will Sie besitzen, für immer erobern, alles andre ist mir gleichgiltig.“

„Gut,“ sagte Milada, „aber dann machen Sie mir weiter keine Vorwürfe. Ich liebe Sie nicht, ich werde Sie niemals lieben. Ja, es gibt Augenblicke, wo mich Ihre Ansichten, Ihre Handlungsweise geradezu empören.“ In ihren blauen Augen lauerte in diesem Moment ein lächelnder Haß. „Wenn ich

Ihre Frau werde, so muß mich irgend etwas dafür entschädigen, daß ich eine Ehe ohne Liebe eingehe. Sind Sie bereit, in allem meinen Willen anzuerkennen, sich meinen Launen zu fügen — wenn ich welche habe, denn bisher war mir dieses Privilegium der vornehmen Frauen fremd."

„Alles, Milada Petrowna, alles, nur sagen Sie, daß Sie mir gehören wollen."

„Es sei," erwiderte sie, indem sie ihm die Hand reichte, „ich willige ein, auf Ihre Verantwortung."

Zacharin warf sich vor ihr nieder und umfaßte ihre Kniee wie ein zum Tode Verurteilter, der um sein Leben bittet. Milada legte ruhig die Hand auf ihn. Jetzt gehörte er ihr.

„Stehen Sie auf, Konstantin Iwanowitsch," murmelte sie. „Hören Sie mich weiter, ich bin noch nicht fertig."

Zacharin erhob sich und setzte sich zu ihr auf das Sopha, indem er ihre Hand in der seinen hielt und wiederholt küßte.

„Wir werden erst heiraten," sprach sie, „wenn Ihre Trauerzeit zu Ende ist. Bis dahin bleibt unsere Verlobung geheim."

„Wie Sie wünschen, Milada Petrowna," erwiderte Zacharin.

„Und noch eins. Keine leidenschaftlichen Szenen mehr, nichts, was mich kompromittieren muß."

„Nun Sie mir gehören wollen, Milada Petrowna, werde ich ruhig und glücklich sein," entgegnete Zacharin. „Ich war diese Zeit hindurch wie im Fieber, und manchmal nicht mehr Herr meiner selbst, nicht mehr zurechnungsfähig. Jetzt haben Sie mir den Verstand wiedergegeben und ich gebe Ihnen mein Wort, daß nichts geschehen soll, was nur im mindesten Ihre Unzufriedenheit erregt, nur gestatten Sie mir einiges zu thun, selbstverständlich ohne Aufsehen zu erregen, ohne daß es Gerede gibt, um Sie sowohl in den Räumen, die Sie bewohnen, als in Bezug auf Ihre Toilette mit mehr Bequemlichkeit und einem gewissen Luxus zu umgeben."

„Davon kann keine Rede sein," rief Milada. „Was würde die Welt dazu sagen? Sie hätte das Recht, unser Verhältnis mißzuverstehen und mich zu verurteilen."

„Ich werde alles so einrichten, daß Sie mit

mir zufrieden sein sollen, Milada Petrowna. Gönnen Sie mir doch das Vergnügen, Sie jetzt schon wenigstens in dieser Beziehung als meine Lebensgefährtin zu behandeln, Ihr Nestchen recht hübsch und behaglich auszustatten, Ihrer Gestalt, diesem Kopf, dem die Natur so viel Reize verliehen hat, jenen Rahmen, jenen Hintergrund zu geben, der Ihnen gebührt."

„Wirklich, Konstantin Iwanowitsch," versetzte Milada lächelnd, „Sie sind unersättlich. Kaum habe ich Ihnen eins gewährt, verlangen Sie schon wieder etwas Neues. Warten Sie doch. Vielleicht werde ich ein andres Mal annehmen, was ich heute zurückweisen muß. Ueberhaupt lernen Sie geduldig sein, Konstantin Iwanowitsch, Geduld ist das beste, was man im Leben hat. Sie ist stärker, sie überwindet ungleich sicherer alle Leiden, alle Hindernisse, als es Mut, Thatkraft und Leidenschaft vermögen."

XXIV.

Seit dem Abend, wo Milada endlich seinem Flehen nachgegeben hatte, zeigte sich Zacharin in der That vollständig verändert. Er war jetzt der liebenswürdige, galante, aufmerksame Mann wie in der ersten Zeit, als sie in sein Haus gekommen war, aber er belästigte sie nicht mehr durch jene leidenschaftlichen, dramatischen Szenen, welche ihr das Leben in seinem Hause in der letzten Zeit so schwer gemacht hatten. Nur in einem Punkte gab er ihr nicht nach. Immer wieder beschwor er sie, ihm zu gestatten, daß er die von ihr bewohnten Zimmer besser einrichte und für ihre Toilette einigermaßen sorge.

„Sie sind viel zu einfach, Milada Petrowna,“ sagte er, als sie wieder einmal abends im Salon beisammen saßen. „Gerade Ihr Genre Schönheit

verlangt reiche Stoffe, einen gewissen Glanz der Toilette. Es ist ja in allen Häusern Sitte, daß man die Damen, welche in denselben eine Stellung als Erzieherin oder Haushälterin einnehmen, von Zeit zu Zeit beschenkt und dann kann man ja den Leuten sagen, daß Sie jetzt die Rolle der Hausfrau spielen und unter Umständen meine Gäste zu empfangen haben, und daß ich aus Rücksicht für mich selbst, für das Haus, dem Sie vorstehen, dafür gesorgt habe, daß Sie Ihrer neuen Stellung entsprechend erscheinen können."

„Das läßt sich hören," versetzte Milada Petrowna. „Sobald Sie wieder anfangen, Gäste bei sich zu sehen und ich bei solchen Gelegenheiten die Hausfrau zu vertreten habe, läßt es sich eher rechtfertigen, daß Sie auch ein wenig für meine Toilette sorgen."

„Sie gestatten mir also endlich, in dieser Beziehung meine Wünsche auszuführen?"

„Wenn es nur nicht zu weit geht, Konstantin Iwanowitsch."

Als sie ihm nachgab, hatte sie zugleich in Rechnung gebracht, daß dieser verwöhnte Lebemann das Bedürfnis hatte, eine Frau, die er liebte, in dem

reichen üppigen Rahmen der vornehmen Welt zu erblicken und daß sie, von jenem Luxus umgeben, den er so sehr liebte, ihn umsomehr werde fesseln und lenken können.

„Ich werde mich keiner Uebertreibung schuldig machen," versicherte Zacharin, „gestatten Sie mir nur so viel, Milada Petrowna, als nötig ist, um jenes Milieu zu schaffen, das Ihrer Schönheit entspricht."

Zacharin ging schon am nächsten Morgen an das Werk. Er bestellte alles, was er für nötig hielt, ohne Milada nur das Geringste davon merken zu lassen. Drei Zimmer, welche abseits seiner Wohnung in einem Flügel ganz für sich lagen, wurden zu diesem Zwecke bestimmt und ihre Einrichtung ausgeführt, ohne daß Milada nur eine Ahnung davon hatte. Alle Arbeiten, welche ihre Aufmerksamkeit erregen konnten, mußten bei Nacht ausgeführt werden, während sie schlief.

So war es möglich, daß Zacharin sie eines Tages an seinem Arm in die vollständig neu möblierten Räume führte, deren Herrin sie von nun an war. Das Eingangszimmer war ein reizender Salon im modernsten Stil, an dasselbe schloß sich ein

kleines Boudoir im Geschmack des Harems eingerichtet und aus diesem trat man in das große Schlafgemach, das nach einem Bilde aus der Zeit Marie Antoinettes kopiert schien. Ein großer dreiteiliger Schrank, der hier stand, enthielt eine ganze Reihe kostbarer Toiletten, während ein japanisches Kästchen, das Zacharin lächelnd öffnete, einen wahren kleinen Schatz von Juwelen barg. Milada war überrascht und dankte ihm, indem sie ihm die Hand gab, die er zärtlich an seine Lippen führte.

„Eigentlich ist es überflüssig, daß ich Ihnen ein Wort darüber sage,“ sprach sie lächelnd, „denn Sie haben ja nicht mich beschenkt, sondern sich selbst. Und um Ihnen eine Freude zu machen, nehme ich das alles an.“

Als Zacharin sie verlassen hatte, stand Milada einige Zeit, die Hände im Schoß verschlungen, in einer Art Verwunderung da und schüttelte immer wieder den Kopf. Sie erstaunte fast mehr über sich selbst, als über diese Pracht, die sie mit einem Male umgab. Dann näherte sie sich langsam dem Schrank und betrachtete die verschiedenen Toiletten, indem sie dieselben ausbreitete und die Stoffe mit den Fingern prüfte

Die angenehmste Ueberraschung für sie bildete eine bequeme Pelzjacke aus dunkelblauem Samt, welche mit grauem, schwarz gesprenkelten Chinchilla besetzt und gefüttert war. Langsam zog sie dieselbe an.

Es war für sie, die immer arm und bescheiden gelebt hatte, stets dürftig gekleidet gewesen war, mehr als einmal hungerte und fror, eine Art von Wollust, mit bloßen Armen und Schultern in das weiche, warme, duftige Pelzwerk zu schlüpfen; es war, als küßten, als kitzelten sie die feinen Härchen, und der Geruch, den sie ausströmten, wirkte narkotisch. Sie führte den pelzbesetzten Aermel zur Nase und sog den Duft desselben ein. Dann nahm sie ein Armband aus dem japanischen Kästchen, legte es um ihren vollen Arm und streckte sich behaglich auf der Ottomane aus, indem sie mit süßer Trägheit in dem weichen, schneeweißen Eisbärenfell versank.

Während sie auf den Arm gestützt da lag und in die rote Glut des Kamins blickte, kamen ihr gar seltsame Gedanken.

„Ja, Reichtum verführt," murmelte sie leise vor sich, „und Goethe hat Recht: Genießen macht gemein."

Plötzlich ging die Thüre auf, und Wera kam

geschlichen wie ein Kätzchen, das eine Maus wittert. Sie sah sich um, rümpfte die Nase und setzte sich dann zu Milada, indem sie dieselbe in einer Weise betrachtete, welche ihre Eifersucht und ihren Neid deutlich genug zeigten.

„Wenn ich erst groß bin,“ sagte sie nach einer Weile, „werde ich auch dies alles haben, ja mehr als Sie, Milada Petrowna, denn ich bin die Tochter des Gouverneurs und Sie sind schließlich doch nur eine Bettlerin.“

Milada blieb ruhig, aber in ihrem Blick lag etwas, das Wera erschreckte. „Wenn Sie noch ein Mal mir gegenüber sich in dieser frechen Weise betragen, Wera Konstantinowna,“ sagte sie kalt und streng, „dann werde ich Sie strafen, merken Sie sich das.“

Wera hatte Angst vor ihren Augen und blieb still. Sie strich mit der Hand über das Eisbärenfell, atmete schwer auf, erhob sich, ließ ihren Blick noch einmal über die Tapete und über den Himmel des Bettes hingleiten und sprang dann mit ein paar raschen Sätzen davon.

Lazarine erfuhr durch Widma die Ereignisse,

welche sich im Hause des Gouverneurs in der letzten Zeit vollzogen hatten. Nur die Hauptsache blieb ihr verborgen. Sie ahnte nicht, daß Zacharin Milada um ihre Hand gebeten und daß diese ihm ihr Wort gegeben hatte. Sie sah in der kalten, blonden Schönen einfach die begünstigte Freundin des Gouverneurs, welche mehr und mehr ihren Einfluß an sich reißen und Zacharin vollständig beherrschen werde. Das war es, was ihre Eifersucht so mächtig erregte.

Nachdem Zacharin einige Tage nicht zu ihr gekommen war, erschien Frau Odowalska endlich bei ihm, und es gab einen heftigen Auftritt zwischen ihnen beiden. Lazarine warf ihm vor, daß er sie hintergehe, daß er hinter ihrem Rücken Beziehungen angeknüpft habe, welche seiner unwürdig seien, sie mahnte ihn an seine Pflichten als Vater, als Beamter. Eine stolze Kampflust blitzte aus ihren unruhvollen, schimmernden, schwarzen Augen, während sie sprach.

Zacharin hörte sie ruhig an. Als ihr endlich der Atem ausging und sie sich in den kleinen Fauteuil beim Kamin warf und ihm den Rücken kehrte,

stand er auf und begann nun seinerseits auf dem Teppich auf- und abzuschreiten.

„Sind Sie fertig?“ fragte er, und, da sie ihm keine Antwort gab, fuhr er fort: „Sie sind eine sehr kluge Frau, Lazarine Abdonowna, aber jetzt eben haben Sie sich sehr unvernünftig betragen. Im Falle Sie recht hätten, müßten Sie sich bei ihrem scharfen Geiste denn doch sagen, daß dann alle Vorstellungen von Ihrer Seite fruchtlos wären. Befinden Sie sich aber im Irrtum und so ist es wirklich, dann müssen Sie doch fühlen, daß Sie, die schöne, siegreiche Frau mit Ihrer Eifersucht, die Sie so schlecht maskieren, mir gegenüber eine lächerliche Rolle spielen.“

„Es ist noch nicht so lange her, Konstantin Iwanowitsch, daß Sie mich nicht lächerlich gefunden, sondern sehr ernst genommen haben.“

„Damals waren Sie aber noch nicht eifersüchtig, Lazarine Abdonowna, damals imponierten Sie mir und jetzt —“

„Und jetzt reize ich Sie zum Lachen?“

„Ja, wenn Sie so sind wie heute, allerdings.“ Und er begann leise und spöttisch zu lachen.

Lazarine fühlte, daß es Zeit war einzulenken.

„Wären Sie ein Mann von Charakter, von Herz, Konstantin Iwanowitsch,“ sagte sie, „so würden Sie jetzt zu meinen Füßen liegen, denn die Leidenschaft, welche ich Ihnen verraten habe, würde Sie rühren, würde Sie glücklich machen. Weil Sie aber meiner müde sind“ — —

„Ganz und garnicht,“ fiel Zacharin ein, „meine Empfindungen für Sie sind stets dieselben. Nur Sie, Lazarine Abdonowna, haben unser Verhältnis so unerquicklich gestaltet, bedenken Sie doch selbst. Vormals, wenn wir zusammen waren, suchten Sie mich zu zerstreuen, zu amüsieren; jetzt geben Sie mir nichts als Vorwürfe, böse Worte, das ermüdet, das macht schließlich gleichgiltig.“

„Kommen Sie zu mir, Konstantin Iwanowitsch,“ sprach Lazarine, indem sie den schönen Kopf zurücklehnte und ihn mit halbgeschlossenen Augen spöttisch ansah. Und als er sich ihr näherte, reichte sie ihm die Hand. „Wir wollen wieder gute Freunde sein.“

„Es kommt nur auf Sie an, Lazarine Abdonowna, wie lange diese neue Freundschaft dauern soll. Ich wiederhole Ihnen, daß ich stets derselbe

war und heute noch bin wie zur Zeit, als Sie vollkommen mit mir zufrieden waren. Sie sind es, die unser gutes Einvernehmen beharrlich stört."

„Also genug davon," rief sie, „ich will Ihnen beweisen, daß ich Ihnen nicht mehr zürne und will bei Ihnen zum Thee bleiben."

„Sehr angenehm," erwiderte Zacharin. Wenn er aufrichtig gewesen wäre, hätte er ausgerufen: „Hol' Dich der Teufel!"

An dem Thee nahmen auch noch die Kinder, Fräulein Schwob und Milada teil. Milada hatte die Pflichten der Hausfrau übernommen und versah dieselben vollkommen tadellos, sodaß Lazarine, welche es vermied sie anzusehen, nichts an ihrem Betragen auszusetzen fand. Aber plötzlich kam ihr der Gedanke, Milada vor Konstantin Iwanowitsch zu erniedrigen, ihm gleichsam anzudeuten, wie tief dieselbe unter ihr stehe. Sie spielte zu diesem Zweck eine jener kleinen Komödien, zu denen sie so viel Talent hatte. Sie beklagte sich, daß der Schuh sie drücke und endlich erklärte sie, es sei unmöglich, länger diese Qual zu ertragen.

„Bitte, Milada Petrowna, haben Sie vielleicht

ein paar Pantoffeln, welche Sie mir überlassen können?"

Milada erwiderte kein Wort, sie verließ den Speisesaal und brachte ein Paar kleine, reizende, goldgestickte Pantoffel, die ihr Zacharin verehrt hatte.

„Sie werden wohl so freundlich sein," fuhr Lazarine mit einem liebenswürdigen, unverschämten Lächeln fort, „und mir den Schuh, der mich so drückt, ausziehen."

Milada sah sie ruhig an und setzte sich dann auf ihren Stuhl.

„Haben Sie nicht gehört, Milada Petrowna?"

„Ich habe nicht hören wollen," gab Milada zur Antwort, „aus Rücksicht für Sie." Damit erhob sie sich und verließ den Saal.

„Das ist impertinent!" rief ihr Lazarine nach.

Milada blieb stehen, sah sie halb über die Schulter an, lächelte und ging hinaus.

Lazarine war dann aufgesprungen und hatte ihre Tasse umgestoßen, sodaß der heiße Thee vom Tische auf den Teppich herabrann. „Wirklich, diese Person ist unerträglich!" rief sie aus. „Und Sie geben zu,

Konstantin Iwanowitsch, daß man mich in Ihrem Hause beleidigt?"

„Verzeihen Sie, Lazarine Abdonowna," erwiderte der Gouverneur, „aber Sie waren nicht im Rechte, an Milada Petrowna eine solche Zumutung zu stellen."

„Was ist sie denn?" fuhr Lazarine fort, „eine Prinzessin? eine Czarentochter? Ich bin aus fürstlichem Blute — ich ja, aber sie? — eine Landstreicherin, eine Elende, die Sie von der Straße aufgelesen haben."

Zacharin erwiderte kein Wort. Als aber Lazarine sich endlich wieder gesetzt hatte, kniete er vor ihr nieder, zog ihr die Schuhe aus und die Pantoffel an, während Lazarine triumphierend auf ihn herabblickte.

XXV.

Schon meldete sich der Frühling mächtig an. Es ging wie das Atmen eines neugebornen Kindes durch die Natur. Eine gewisse Unruhe ergriff die Menschen, jene unbestimmte Sehnsucht, welche zugleich etwas vom Trieb des Wandervogels und von dem Fieber eines Verliebten an sich hat. In dieser Zeit erwacht auch in den Menschen eine neue Energie, Lust zu Thaten, niemand haftet mehr gerne an der Scholle, jeder will hinaus in das Leben, in die sonnige Welt! —

Auch Lazarine war in dieser unruhigen Stimmung, als Widma ihr eines Tages meldete, daß Milada der geheimen Gesellschaft der „Tajnaja Druschina“ angehöre. Sie hatte heimlich ihr Schmuckkästchen untersucht und auf dem Boden desselben einen Dolch gefunden, welcher das Abzeichen dieses Geheimbundes

an sich trug. Dann zog sie zögernd einen Brief hervor. „Ich hätte noch etwas für Sie," fuhr sie fort, „aber versprechen Sie mir, Lazarine Abdonowna, daß Sie diesmal den Brief nicht Konstantin Iwanowitsch geben, sonst verliere ich am Ende meinen Posten."

„Wenn das geschehen würde, würde ich Dich entsprechend zu entschädigen wissen," sagte Lazarine. „Gib her." Widma gab ihr den Brief.

Es waren wenige Zeilen, durch welche Heron Milada einlud, an diesem Abend um acht Uhr sich im Bauernhofe des Anaklet zu einer Unterredung mit den Genossen einzufinden.

„Sehr gut," murmelte Lazarine, während sie den Brief zum zweiten Male überflog. „Wie kommst Du zu diesem Brief? Hat sie ihn liegen lassen?"

„Ja, sie hat ihn gelesen und hat ihn dann in der Eile in der Tasche ihrer Hausjacke stecken lassen. Sie hat sich nämlich sofort angezogen und ist fortgegangen, ich weiß nicht wohin."

„Es ist gut," erwiderte Lazarine. „Und wie steht es zwischen ihr und Konstantin Iwanowitsch."

Widma zuckte die Achseln. „Bis jetzt glaube

ich nicht, daß sie ihm Gehör geschenkt hat. Ich halte überhaupt Milada Petrowna für ein sehr tugendhaftes und kaltes Frauenzimmer. Vielleicht hat sie die Idee, daß er sie heiraten wird, wenn sie sich ihm gegenüber recht streng zeigt."

Nachdem Widma fortgegangen war, ließ sich Lazarine ihren Mantel reichen und eilte zu dem Polizeimeister, der sie in seinem Bureau wie immer mit lächelnder Demut empfing. Sie erzählte ihm, wie sie von Anbeginn gegen Milada Petrowna Verdacht gefaßt habe, nun aber die Beweise in Händen habe, daß sie der „Tajnaja Druschina" angehöre. Sie zeigte ihm die Briefe Milada's an Bojan, welche sie bei dessen Verhaftung an sich genommen hatte, sowie den Brief Heron's, durch den sie für diesen Abend zu dem Bauer Anaklet bestellt wurde. Der Polizeimeister konnte an der Richtigkeit ihrer Angaben nicht länger zweifeln.

„Ich bin in einer schwierigen Lage," fuhr sie fort. „Konstantin Iwanowitsch zu überzeugen, wäre eine vergebliche Aufgabe, denn er will sich nicht überzeugen lassen. Es wäre also unsere Sache, unsere Pflicht, ihm den Beweis zu liefern, daß

Milada Petrowna sein Vertrauen mißbraucht, ja, daß sie wahrscheinlich die Stellung in seinem Hause nur angenommen hat, um dort im Sinne der Verschworenen wirken zu können. Vor allem ist es ihre Sache, Milada Petrowna heute noch zu verhaften, wir dürfen diese günstige Gelegenheit nicht unbenützt vorübergehen lassen."

„Sie haben Recht, Lazarine Abdonowna," erwiderte der Polizeimeister, „aber bedenken Sie meine Lage dem Gouverneur gegenüber, und dann ist es nicht so leicht, als Sie sich vorstellen, eine ganze Gruppe einer geheimen Gesellschaft aufzuheben. Dazu gehört eine größere Abteilung Soldaten, denn ohne Kampf geht es nicht ab. Die Zurüstungen erregen Aufsehen, die Verschworenen werden bei Zeiten gewarnt und ehe wir hinkommen, ist das Nest leer."

„Ich denke auch gar nicht daran, die ganze Gruppe aufzuheben," erwiderte Lazarine, „es genügt, wenn wir Milada Petrowna festnehmen und sie ihrer Teilnahme an der Verschwörung überführen. Das kann ja auf der Straße geschehen, wenn sie den Hof Anaklets verlassen hat, sie allein wird wohl

keinen Widerstand leisten. Zwei Gendarmen genügen nach meiner Ansicht, um den Coup auszuführen."

„Das läßt sich hören," sagte der Polizeimeister, „und ich bin bereit, Ihren Wünschen zu entsprechen, wenn Sie Konstantin Iwanowitsch gegenüber die Verantwortung auf sich nehmen, denn wie gesagt, ich fürchte mich, seinen Zorn zu erregen."

„Ich nehme alles auf mich," sprach Lazarine in einem Ton, der den Polizeimeister beruhigte, „und dann vergessen Sie nicht, welchen Einfluß ich bei Hofe habe. Konstantin Iwanowitsch kann es nicht wagen, Sie dafür zur Verantwortung zu ziehen, daß Sie Ihre Pflicht erfüllt haben. In Petersburg werden Sie sich aber dadurch ein neues Verdienst erwerben, das bei Gelegenheit belohnt werden wird. Sie wissen, daß ich Ihnen niemals Versprechungen mache, die unerfüllt bleiben."

„So ist es," erwiderte der Polizeimeister, während er sich galant über die Hand der schönen Frau beugte und dieselbe zweimal küßte. „Und deshalb wollen Sie auch ferner in mir Ihren dankbaren und unterthänigen Diener sehen."

Wirklich war Milada an diesem Abend bei Anaklet mit Heron, Frank, Deborah Abrahamowitsch und Platon Sassar zusammengetroffen. Sie beriethen darüber, wie sie Bojan, der nächstens vor Gericht gestellt werden sollte, aus dem Gefängnis befreien konnten. Verschiedene Vorschläge wurden gemacht und endlich ein vollständiger Feldzugsplan zu diesem Zwecke entworfen, dessen Ausführung zunächst Frank und Heron übernahmen.

Es war Nacht, als Milada Anaklets Hof verließ. Die andern waren früher aufgebrochen. Ihre Abfahrt war dadurch verzögert worden, daß der Bauer Metro Turkoff, der sie in seinem Wagen führte, seine Pferde ausgespannt hatte und dieselben in der Steppe grasen ließ, so daß es einige Zeit währte, ehe er sie wieder einfangen und einspannen konnte.

Als sie jetzt auf der Straße zwischen dem hohen Grase dahin fuhr, webte um sie der ganze Zauber einer duftigen Frühlingsnacht. Die Steppe schlief. Nichts regte sich, kein Ton war zu vernehmen. Ueber ihr war der Himmel, Stern an Stern, die Milchstraße, die sich breit zwischen denselben ausspannte. Ein Flüstern ging durch das Grasmeer.

Dann schwebte ein schwermütiger Ton herüber. Eine weiche Stimme sang ein Lied, das geisterhaft um sie schwebte, kläglich und warnend zugleich. Und wieder war es still in der weiten träumenden Runde.

Am Horizont schwammen große Wolken langsam in der flimmernden Luft.

Hoch oben ließ sich, als sie sich der Stadt näherten, ein seltsames Geräusch vernehmen.

„Es sind die Hexen, die nach Kiew ziehen," murmelte Metro Turkoff, indem er unwillkürlich die Pferde anhielt.

Milada lächelte. „Nein, mein Freund," sprach sie, „es werden Zugvögel sein, Schwäne, wilde Gänse oder Enten."

In diesem Augenblick ließ sich der Hufschlag zweier Pferde vernehmen und zwei Reiter sprengten auf den Wagen zu, in dem Milada saß. Es waren die beiden Gendarmen, die der Polizeimeister abgesendet hatte. Der ältere derselben, ein Unteroffizier, befahl dem Bauer anzuhalten und leuchtete dann Milada mit einer kleinen Laterne in das Gesicht. „Sie sind Milada Petrowna Dominitsch?"

„So ist es," entgegnete sie ruhig und gefaßt.

„Dann bitte ich Sie, mir zu folgen," sagte der Gendarm, „ich habe den Befehl, Sie zu verhaften."

„Sehr wohl, mein Freund," entgegnete Milada, „ich bin bereit."

Die Gendarmen hießen jetzt den Bauer weiterfahren und ritten zu beiden Seiten des Wagens, indem sie ihre Blicke nach rechts und links schweifen ließen, denn sie wußten, daß sie bei ähnlichen Expeditionen jeden Augenblick auf einen Ueberfall gefaßt sein mußten.

Als sie ein kleines Wäldchen passierten, traten plötzlich zwei Männer aus dem Dickicht hervor. Turkoff hielt unwillkürlich seine Pferde an. Zwei Revolver blitzten im Dunkel auf. Der eine Gendarm machte sich schußfertig, aber der ältere fiel ihm in den Arm. Dann gab er den beiden Männern ein Zeichen und der eine derselben, es war Frank, näherte sich ihm. Sie wechselten einige Worte, reichten sich die Hände und dann gab der Unteroffizier dem zweiten Gendarmen einen Wink, ihm zu folgen, und beide schlugen einen Seitenweg ein, während Frank und Heron, der jetzt gleichfalls

sich dem Wagen näherte, Turkoff rasch nach der Stadt fahren hießen.

„Weshalb hast Du sie freigegeben?“ fragte der jüngere Gendarm den andern.

„Weshalb?“ erwiderte dieser und zuckte die Achseln, „denk Dir Dein Teil und schweig, wenn Dir Dein Leben lieb ist.“

Als Milada zurückkehrte, ging sie geradenwegs in Zacharins Arbeitskabinett und erzählte ihm kurz den ganzen Vorgang.

„Ich begreife nicht,“ erwiderte Zacharin mit gerunzelter Stirne, „daß der Polizeimeister es wagen konnte, Sie verhaften zu lassen, ohne mich vorher zu fragen.“

„Es beweist wieder einmal, daß nicht Sie es sind, Konstantin Iwanowitsch, der hier regiert, sondern Lazarine Abdonowna.“

„Glauben Sie denn wirklich, daß dieser Streich von ihr ausging?“

„Von wem denn? Nur Ihre Freundin ist einer solchen hinterlistigen Handlungsweise fähig.“

So ruhig Zacharin sonst war, diesmal gerieth er in eine Aufregung, welche Milada bei ihm noch

niemals gesehen hatte. Er ließ den Polizeimeister holen und machte ihm in Gegenwart Milada's die heftigsten Vorwürfe.

„Schweigen Sie!“ donnerte er ihn jedes Mal an, wenn der Unglückliche sich zu rechtfertigen suchte, „wer hat Ihnen gesagt, daß Milada Petrowna eine Verschwörerin ist? Niemand anders als Frau Odowalska. Ich glaube, es ist genügend, daß diese Dame hier in meinem Hause wohnt. Glauben Sie vielleicht, daß ich auch ein Verschwörer bin? Wollen Sie sich zum Werkzeug der Privatrache machen? Ich will denn doch sehen, wer hier eigentlich befiehlt, ich oder Frau Odowalska.“

XXVI.

Eines Tages fand die Prinzessin im Journal eine Annonce, durch welche Boris einen Kopisten suchte. Als er an diesem Abend kam, bot sie sich ihm zu diesem Zwecke an.

Boris, der sie mit seinen gutmütigen Augen erstaunt ansah, begann zu lachen. „Welche neue Laune," murmelte er. „Glauben Sie denn, Vilia Paulowna, daß Sie die Geduld haben würden, sich mit meinem Gekritzel zu befassen? Nein, Sie werden es bald satt bekommen und dann gibt es höchstens Verdruß zwischen uns."

„Ich bitte Sie, Boris Wassiljewitsch, ein für allemal, mich nicht immer für leichtfertig und wankelmütig zu halten. Warten Sie erst ab, ich hoffe, ich werde Ihnen bald genügende Beweise von meinem Ernst und meiner Ausdauer geben können."

„Nun gut,“ rief Boris, „ich nehme Ihren Vorschlag an und wäre es nur, um Ihnen zu beweisen, daß Sie Unrecht haben. Wenn Sie also wirklich für mich kopieren wollen, dann fangen wir morgen gleich an, dann heißt es aber ernstlich arbeiten, Vilia Paulowna. Das Kopieren eines wissenschaftlichen Werkes ist keine Spielerei.“

„Ich thue nichts zum Scherz,“ erwiderte Vilia.

„Wir wollen gleich sehen, ob Sie meine Schrift auch lesen können. Ich habe gerade einige Blätter meines Manuskriptes bei mir, aus denen ich Ihnen heute eine Stelle vorlesen wollte.“ Er legte die Blätter vor die Prinzessin hin und zu seinem Erstaunen las dieselbe zuerst mit kleinen Pausen, dann aber bald fließend das Geschriebene ab.

„Wirklich, Sie haben Talent zur Kopistin. Das ist immerhin etwas. Und schließlich ist die Idee gar nicht so übel, denn, indem Sie mein Werk abschreiben, werden Sie manches nützliche lernen.“

„Das glaube ich auch,“ erwiderte Vilia, „das ist ja eben meine Absicht, nebenher zu lernen, aber die Hauptsache ist, daß ich Ihnen beweisen will, wie ernst es mir damit ist, mit Ihnen zu arbeiten.“

Wirklich, sie begann schon am folgenden Tage mit der Kopie und schrieb mit einem solchen Eifer, daß Boris mehr und mehr erstaunte und jedes Mal, wenn sie ihm das Abgeschriebene überreichte und ihre kleinen, rosigen Finger Tintenflecke aufwiesen, eine Art Rührung sein Herz beschleichen fühlte.

So verging eine Woche. Als dann eines Abends Prinzessin Vilia ihm ihre Abschrift ablieferte und vor ihm stand, demütig, in keuscher Holdseligkeit, ergriff Boris ihre Hand und blickte sie mit einem zufriedenen Lächeln an. „Wirklich, Vilia Paulowna, Sie haben es sich in den Kopf gesetzt, mich zu beschämen."

„Ganz und gar nicht," erwiderte sie, während sie den schönen Kopf leise schüttelte. „Ich bin es, die Sie besiegt haben. Seitdem ich Ihr Werk täglich vor mir habe, habe ich mehr und mehr ein Gefühl der Bewunderung für Sie bekommen, Boris Wassiljewitsch. Was wissen Sie nicht alles und welcher Gedanken sind Sie nicht fähig. Ich sehe erst jetzt ein, wie unwissend ich bin, wie unbedeutend Ihnen gegenüber, und ich begreife vollkommen, daß Sie für mich nur Mitleid fühlen können, nichts weiter."

„Das ist nicht wahr," rief Boris, in einem Ton, der zugleich so grob und so herzlich klang, wie es seine Art war. „Ich habe Sie sehr lieb, Vilia Paulowna, denn Sie sind eine ausgezeichnete Natur, nur verbildet, wie alle Frauen unserer Zeit."

Trotz dem Vorwurf, der mit seinem Lobe verbunden war, fühlte sich Vilia in diesem Augenblick namenlos glücklich. Sie erwiderte kein Wort, nur ihre Augen sprachen zu ihm, diese blauen Augen, die wie goldene Himmelssterne oder blauende Waldmärchen leuchteten.

Am nächsten Tage, während er die Blätter, die sie ihm hingelegt hatte, überflog, trat sie hinter ihn und legte die kleinen Hände auf seine breiten Schultern. „Boris Wassiljewitsch," begann sie.

„Wünschen Sie etwas?"

„Ja, ich habe eine Bitte an Sie. Wenn Sie mir so viel vertrauen, dann geben Sie mir mehr Arbeit, vor allem eine Arbeit, die mich Ihnen näher bringt."

„Wie meinen Sie das?"

„Ich möchte nicht blos Ihre Abschreiberin sein, sondern nach und nach Ihre Mitarbeiterin werden."

„Trauen Sie sich das zu?“ fragte Boris, immer mit dem Manuskript beschäftigt und ohne sie anzusehen.

„Ja, — ich weiß nicht, ich fühle gleichsam meine Flügel wachsen. Versuchen Sie es doch mit mir, Boris Wassiljewitsch.“

„Sehr gerne,“ erwiderte er, indem er sich jetzt zu ihr wendete. „Aber sehen Sie, das kann doch nicht hier bei Ihnen geschehen. Sie glauben nicht, welcher große Apparat dazu gehört, um eine wissenschaftliche Arbeit durchzuführen. Man bedarf dazu einer Bibliothek, verschiedener Hilfsmittel, aller jener Notizen, die man in Jahren aufgespeichert hat. Ich müßte täglich mit einem Lastwagen vorfahren, und das ist unausführbar.“

„Die Sache ist doch so einfach,“ sagte Vilia, „ich komme zu Ihnen mit meiner alten Kammerfrau, welche meine Amme war.“

„Ja, wenn Sie das können,“ sagte Boris, „wenn Sie glauben, daß die Welt nicht darüber sprechen wird.“

„Was kümmert mich die Welt,“ rief Vilia Paulowna, „ich folge einfach dem Zuge meines Geistes

und meines Herzens. Also abgemacht, Boris Wassiljewitsch, wann soll ich morgen kommen?"

„Wenn Sie wirklich in allem Ernst meine Schülerin und Mitarbeiterin sein wollen, dann schon um 9 Uhr Morgens."

„Also um neun Uhr, ich werde pünktlich sein."

Wirklich kam die Prinzessin am folgenden Tage zur festgesetzten Stunde in Begleitung ihrer alten Kammerfrau und nahm vor Allem mit einer heitern Neugierde die kleine Wohnung ihres Freundes und Lehrers in Augenschein. Dieselbe war allerdings seinen Lebensanschauungen entsprechend, äußerst einfach, nach den Begriffen Vilia's geradezu ärmlich eingerichtet und doch atmete hier Alles Zufriedenheit und Heiterkeit und um den Schreibtisch von rohem Holz und die schlichten Gestelle, die mit Büchern und Schriften angefüllt waren, lag sogar eine gewisse Weihe.

Boris selbst hatte in keiner Weise Toilette gemacht, seine kräftige Gestalt sah noch bauernmäßiger aus in den groben Stiefeln, in den faltigen Beinkleidern und dem roten Arbeiterhemd, und sein schöner Kopf bekam durch die weiße Mütze, die er zu Hause

niemals abnahm, und die kleine Pfeife etwas humoristisches.

Die Prinzessin ließ sich das erste Mal von ihm eingehend erklären, in welcher Weise er arbeitete, seine Materialien benutzte, seine Notizen zusammentrug. Sie machte sofort den Versuch, nach Schlagworten, die er ihr angab, das Zugehörige zu finden und in dem Sinne, in dem er es benutzen wollte, auf dem Papier aneinander zu reihen. Es gelang über Erwarten und schon bei ihrem nächsten Besuche konnte die gemeinsame Arbeit ihren regelmäßigen Anfang nehmen. Sie arbeitete nun Tag für Tag mit ihm, schlug für ihn in den verschiedensten Werken nach, stöberte unter seinen Notizen herum und machte jene Excerpte für ihn, deren er bedurfte, wobei ihr zum ersten Male ihre Sprachkenntnisse praktische Dienste leisteten.

Immer wieder hatte Boris Gelegenheit, darüber zu staunen, wie rasch sie auffaßte und wie gut sie alles behielt und ausführte. Mehr und mehr wurde der mechanische Anteil, den sie an seinem Werke nahm, ein geistiger, sie stellte Fragen, die ihn überraschten, die ihm zu denken gaben und machte Ein-

würfe, auf die er zuweilen ganz und gar nicht gefaßt war, am wenigsten von der Seite eines kleinen liebenswürdigen Mädchens.

„Wenn der Reichtum nach Ihrer Ansicht eines Tages aufhören sollte," sagte sie einmal zu ihm, „dann bleiben doch alle jene Gegenstände, welche heute unsern Luxus ausmachen, trotzdem bestehen, wie zum Beispiel Seide und Samt, Pelzwerk, Juwelen; da nun aber von diesem nicht so viel vorhanden sein würde, um alle damit gleichermaßen zu bedenken, wer sollte sie dann haben, wenn nicht wieder Ungerechtigkeit und Ungleichheit in der Verteilung der Lebensgüter eintreten soll?"

„Ganz richtig," erwiderte Boris, „darüber will ich einmal nachdenken." Und dann nach einer Weile, als sie längst ihre Frage vergessen hatte, begann er: „Jetzt habe ich die Antwort auf Ihre Bedenken, Vilia Paulowna: Wenn niemand mehr da sein wird, um das Seltene teuer zu bezahlen, wird es eben seinen Wert verlieren. Dieser Wert ist ja auch nur ein eingebildeter. Weshalb soll denn ein böhmischer Stein oder ein falscher, wenn er eben so schön blitzt, wie der ächte, einen ge-

ringeren Wert haben? Weshalb soll ein Kaninchenfell, das ebenso weich, schwellend, weiß und schimmernd ist, wie jenes des Hermelins, demselben in irgend einer Beziehung nachstehen? Der Wert aller dieser Luxusgegenstände besteht nur in unserer Einbildung."

Ein ander Mal bemerkte Boris, es gebe nur deshalb so viel krankhafte Ideen in unserer Zeit, weil es so viele kranke Menschen gebe. Die körperliche Gesundheit sei deshalb so wichtig, weil von derselben auch die Gesundheit des Geistes abhänge.

„Wollen Sie also in Ihrem Zukunftsstaat," entgegnete Vilia Paulowna, „alle jene, die von einer erblichen Krankheit behaftet sind, töten? Diese haben doch auch ein Recht, zu leben!"

„Gewiß," erwiderte Boris, nachdem er erst kurze Zeit nachgesonnen hatte, „aber sie haben nicht das Recht, ihr Siechtum fortzupflanzen. Die Gesellschaft hat sogar die Pflicht, sich dagegen zu wehren. Ich bin überzeugt, daß es in kurzer Zeit gelingen kann und wird, die Krankheiten auszurotten, sobald man nur will. Wenn die Gesellschaft das Recht hat, Wahnsinnige, Cretins, Aussätzige zu isolieren, warum nicht Schwindsüchtige oder Epileptische?"

„Wenn alle Menschen gleichgestellt sein sollen," sagte die Prinzessin am nächsten Tag, „so setzt dies unstreitig voraus, daß auch alle Menschen eine gleiche Naturanlage besitzen. Die Menschen sind aber so verschieden in allem und jedem, daß sich aus dieser Verschiedenheit der Individuen, wie ich glaube, immer wieder bald eine Verschiedenheit der Lebensverhältnisse herausbilden wird, so daß wir trotz aller Revolutionen oder Reformen immer wieder zu den uralten Klassenunterschieden zurückkehren werden."

„Bei unserer Generation würde das wahrscheinlich der Fall sein," erwiderte Boris, „und würden Rückfälle gewiß nicht ausgeschlossen sein. Je mehr aber die späteren Generationen, die gleiche Bildung empfangen und die gleiche Arbeit verrichten würden, umsomehr müßten sich die Gegensätze ausgleichen und endlich ganz verschwinden. Es wird auch dann noch Individualitäten geben, aber keine solchen mehr, welche die Einheit, die Brüderlichkeit der menschlichen Gesellschaft stören."

Mitten aus ihren Excerpten heraus rief Vilia Paulowna nach einer Weile zu Boris herüber:

„Hören Sie, mein Freund, ich habe wieder einen Gedanken, den ich Ihnen mitteilen möchte."

„Aber sagen Sie mir, Vilia Paulowna, was denken Sie denn eigentlich während der Arbeit?"

„Alles mögliche," erwiderte sie lächelnd. „Aber zur Sache. Finden Sie nicht, daß im Grunde auch unsere ganze Wissenschaft nur einen materiellen Wert für uns hat? Wir können uns mit den Entdeckungen unserer Wissenschaft das Leben hier auf Erden angenehmer gestalten, das ist aber auch alles, nicht wahr? Insbesondere die Naturwissenschaft, deren Meister so stolz sind, imponiert mir gar nicht. Sie legt uns in Bezug auf jede Frage den ganzen Entwickelungsprozeß dar, aber niemals die eigentliche Ursache, die treibende Kraft, und für uns ist es doch die Hauptsache, diese zu kennen. Wir wissen, unter welchen Verhältnissen Leben entsteht, aber nicht, wodurch es entsteht und ebenso wenig warum, zu welchem Zweck. Und so sind wir mit allen unsern Fortschritten im Grunde nach Darwin und Häckel ebenso unwissend wie vorher."

Boris sah sie an und sagte kein Wort.

„Haben Sie mir nicht zugehört?" fragte Vilia.

„Doch, doch," murmelte er, stand auf und trat an das offene Fenster. Hier sah er zwei Schwalben zu, welche eben ihr Nest bauten und mit Lehm und kleinen Strohhalmen geflogen kamen.

„Wer es auch könnte!" sagte er leise vor sich hin, „wir machen uns das Leben so schwer. Die ganze Geschichte läuft doch eigentlich darauf hinaus. Es ist der einzige Zweck unseres Lebens, den wir deutlich erkennen."

„Weshalb strengen wir denn unsere armen Köpfe so sehr an?" fragte Vilia lächelnd.

„Ich weiß es nicht! Es muß wohl sein, es wird seinen Grund haben — aber wissen Sie, Vilia Paulowna, daß Sie mich mit Ihren Fortschritten geradezu überraschen? Es ist doch hübsch, einen Adepten zu haben, der zu gleicher Zeit ein junges reizendes Mädchen ist."

„Geben Sie acht," rief Prinzessin Vilia über den alten Folianten, vor dem sie saß, hinweg, „daß Sie sich nicht in mich verlieben, Boris Wassiljewitsch, ich werde dann ebenso grausam mit Ihnen sein, wie Sie es mit mir waren."

Boris zuckte spaßhaft die Achseln.

Auf ihrem lieben Gesichte unter dem hellbraunen Madonnenhaar lag indeß eine heitere Milde, ein stiller jungfräulicher Reiz, welcher sie sofort Lügen strafte.

Ende des ersten Bandes.

Adolf Niese, Saalfeld i. Th.

Die Satten und die Hungrigen.

Zweiter Band.

Gegründet 1850.

Die Satten und die Hungrigen.

Roman

von

Leopold von Sacher-Masoch.

Zweiter Band.

Jena,
Hermann Costenoble.
1894.

XXVII.

Ueber die Verhaftung Miladas wurde zwischen Zacharin und Frau Odowalska kein Wort gewechselt. Sie vermied es, ihm Vorwürfe zu machen, und er beobachtete dieselbe Taktik. Beide schwiegen hartnäckig, aber die Verstimmung, die seit langer Zeit zwischen ihnen bestand, machte sich von Tag zu Tag fühlbarer.

Um diese Zeit übersiedelten Lazarine und Odowalski, der so weit hergestellt war, nach ihrem Gute Gostroma in der Nähe der Stadt.

Das Frühjahr ließ sich schlecht genug an. Es regnete beständig. Während Odowalski sich dabei vergnügt die Hände rieb und bei jeder Gelegenheit eine schlechte Ernte prophezeite, langweilte sich Lazarine, die fast gar nicht aus dem Hause konnte, bis

zur Verzweiflung. Sie hatte nicht einmal Lust, Toilette zu machen. Für wen auch? Da sie jetzt nicht einmal einen Anbeter hatte, das unerläßlichste Einrichtungsstück im Boudoir einer Lebefrau nach ihrer Ansicht.

Bojan befand sich im Kerker, Zacharin ließ sich nicht blicken, so las sie denn die neuesten französischen Romane und dazwischen spann sie ihre Intriguen und entwarf und verwarf immer von neuem die kühnsten Pläne.

Wenn sie nur ein Mittel gefunden hätte, Odowalski aus dem Wege zu räumen, dann würde sie schon mit Zacharin fertig werden, so viel traute sie sich noch zu.

Als sie wieder einmal in die Stadt kam, um einige Einkäufe zu besorgen, trat sie en passant bei dem Gouverneur ein, reizend und siegesgewiß wie immer, in ihrem livrefarbenen Tuchkostüm, dessen anschließende lange Casake sie schlank und mädchenhaft erscheinen ließ.

Zacharin, der müde, blasierte Weltmann, sah so wohl aus, so zufrieden, so jugendlich in seinem koketten Coin de feu von weißem Flanell mit blau und gelber Seidenstickerei. So elegant war er nie-

mals daheim gewesen, als Astinja noch lebte. Sie wußte jetzt genug.

Sie hatte verschiedene Anliegen an ihn und fand ihn ungleich reservierter und bedenklicher als sonst. Als er ihr eine Bitte geradezu abschlug, spielte sie mit ihrem Sonnenschirm und betrachtete einige Zeit eine Fliege, die an der Fensterscheibe summte.

„Also mein Platz ist bereits besetzt, wie ich sehe," sagte sie dann.

„Sie meinen Milada Petrowna?" entgegnete Zacharin ruhig. „Sie wissen ja doch, daß dieses Mädchen nur auf Wunsch meiner Frau in's Haus gekommen ist, daß sie in meinem Hause geblieben ist, nur weil sie es Astinja auf dem Totenbette versprochen hat."

Lazarine begann laut zu lachen.

„Schämen Sie sich doch," sagte Zacharin ärgerlich, „aber freilich, Sie haben längst vergessen, was Scham ist."

Lazarine richtete sich wie eine Schlange auf, schlank, elastisch, zischend vor Wut. Ihre Augen wurden zu glühenden Zangen, die Zacharin zu zerreißen drohten. Sie hob die Hand, um ihn zu

schlagen, aber schon hatte sie der große kräftige Mann, ohne nur einen Augenblick seine vornehme Ruhe zu verlieren, bei den Handgelenken gefaßt; sie wand sich, sie biß die Zähne zusammen — umsonst, sie kam nicht los.

„Sie brechen mir ja die Hände," sagte sie endlich mit erstickter Stimme.

Er ließ sie endlich frei.

Sie besah ihre Arme und Hände, ging bis zum Sopha und setzte sich nieder, ohne ihn eines Blickes zu würdigen.

„Sie wollen mich anklagen, Lazarine Abdonowna," begann jetzt der Gouverneur, ohne seine Stimme zu erheben, „mich, der Sie als seinen bösen Engel ansehen muß."

„So?"

„Ja, Sie haben durch Ihren unheilvollen Einfluß, durch den Mißbrauch, den Sie mit meiner Freundschaft für Sie, mit meiner Schwäche getrieben haben, meine Stellung geradezu in Gefahr gebracht. Ja, Sie haben mich mißbraucht, und wenn sie es wissen wollen, das ist der einzige Grund, weshalb ich mich von Ihnen zurückziehe, weshalb ich nichts

mehr von Ihnen und Ihren Intriguen wissen will.“

„Also Sie haben wirklich den Mut, mit mir zu brechen?“ erwiderte Lazarine höhnisch. „Wirklich, ich hätte Ihnen so viel Energie gar nicht zugetraut. Sehr gut — nun, wir werden ja sehen, ob dies das Ende ist.“ Sie stand auf, blickte in den Spiegel und ging dann langsam hinaus, ohne von ihm Abschied zu nehmen.

Unterwegs vergoß Lazarine Thränen der Wut.

Als sie aber in Gostroma ankam, war sie wieder vollständig beruhigt. Ihre Gedanken bekamen sofort wieder eine andere Richtung, als Odowalski ihr meldete, daß der neue Hofmeister Igor Romanowitsch Nazariewitsch angekommen sei und ihr seine Aufwartung zu machen wünsche. Nachdem Lazarine ihr Straßenkostüm mit einer koketten Haustoilette vertauscht hatte, empfing sie den Hauslehrer in ihrem kleinen Salon.

Igor Romanowitsch hatte nichts von dem linkischen oder steifen Wesen junger Lehrer an sich. Trotz einer gewissen Zurückhaltung und Schüchternheit zeigte er in der Art, wie er eintrat, wie er sich vorstellte, wie er Lazarine gegenüber Platz nahm

und das Gespräch mit ihr führte, nicht nur den in jeder Beziehung unterrichteten und gebildeten Mann, sondern auch den wohlerzogenen Gentlemen, dessen Manieren nichts zu wünschen übrig ließen. Igor war kaum älter als zwanzig Jahre, schlank, mit einem hübschen, rotbackigen Gesicht, einer kleinen Nase und milden, klugen, hellblauen Augen. Sein kurzgeschnittenes Haar war von einem hellen Blond und auf seiner Oberlippe lag ein leichter, goldiger Flaum.

Lazarine führte das Gespräch gewandt und verstand es, die verschiedensten Gegenstände zu berühren. Ueberall wußte Igor gut Bescheid und manche seiner Bemerkungen überraschten die verwöhnte Weltdame und regten sie zu neuen Fragen an.

Als sie ihn endlich entließ, war sie zu dem Ergebnis gekommen, daß Igor Romanowitsch ihr gefiel, daß er ein ganz angenehmer Genosse ihrer Landeinsamkeit zu werden verspreche und daß es den Versuch lohnen würde, mit ihm einen kleinen Roman zu beginnen. Ja, sie wollte sich vorläufig mit Igor trösten, als Zeitvertreib erschien er ihr gerade gut.

Sie entdeckte noch denselben Abend, daß er auch hübsch Piano spiele. Sie saß gerade unten in der

Veranda mit ihren Kindern, als er oben eine Nocturne von Chopin zu spielen begann. „Ganz hübsch," sagte Lazarine, als er fertig war und klatschte Bravo. Dann nahm sie ihre Kinder und stieg mit ihnen die wenigen Stufen, die zum oberen Stockwerk führten, empor, klopfte an Igors Thüre und trat dann ohne weiteres ein.

„Ich habe Sie spielen gehört, Igor Romanowitsch," rief sie, „Sie haben sich ja eine ganz hübsche Technik angeeignet und Ihre Auffassung ist originell und poetisch. Spielen Sie mir doch noch etwas von Chopin vor, ich liebe diesen Meister ungemein. Nach ihm ist mir Schumann am sympathischsten — von Wagner will ich gar nicht sprechen. Er berauscht mich, er regt mich bis zum Fieberwahnsinn auf mit seiner Musik, aber freilich, das ist nichts für den Vortrag auf dem Piano."

Igor, welcher bei ihrem Eintreten aufgestanden war und in höflicher Verlegenheit in der Nähe des Fensters stand, beeilte sich, sich wieder vor dem Piano niederzusetzen und spielte noch eine Mazurka von Chopin und sodann die Ouverture zum „Tannhäuser."

Als er zu Ende war, klatschte Lazarine wieder laut Beifall. „Ich hätte wirklich nicht gedacht, daß es sich so gut auf dem Piano macht,“ sagte sie. „Es ist wirklich wunderbar, wie in dieser Ouverture der Kampf des Lichtes mit der Finsternis möchte ich sagen, der Cherubins und der Dämonen, des Idealen und des irdisch Sinnlichen zur Darstellung gebracht ist. Ich für meinen Teil,“ fuhr sie lächelnd fort, während sie Igor ihren kleinen Fuß zeigte und ihren vollen Arm, der aus dem spitzenbesetzten Aermel hervortrat, als sie den Kopf leicht in die Hand stützte, „ich, Igor Romanowitsch, habe niemals verstanden, daß dieser Tannhäuser der schönen Göttin entflieht und den amüsanten Venusberg verläßt, um zu dieser langweiligen Elisabeth zurückzukehren, für die der gute Wolfram mit seinem Abendstern gerade der richtige Mann ist. Meinen Sie nicht auch?“

Igor, der sie mißverstand, zögerte ein wenig mit seiner Antwort. „Ich glaube gerade,“ sagte er endlich, „daß in diesem Sieg des Idealismus über die niederen irdischen Triebe die eigentliche Idee und Größe dieses Werkes liegt.“

„Kind,“ dachte Lazarine, indem sie ihn mit

liebenswürdigem Spott betrachtete. Sie hatte recht, insofern, als Igor, der eine durchaus keusche, tiefe, stille Natur war, die Avancen, welche sie ihm machte, absolut nicht verstand Und doch irrte sie sich. Diese große Künstlerin in der Lebenskunst taxierte ihn falsch. Dieser etwas scheue junge Mensch war ungleich mutiger, als sie dachte, stark und männlich in seinem Idealismus, seiner Fähigkeit, sich zu begeistern, und in seinem Leidensmut.

„Sie wären also auch imstande, aus dem Venusberge zu fliehen?“ warf Lazarine leicht hin.

„Ich weiß nicht,“ erwiderte Igor ernsthaft, „ich glaube vielmehr, ich würde niemals hineingeraten.“

Lazarine lachte leise. „Es ist doch seltsam,“ fuhr sie fort, „wie die jungen Leute heutzutage alle von strengen, fast astketischen Ideen erfüllt sind. Man könnte meinen, es gäbe keinen Lenz mehr, keine Nachtigall, die im stillen Busch ihr Hochzeitslied singt, keine Frauenschönheit. Vordem dachte man vielleicht leichtfertiger, aber ich glaube, das Leben war farbenreicher, froher und vor allem bot es uns mehr Freude, mehr Genuß als jetzt.“

„Verzeihen Sie, Lazarine Abdonowna, aber wir

sind doch nicht in dieser Welt, um zu genießen, sondern Pflichten zu erfüllen gegen uns und andere, um zu streben, zu schaffen, zu arbeiten."

„Sie sprechen ja wie ein Prediger," spottete Lazarine, „aber warten Sie nur, ich werde mir alle Mühe geben, Sie zu bekehren."

Endlich dämmerte Igor eine Ahnung von dem wahren Wesen dieses schönen, gefährlichen Weibes auf. Er blickte sie fast betroffen an und errötete leicht.

Als Lazarine ihn verließ, begleitete er sie voll Respekt bis zur Thüre und als sie ihm hier die Hand reichte, führte er dieselbe an die Lippen, als wenn sie ihm irgend eine Reliquie zum Küssen hingereicht hätte.

Während Lazarine mit ihren Kindern die Treppe hinabging, dachte sie: „Ein spaßhafter Mensch, der muß erst erzogen werden, aber unter Umständen hat auch das seinen Reiz."

XXVIII.

Eines Abends, als es bereits dunkel war, kam ein kleines Männchen in grauer Uniform zu Milada und schlüpfte wie eine Maus durch die nur ein wenig geöffnete Thür herein, in deren Nähe es dann verlegen stehen blieb.

„Was wünschen Sie?“ fragte Milada erstaunt.

„Ich bin der Gefängnisaufseher Wandurko im hiesigen Gefängnis,“ erwiderte das Männchen, während die mit einer breiten Borde verzierte Mütze in seinen mageren Händen zitterte. Die hohe Gestalt Miladas, ihr kluger Blick, der Luxus, der sie umgab, imponierten dem armen Aufseher gewaltig. Er hatte eine Empfindung, wie wenn er in der Kirche wäre, und sie war auch so schön angezogen wie irgend eine wunderthätige Mutter Gottes am Marientage.

„Es ist so zu sagen,“ begann Wandurko, „eine eigene Geschichte, ich weiß nicht, ob ich so ohne weiteres davon sprechen darf. Heron Gregorowitsch nämlich hat mir geraten, zu Ihnen zu gehen.“

„Heron Gregorowitsch? — in welcher Sache?“

„In der Sache von Bojan Nikoforowitsch, der bei uns so zu sagen eingesperrt ist, weil er sich gegen unsern Czaren verschworen hat, so sagt man wenigstens.“

„Also was ist mit ihm?“ fragte Milada.

„Es hört uns doch niemand hier, Milada Petrowna?“ fuhr Wandurko fort.

„Kommen Sie nur näher,“ sagte sie, „übrigens sind wir hier vollkommen sicher.“

Wandurko näherte sich ihr und die Augen auf seine Mütze geheftet, fuhr er fort: „Heron Gregorowitsch, den ich schon lange zu kennen die Freude habe — ein ausgezeichneter junger Mensch, einer von jenen, die dem armen Volke helfen wollen — also er hat mit mir gesprochen und hat mir zugeredet und hat mich schließlich dazu gebracht und gewonnen, um im Verein mit ihm Bojan Nikoforowitsch aus dem Gefängnis so zu sagen zu befreien,

nämlich ihm Gelegenheit zu geben, daß er entwischen kann, was doch immer besser ist, als man würde ihn nach Sibirien senden oder gar aufknüpfen."

„Jetzt verstehe ich," sagte Milada lächelnd, „und Sie wollen also Ihre Hand dazu bieten?"

Wandurko nickte lebhaft. „Ja, Milada Petrowna, ich will, ich bin zu allem bereit, obwohl es eine schlimme Sache ist, eine gewagte Sache, die mir unter Umständen meine Stellung kosten kann. Ich will es thun, Milada Petrowna, sobald Sie mir versprechen können, daß mir nämlich so zu sagen nichts geschieht. Sie gelten ja so viel beim Herrn Gouverneur, ja alles, wie die Leute behaupten, wenn Sie sich, im Falle man mich zur Verantwortung zieht, meiner annehmen wollen, bin ich gern bereit, den armen jungen Mann zu erretten."

„Auf mich können Sie unbedingt zählen," erwiderte Milada. „Man kann Sie doch nur wegen einer Nachlässigkeit im Dienste zur Verantwortung ziehen, denn an ein Einverständnis mit dem Gefangenen und seinen Genossen wird niemand denken."

„Nachlässigkeit im Dienste, Milada Petrowna, das ist es," sprach der Gefängnisaufseher seufzend,

„aber mein Gott, man soll ja eben im Dienste nicht nachlässig sein. Nun aber — sobald eine solche Dame wie Sie sich meiner annimmt, wird es mir hoffentlich nicht an den Kragen gehen."

„Seien Sie vollkommen ruhig," versetzte Milada, „ich lasse Sie nicht im Stich, nur dürfen Sie sich durchaus nicht auf mich berufen. Ich werde das meinige um so besser thun können, wenn mein Name von ihnen gar nicht genannt wird."

„Ganz richtig, nun kann ich beruhigt gehen."

„Und wann soll es geschehen?" fragte Milada.

„Heute Nacht. Wir haben alles so weit vorbereitet, es kann nicht fehl gehen. Nun, Gott gebe zu dem Werke seinen Segen." Damit ging er.

In derselben Nacht wurde Bojan, der fest und ruhig auf seinem harten Lager schlief, unerwartet von Wandurko geweckt, der mit einer kleinen Blendlaterne in seine Zelle getreten war.

Bojan setzte sich auf, sah ihn starr an, rieb sich die Augen und schüttelte dann den Kopf. „Was soll's?" fragte er, „will man mich etwa in aller Stille aus der Welt schaffen?"

„Das nicht," erwiderte Wandurko, „aber aus

dem Gefängnis. Ihre Freunde, Bojan Nikoforo-witsch, zu denen auch ich zähle, wollen Sie befreien. Alles ist so weit vorbereitet, es gilt nur noch das Eisengitter hier am Fenster durchzufeilen. Damit werden wir hoffentlich in einer Stunde fertig werden. Also stehen Sie auf, Bojan Nikoforowitsch, und kleiden Sie sich an."

Bojan zog sich rasch an, und dann, auf seinem Bette sitzend, fragte er den Gefängnisaufseher, wie er dazu komme, ihm unerwartet diesen Bruderdienst zu leisten.

„Ei, glauben Sie denn, daß unsereins kein Gefühl hat?" erwiderte Wandurko. „Wir gehören doch auch so zu sagen zu dem Volke, das da leiden muß, während die andern prassen und schwelgen. — Doch wir haben keine Zeit zu verlieren, Bojan Nikoforo-witsch, jetzt heißt es wacker Hand anlegen und arbeiten."

Er zog zwei große Feilen aus seiner Uniform hervor, überreichte die eine dem Gefangenen, spuckte kräftig in die Hände und machte sich mit der zweiten sofort an die Arbeit. Bojan stand auf und folgte seinem Beispiel. Lange Zeit war in der Zelle nichts

zu hören, als das monotone Geräusch, das die Feilen verursachten. Die Sache ging rascher von statten, als der Gefängnisaufseher angenommen hatte, denn die Stäbe waren stark verrostet und an manchen Stellen vollständig durchgefressen, so daß sie bald nachgaben und sich in kurzer Zeit eine Oeffnung herstellen ließ, welche vollständig genügte, um durchzuschlüpfen und in's Freie zu gelangen. Als das Werk vollendet war, ließ Wandurko vom Fenster herab einen leisen Pfiff ertönen, der sofort von der Straße aus beantwortet wurde. Nun stellten die beiden Männer aus den vorhandenen Leintüchern eine Art Strickleiter her, befestigten das eine Ende derselben an dem eisernen Fenstergitter und ließen das andere herabfallen. Dann kroch Bojan mit Hilfe des Aufsehers durch die Oeffnung im Gitter, setzte sich auf den Fenstervorsprung, ergriff die Leintücher, ließ sich vorsichtig an denselben hinab, so weit das Ende reichte, und sprang dann zur Erde, wo sofort Heron und Frank auf ihn zueilten.

„Ich danke Euch, Brüder," murmelte Bojan, „aber nun rasch fort, ehe die Schildwache uns entdeckt."

„Sei ruhig," entgegnete Heron, „die Schildwache thut uns nichts, die hat Katinka auf sich genommen." Sie hießen ihn rasch die Kleider, welche er als Gefangener trug, abwerfen und halfen ihm andere anziehen, welche sie in einem Bündel bereit hielten. Dann führten sie ihn rasch zu einem Wagen, der in der Nähe hielt und fuhren mit ihm zu dem Hause Maimonoffs, wo sie abstiegen und einfach eintraten, da das Thor für sie offen gehalten worden war. Nachdem Heron dasselbe verschlossen hatte, erstiegen sie die beleuchtete Treppe und wurden von Maimonoff und Jenta auf das herzlichste begrüßt.

„Die Hauptsache wäre gelungen," sprach Frank, „alles andere ist Kinderspiel." Sie setzten nun Bojan auf einen Stuhl mitten in die Stube, gaben ihm ein Handtuch um und Frank machte sich daran, ihm vor allem den Bart zu rasieren. Dann, als dies in Ordnung war, begann er ihm das Haar zu schneiden.

„Wie siehst Du aus!" rief er plötzlich dazwischen, indem er mit seinem ganzen breiten Gesicht lachte. Alle andern stimmten ein. Bojan sah wirklich vollkommen verändert aus. Man hätte ihn so, wie er

jetzt dasaß, sehr wohl für einen jungen katholischen Geistlichen ansehen können. „Nein wirklich," rief Frank von neuem, „Du bist doch gar zu komisch," und sein Lachen klang neuerdings wie das Gebrüll eines Löwen durch das kleine Gemach. Indes hatte Jenta allerhand kalte Gerichte und einige Flaschen Wein aufgesetzt, und die Freunde nahmen nun vereint um den gedeckten Tisch Platz und Bojan vor allem, der lange genug die schmale Kost des Gefängnisses genossen hatte, sprach den Speisen und dem Weine eifrig zu.

Es war früh am Morgen, als Heron und Frank das Haus verließen. Bojan blieb bei Maimonoff verborgen bis zum nächsten Abend.

In der folgenden Nacht kam Deborah in einem Bauernwagen, den Platon Sassar lenkte, um Bojan aus der Stadt zu führen. Sassar hatte einen Anzug seiner Frau mitgebracht, den Bojan nun unter allgemeiner Heiterkeit anziehen mußte, und so als Bäuerin verkleidet, nahm er von Maimonoff und den Seinen Abschied, stieg mit Deborah in den bereitstehenden Wagen, kam glücklich aus der Stadt und erreichte ohne jeden Zwischenfall das Dorf

Nikaska, wo ihn ein junger Arzt Krischow, der gleichfalls ein Mitglied der „Tajnaja Druschina“ war, in seinem Hause aufnahm. Dort vertauschte er seine Kleider mit dem Anzug eines Bauernknechtes und blieb vorläufig unter der Maske eines Kutschers bei Krischow.

So hatten es die Genossen abgemacht. Als die Metamorphose vollzogen war, und Bojan in die Stube trat, in welcher Deborah ihn erwartete, dachte er zum ersten Male daran, sie zu fragen, welche Folgen seine Flucht gehabt habe, ob man ihm nachsetze und ob man den Gefängnisaufseher, der ihm so treu beigestanden hatte, nicht zur Verantwortung gezogen habe.

„Alles ging über Erwarten gut,“ erwiderte Deborah. „Ihre Flucht, Bojan Nikoforowitsch, wurde erst heute morgen bei der Visite bemerkt. Da man nichts weiter vorfand, als die Kleider, die Sie vor dem Gefängnis abgeworfen hatten, so fehlt jeder Anhaltspunkt für eine Verfolgung. Uebrigens glaube ich, daß die Beamten selbst froh sind, wenn einer der Unsern den Händen der strafenden Gerechtigkeit entzogen wird.“ Sie lächelte höhnisch,

als sie diese Worte sprach und ihr herb-schönes Gesicht bekam einen noch härteren Ausdruck. „Der Gefängnisaufseher hat einen Verweis bekommen, das war alles. Nun sind Sie ja hier vollkommen sicher und sollte ja Ihre Spur entdeckt werden oder irgend jemand am Orte selbst Verdacht schöpfen, so werden wir schon dafür sorgen, Sie bei Zeiten in Sicherheit zu bringen“

„Wissen Sie nicht, Deborah Abrahamowitsch, wer mich eigentlich denunziert hat? Denn es ist auffallend, daß man gerade bei mir eine Haussuchung vorgenommen und mich verhaftet hat, da ich infolge meines Verkehrs mit Lazarine Abdonowna mich vor jedem Verdacht von Seite der Polizei sicher fühlen konnte.“

Deborah lachte vor sich hin.

„Weshalb lachen Sie?“ fragte Bojan.

„Weil es gerade Lazarine Abdonowna war, welche Sie an das Messer geliefert hat.“

„Lazarine Abdonowna?“ rief Bojan, der zuerst einen Augenblick starr geblieben war. „Ist das möglich? Kann ein Weib so schlecht, so niederträchtig sein? Und weshalb hat sie es gethan?

Oh! wenn Sie alles wüßten, Deborah Abrahamowitsch. Aber in mir hat sie sich verrechnet, ich bin keine von den weichen Seelen wie Heron, ich werde sie zu finden wissen und meine Rache an ihr nehmen. Der Tag wird kommen, wo wir zusammen abrechnen werden, Lazarine Abdonowna, und ich freue mich darauf, wie nur irgend eine fromme Seele auf die Freuden des Himmels."

XXIX.

Mit dem Beginn des Sommers waren auch Fürst Borodinoff und Prinzessin Vilia auf das Land gegangen nach ihrem Gute Ostrow. Vilia hatte vor ihrer Abreise Boris eingeladen, einige Zeit bei ihnen zu verbringen. Als er zögerte, diese Einladung anzunehmen, hatte sie von ihrem gemeinsamen Werke zu sprechen begonnen und ihn auf diese Weise leicht überzeugt, daß seine Anwesenheit in Ostrow wirklich notwendig sei. Nachdem Vilia Paulowna zwei Wochen dort allein zugebracht und sich mehr als einmal nach ihrem Meister gesehnt hatte, schrieb sie ihm und wiederholte ihre Bitte so dringend, daß er wirklich einige Tage später in Ostrow ankam und ihr sogar das Versprechen gab, einige Zeit zu bleiben.

Boris war überrascht, wie gut Vilia Paulowna

aussah. Die Sonne der Steppe hatte eine Art feinen goldigen Schmelz über ihr lieblich kluges Gesicht gelegt, der ihr so gut stand. Und noch etwas verschönerte sie, die herzliche Freude, ihn wiederzusehen, ihn, der verlegen lächelnd vor ihr stand, ihr immer die Hand nur drückte, und sie am liebsten beim Kopf genommen und abgeküßt hätte.

Da es immerfort regnete, so arbeiteten Boris und die Prinzessin in der ersten Zeit mit einem fast fieberhaften Fleiße, und ihre freie Zeit brachten sie mit Musik und im Gespräche zu.

Boris lebte, was den Fürsten ungemein belustigte, vollkommen seinen Ideen gemäß. Er lehrte nicht nur, daß man seine Bedürfnisse auf das Aeußerste beschränken müsse, er bewies es, daß es ihm in allem Ernst damit sei. Er ging angezogen wie ein Bauer umher, arbeitete, so oft sich nur Gelegenheit dazu fand, im Garten und auf dem Felde, putzte sich selbst Kleider und Stiefel, aß mäßig, trank keine geistigen Getränke, nur Wasser, und als er sich im Hause etwas heimisch fühlte, begann er sogar selbst für sich zu kochen. Es war die richtige russische Bauernkost, mit der er sich nährte. Milch, Brot und Butter,

rote Rübensuppe, Kartoffel, Buchweizengrütze und Kwas. Aus eigenem gab er noch so viel als möglich grünen Salat mit Eiern zu.

„Warum sind Sie eigentlich ein solcher Gegner des Tabaks?“ fragte eines Tages Prinzessin Vilia, indem sie zu gleicher Zeit etwas spöttisch auf seine kleine Pfeife blickte.

„Der Tabak,“ erwiderte Boris, „wie der Alkohol sind Gifte, welche wesentlich daran schuld sind, daß die Kulturvölker so stark degeneriert sind. Das Tabakrauchen vor allem hat wesentlichen Anteil an der sich in unheimlicher Weise steigernden Zahl der Herzleidenden, der Wahnsinnigen und der Selbstmorde in unserer Zeit. Auch ist das Rauchen im Grunde nichts als Müßiggang und hindert uns bei der Arbeit.“

Prinzessin Vilia begann laut und herzlich zu lachen.

„Ja, ja,“ rief Boris, „lachen Sie nur, ich weiß, daß ich auch zu denjenigen gehöre, welche sich den Genuß dieses Giftes nicht versagen können, aber ich bin eine starke Natur, und dafür trinke ich nicht und habe keine galanten Abenteuer. Es heißt immer,

der moderne Mensch bedarf des Tabaks, des Alkohols zur Anregung. Da sich aber die Nerven in dieser Beziehung mehr und mehr abstumpfen, so wird der Verbrauch immer größer, bis man endlich krank oder toll wird. Nein, der geistig arbeitende Mensch braucht viel mehr Abspannung, eine gesunde Abspannung durch physische Arbeit — Schweiß, dann kommt nach der Ruhe die Anregung von selbst."

„Wie ist es nur möglich," bemerkte Vilia nach einer Weile, „daß Ihnen diese groben Speisen zusagen?"

„Ich bin froh dabei," erwiderte Boris, „im Gefühl, daß ich nicht besser angezogen bin und nicht besser esse als jeder Bauer. Wenn man nicht friert und satt wird, was will man denn noch mehr?"

„Glauben Sie, daß Raphael dabei seine „Madonnen" und Mozart seinen „Don Juan" hätte komponieren können?"

„Und Schiller," rief Boris, „und Kolzoff, Camoens, Spinoza und so viele andere, die gedarbt haben, während sie die größten Werke schufen?"

Einmal überraschte Boris Vilia Paulowna, als sie auf der Veranda saß und malte. Er besah die

Leinwand, schüttelte den Kopf und schließlich lachte er sie einfach aus. „Welchen Zweck,“ rief er, „hat dieses Gepinsel? Man kann doch nicht zu allem befähigt sein? Für Musik haben Sie entschieden Talent, aber dazu nicht. Ihre Bäume hier auf dem Bilde sehen ja aus, wie wenn sie von Blech wären und mit Grünspan überzogen.“

„Mein Gott, ich thue es, um mir die Zeit zu vertreiben.“

„Ich habe Ihnen so oft gesagt, daß man nichts zum Zeitvertreib allein thun soll, vor allem aber nichts Ernstes.“

„Glauben Sie denn wirklich, Boris Vasiljewitsch, daß es eine meinen Fähigkeiten entsprechende Beschäftigung wäre, Gänse zu weiden?“

„Warum nicht,“ erwiderte Boris, „unter Umständen wäre es nützlicher, als irgend einen jungen Mann, der sich in Sie vergafft, durch Koketterie zu quälen. Ich wenigstens würde Ihnen viel dankbarer sein, wenn Sie mir einmal einen guten Kolatsch backen würden — die mit Kraut esse ich besonders gern — als wenn Sie mir Ihre schöne Büste zeigen, die mich nichts angeht, da ich nicht Ihr Mann bin.“

Vilia gab ihm keine Antwort und ging ärgerlich davon. Aber am Abend lächelte sie bereits und am nächsten Morgen backte sie ihm wirklich einen Krautkolatsch, womit die Versöhnung von neuem besiegelt war.

Je mehr die Prinzessin sich in seine Interessen vertiefte, um so mehr nahm Boris Anteil an den ihren, und schließlich ging er mit ihr sogar in den Wirtschaftshof, in den Stall, in die Küche, in die Speisekammer und interessierte sich selbst für ihre Toilette.

Zu Pfingsten wird in Rußland ein eigentümliches, offenbar noch heidnisches Fest gefeiert. Der Sage nach kommen am Pfingstmontag die Russalki, eine Art Nixen, aus ihrem Wasserpalast an das Land und bleiben hier bis zum Peterstag. Sie sitzen in lauen Sommernächten am liebsten im Mondschein am Ufer, kämmen ihr goldiges Haar, schaukeln sich auf den herabhängenden Baumästen und singen süße, wundersame Lieder. Sobald ein junger Mann ihnen naht, ist er ihnen auch verfallen, sie locken ihn an sich und erwürgen ihn dann mit ihrem Haar.

In der Pfingstwoche wird das Fest der Russalki

im ganzen Süden von Rußland gefeiert. Die Mädchen und die jungen Frauen flechten Kränze aus Birkenzweigen und singen dabei ein uraltes Lied. Sie hängen dann die Kränze an einen Baum, der frei auf einer Wiese steht, und tanzen singend um ihn herum. Am nächsten Sonntag holen sie sich abends die verdorrten Kränze, werfen sie ins Wasser und folgen denselben im Kahn, indem sie wieder ein Lied singen, durch das sie die Russalki bitten, ihre Liebe zu begünstigen und zu beschützen. Die Kränze geben zu gleicher Zeit zu einem Orakel Anlaß. Jene, deren Kränze oben schwimmen, werden den Mann, den sie lieben, gewinnen oder heiraten, jene, deren Kränze untergehen, betrachten dies als ein böses Omen.

Prinzessin Vilia nahm infolge einer Caprice, wie ihr Vater meinte, diesmal an dem Feste teil. In der Nacht des ersten Sonntags nach Pfingsten bestieg sie mit drei Bauernmädchen einen Kahn und nachdem sie ihre Kränze dem feuchten Element anvertraut hatten, ruderten sie langsam den Fluß hinab.

Es war eine milde Nacht voll Duft. Ringsum webte ein dämmeriger Schimmer, in der Ferne zog

ein leichter weißer Rauch gegen den Himmel. In den schwarzen Wipfeln der Erlen, Birken und Weiden, die am Flusse standen, war eine geheimnisvolle Musik. Hoch oben stand die große helle Scheibe des Vollmondes. Die Zeichnungen seiner Berge und Thäler lagen auf ihm wie ein leichter Duft. Die Silberhelle desselben zauberte einen bleichen Tag hervor, wie bei einer Sonnenfinsternis.

Ringsum schluchzten in den Büschen die Nachtigallen, Leuchtkäfer flogen hin und her, wie beschwingte Diamanten. Die Sterne blitzten nur unmerklich erlöschenden Funken gleich, ruhig, sanft verschwimmend floß der weiße Strom der Milchstraße zwischen ihnen dahin. Die weite Ebene mit den grünen Wintersaaten und den frischgeackerten Feldern lag wie ein großes Schachbrett da.

Der kleine Fluß, auf dem der Kahn leise dahinzog, war mit Seerosen und Lilien bedeckt, die gleich weißen Flammen aus dem großen schimmernden Teppich, den der Wasserspiegel trug, emporragten.

In einer gewissen Aufregung mit klopfendem Herzen folgten die Mädchen ihren Kränzen, welche noch immer ruhig weiterschwammen, aber jedesmal,

wenn sie dieselben zu erhaschen suchten, durch irgend eine unvorhergesehene Wendung ihnen entkamen. So währte die fröhliche Jagd geraume Zeit. Endlich geschah es, daß sie sich einer kleinen Bucht näherten, und hier, wo allerlei Blumen vom Ufer herab in das leise murmelnde Wasser blickten blieb der Kranz der Prinzessin plötzlich an dem herabhängenden Zweig einer Erle haften. Sie erhaschte ihn glücklich, hielt ihn empor und jubelte laut wie ein Kind.

In diesem Augenblick näherte sich jemand durch das Dickicht.

„Wer ist da?“ rief die Prinzessin.

„Gut Freund!“

„Sie sind es, Boris Vasiljewitsch?“

„Ja, ich. Was thun Sie denn hier mitten in der Nacht?“

„Dieselbe Frage könnte ich an Sie richten, wissen Sie denn nicht, daß wir heute das Fest der Russalki feiern?“

„Richtig,“ erwiderte er. Er stand jetzt am Ufer und nickte Vilia freundlich zu. „Nun, haben Sie auch das Orakel befragt?“

Vilia nickte und zeigte ihm den Kranz. „Ja, mein Freund, und hier ist die Antwort."

Die Mädchen legten jetzt am Ufer an, und die Prinzessin, der Boris die nervige Hand reichte, sprang leicht und anmutig an das Land.

Sie gingen nun zusammen in der schönen dufterfüllten Mondnacht dahin.

Die Glanzflut des schalkhaft zaubernden Nachtgestirns stellte ringsum schimmernde Mauern auf. Im nahen Felde ruhten kleine Kürbisse wie vergoldete Ostereier. Das Thal lag wie ein riesiger Kessel voll flüssigen Silbers da.

Der Mond schien es übrigens darauf abgesehen zu haben, Boris eifersüchtig zu machen, denn immer wieder küßte er Vilia Paulowna, jetzt die Stirne, dann die Augen und endlich sogar ihre roten, blühenden Lippen. Boris, der schweigend neben ihr herging, war es gar seltsam zu Mute. Zum ersten Mal empfand er so ganz, was sie ihm war. Sie hatte jene Schönheit, die rührt, die uns nicht quält, sondern still entzückt. Und der Maienglanz ihres Auges weckte holde Träume, süße Hoffnungen, ja, die ganze Schwärmerei begeisterter Jugend.

Zu Pfingsten war es endlich schön geworden, warm und trocken, und so machte Prinzessin Vilia ihm am folgenden Tage den Vorschlag, zusammen in den nahen schönen Wald zu gehen. Es war kurz vor Sonnenuntergang, als sie aufbrachen. Nachdem sie zwischen reifenden Aehren, grünenden Saaten und blumigen Wiesen hingegangen waren, that sich das grüne Thor des Waldes vor ihnen auf. Beiden war es seltsam friedlich zu Mute, als sie jetzt in der stillen Dunkelheit desselben auf dem weichen Moosteppich dahinschritten. Um sie war ein berauschender Duft wie von jungem Wein, über ihnen die Kronen der Eichen, wie Kirchenkuppeln, zu ihren Füßen goldene Netze, welche die Sonne über das Moos legte. Hie und da ein Stück Felsen, von Moos und Gebüsch umsäumt, während in der Ferne sich die Laubbäume wie ein helles Band um das Tannendunkel legten. Jedesmal, wenn eine kleine Waldwiese zwischen den rötlichen Stämmen auftauchte, freuten sie sich der herrlichen Flur von Kräutern, Blumen und kleinen heranwachsenden Bäumchen. An den Stämmen quoll gelbes Harz wie Bernstein hervor. Ein Buntspecht, rot wie

Blut, klopfte mit seinem harten Schnabel kräftig an dieselben.

Die Sonne streute funkelnde Lichter in das Dickicht, die auf Blättern und Nadeln tanzten. Rote Beeren glühten zwischen dunkelgrünen Blättern. In Gruppen standen Schwämme da wie kleine Türken mit rot und gelben Turbanen und dort ein großer wie ein Pope mit seinem Regenschirm. Die Bäume wurden hier so dicht, daß eine ewige Dämmerung herrschte. Ein herber Wohlgeruch lag schwer in der ruhigen Luft, durch die Wipfel zogen schwermütige Töne, an eine Aeolsharfe mahnend.

Sie bestiegen einen kleinen Felsen, von dem sich eine hübsche Aussicht bot, und saßen hier einige Zeit im weichen Moose. Ihre Augen irrten über die schwarzen Wälder, die unten rauschten, bis zu dem dunklen Waldblau des Horizontes. Vor ihnen leuchteten die Wipfel im smaragdgrünen Glanz, dann lag die Ebene da im goldenen Dämmer ohne Grenze, wie der Himmel über ihr. Die Heuschober erschienen wie kleine Kartenhäuser, während einzelne Kirchtürme sich gleich den cyrillischen Buchstaben

alter Kirchenbücher auf dem silbernen Nebel der Ferne abzeichneten.

Boris wendete leise den Kopf und sah Vilia Paulowna an. Welch' süßes Geschöpf! Sie war nicht wie die Wagnerische Tondichtung, aufregend und berauschend, sie that wohl wie die Musik von Mozart oder Schubert.

„Ich muß Ihnen heute beichten," begann er.

„Beichten Sie also, aber dann auch gewissenhaft, alle Ihre Sünden!"

„Ich bin mir nur einer bewußt und zwar Ihnen gegenüber. Ich habe Ihnen Unrecht gethan, Vilia Paulowna, und bitte Sie hiemit pflichtschuldigst um Vergebung."

„In wieferne haben Sie mir Unrecht gethan?"

„Damals, als ich Sie für eines jener unbedeutenden, unruhigen, nervösen, unnützen Geschöpfe ansah, wie sie heutzutage zu Tausenden in unserer Gesellschaft umherlaufen."

„Und jetzt?" fragte Vilia, mit einem holden, jungfräulichen Stolz.

„Jetzt bin ich überzeugt davon, daß Sie ein ganz prächtiges Mädchen sind."

„Somit ist jetzt der große Augenblick gekommen, Boris Wassiljewitsch, wo es an Ihnen ist, sich in mich zu verlieben."

„Das bin ich ohnehin schon," erwiderte Boris lächelnd.

„Nun sollte ich Ihnen gegenüber grausam sein," sagte Vilia, indem sie den reizenden Kopf übermütig zurückwarf, „aber ich kann nicht, ich habe Sie zu lieb, Boris Wassiljewitsch." Aus ihren Augen sprach jene Güte, die nicht schwachherzige Sentimentalität ist, sondern eine hohe, ideale Kraft. Sie war aufgestanden, und als Boris sich gleichfalls erhoben hatte, legte sie die Hände auf seine Schultern und sah ihn an. Er aber zog sie an sich nnd küßte sie zweimal derb auf den Mund.

„Wollen Sie meine Frau werden?" fragte er halb im Spaß.

„Welche Frage!" erwiderte die Prinzessin. „Würde ich mich sonst von Ihnen küssen lassen?"

„Und doch glaube ich nicht, daß es Ihr Ernst ist," versetzte Boris, „vor allem aber nicht, daß es in unserem heiligen Rußland möglich ist, daß eine Prinzessin Borodinoff einen nach den Begriffen der

Gesellschaft belanglosen unbedeutenden Menschen wie mich heiratet."

„Was frage ich nach der Gesellschaft," erwiderte Vilia, „ich werde es schon möglich machen."

Indeß war die Sonne untergegangen. Unten lagen dicke Nebel wie der Rauch eines Waldbrandes. Mehr und mehr wuchs die Dämmerung und lag bleiern auf der Erde. Während sie den Rückweg antraten, nahm alles eine schmutzige Farbe an wie an einem Regentag. Es wurde rasch dunkel. Aus dem Walde tönten Eulenrufe wie lautes Weinen, verfaultes Holz leuchtete im Dickicht.

Schon ließ sich die rote glühende Scheibe des Mondes am Rande der Ebene blicken. Hier aber, wo sie gingen, schauten die Sterne durch das dunkle Tannendach herein, wie wenn es mit goldenen Nägeln festgehalten würde.

XXX.

An einem dieser heißen schönen Tage ging Lazarine mit Igor Nazariewitsch und ihren Kindern nachmittags spazieren. Sie trug ein rotes Kostüm, besetzt mit einer dreifachen Rosentolle aus rosa-hellgrüner und hellblauer Seide, welches bizarr und originell genug aussah. Alles an ihr schien zur Liebe, zum Genuß herauszufordern, während sie in holder Ueppigkeit mutwillig lachend voranging und sich sündhaft schön in den Hüften wiegte.

Im Walde ruhten sie auf einer kleinen Wiese aus. Während die Kinder sich mit Igor umherjagten, löste Lazarine heimlich ihr Schuhband. Als er dann zu ihr zurückkehrte, stand sie auf und rief: „Ach, Igor Romanowitsch, ich sehe eben, daß mir das Band an meinem Schuh aufgegangen ist, wollen

Sie die Güte haben und mir dasselbe binden. Ich selbst kann es nicht, mich hindert das Mieder."

Igor sah sie erstaunt an. Er schien im ersten Augenblick gar nicht zu verstehen, was sie von ihm verlangte. Er sah nur das schöne Weib, das vor ihm stand, in dessen schwarzes Haar die Sonne ein Diadem flocht, wie aus Leuchtkäfern oder Goldfunken, ihren Hals, so zart wie flockiger Schnee, die blauen Adern, welche durch den Alabaster ihrer Haut hindurchschienen. Endlich kniete er vor ihr nieder und während sie sich auf seine Schulter stützte und er ihr leises, verlockendes Lachen hörte, knüpfte er ihr das Band. Als er aufstand, war er rot geworden.

Seine Verlegenheit amüsierte sie. Sie nahm seinen Arm und ließ sich von ihm nach Hause führen, indem sie sich weich und schmeichelnd an ihn lehnte.

Ein anderes Mal nach dem Diner spielten die Kinder im Garten nnd jagten eben hinter einem Schmetterling her, während Lazarine, von üppigem Lockengeringel umspielt, im duftigen weißen Morgenrock in der Hängematte lag und Igor sie leise schaukelte.

„Haben Sie schon einmal geliebt, Igor Romanowitsch?“ fragte Lazarine plötzlich. Ihre Stimme klang so weich, so schmeichelnd, wie der linde, duftschwere Atem einer Maiennacht.

„Nein,“ erwiderte Igor schüchtern — „oder doch, aber nur einmal und aus der Ferne. Ich habe damals für eine junge Dame geschwärmt, wie man sich für ein schönes Bild begeistert. Als ich sie dann das erste Mal in der Nähe sah, fand ich sie geradezu häßlich und abschreckend.“

Lazarine lachte hell auf. „Ja, so geht es uns mit allen Idealen. Uebrigens glaube ich, daß Sie vor den Frauen eine gewisse Furcht haben.“

„Eigentlich,“ — — murmelte Igor.

„Eigentlich ja,“ fiel Lazarine ein, „nicht wahr? Fürchten Sie sich vor mir auch?“

„Vor Ihnen erst recht, Lazarine Abdonowna,“ erwiderte Igor. Ihr Hauch durchrieselte ihn, wie der berauschende Duft von Flieder oder Jasmin, aber er kämpfte gegen diese Art süßen Rausches, der über ihn kam, er gab sich in keiner Weise hin.

„Im Grunde,“ fuhr er fort, während seine milden, blauen Augen auf Lazarine gerichtet waren, „ist es

mehr Achtung vor dem Weibe, welche mich bestimmt, den Frauen nicht in der Art, wie es sonst bei jungen Leuten Mode ist, zu huldigen. Mir erscheint dies Alles eher als eine Beleidigung, wenn wir eine Frau achten, haben wir es doch nicht nötig, sie durch Schmeicheleien zu gewinnen. Ueberhaupt glauben Sie nicht, Lazarine Abdonowna, daß man nur einmal im Leben wahrhaft lieben kann, denn die wahre Liebe kann doch nur zwischen zwei Menschen entstehen, die vollständig für einander geschaffen sind. Und wenn man wahrhaft liebt, weshalb sollte die Liebe dann nicht zu einer dauernden Empfindung, zu einer Ehe führen? Das Spiel mit der Liebe halte ich beim Manne ebenso verwerflich wie bei der Frau."

„Wissen Sie, Igor Romanowitsch," rief Lazarine, „daß Sie mir in diesem Augenblick komisch erscheinen? Heute sind es die jungen Leute, welche die Sittenprediger machen, gerade sie, die keine Erfahrung besitzen, die von den Schattenseiten der Welt nichts wissen. Ueberlassen Sie das doch denjenigen, die bereits im Leben Schiffbruch gelitten haben."

„Wenn man erst Schiffbruch gelitten hat," er=

widerte Igor, „dann ist es zu spät, dann geht ein Riß durch unsern Charakter, durch unser Herz, der, wie ich glaube, nie wieder geheilt werden kann.“

In einer schwülen Sommernacht kam Igor Romanowitsch, durch das zauberhafte Licht des Mondes hinausgelockt, bis an den kleinen Teich, welcher in dem wilden Teil des Parkes von Gostroma lag. Hier saß er unter einer alten, grauen Weide, vor sich das hohe, grüne Schilf, Gruppen von Erlen, dem schwimmenden Garten von Algen, Wasserrosen und Lilien, durch die der Wasserspiegel da und dort hervorblitzte. Ein leichter Nebel kräuselte sich über demselben, er erschien in seinen unbestimmten Umrissen wie ein kleiner Palast, den die Russalki sich auf dem Wasser erbaut hatten.

Während Igor träumte, rauschte es plötzlich in seiner Nähe, und dann tauchte mit einem Male ein schönes Weib aus den Fluten auf. Igor erschrak und sprang auf. Ein lustiges Lachen grüßte ihn und er erkannte Lazarine, welche ihm winkte. Wieder erfaßte ihn eine namenlose, lächerliche Angst — weshalb? Er wird nicht schwach werden, er ist seiner sicher.

„Bleiben Sie doch," rief sie ihm zu, als er eine Bewegung machte zu gehen, und jetzt stand sie im Wasser vor ihm, im grünen, goldgestickten Gewand. Ihr sanfter Atem hob die wie aus Elfenbein geschnitzte Büste, während sie die göttlichen Glieder dehnte und die Marmorarme im Nacken verschlang. Ein reizendes Lächeln wie Mondesstrahl spielte um ihre roten Lippen.

„Sind Sie so furchtsam?" fragte sie. „Sie haben mich wohl für eine Russalka angesehen, nicht wahr? Nein, Sie können ruhig bleiben, ich werde Sie nicht mit meinem Haar erwürgen." Dann tauchte sie beide Hände in das Wasser, spritzte ihn an, warf sich von Neuem in die Flut und schwamm davon.

Igor atmete auf und ergriff dann rasch die Flucht.

Am nächsten Nachmittag war Odowalski zum Grafen Moranzoff gefahren. Als der Abend kam und die Kinder zu Bette waren, lag Lazarine in ihrem Boudoir auf der Ottomane und langweilte sich. Auf dem Teppich vor ihr lag ein Roman, den sie weggeworfen hatte. Sie brütete, die Arme im Nacken verschlungen, und während sie träumte, spielten

um ihre niedere, griechische Stirne und ihren roten Mund tolle Sultanslaunen. Mit einem Male zog sie die Klingel und ließ Igor rufen.

„Soll ich die Lampe bringen?“ fragte die Kammerfrau.

„Nein!“

Als Igor eintrat, fand er Lazarine noch in derselben Attitüde, in dem nur durch das Silberlicht des Mondes mäßig beleuchteten kleinen Gemach. Sie trug eine maisfarbene Tuchmatinee, mit einem Kragen aus irischer Spitze, und einen schwarzen Seidenrock. Die Gaukelei des Mondes wob eine Art silberne Stickerei in diese Toilette, die wie geschaffen war für eine Brünette. Als Igor sich ihr näherte, war es, als ob er in einen Zauberkreis treten würde. Eine Atmosphäre voll Duft umgab sie, aufregend und betäubend zugleich.

„Sie haben befohlen, Lazarine Abdonowna?“ begann er artig.

„Ja,“ sagte sie, „ich wollte Sie bitten — möchten Sie mir nicht etwas vorspielen? Vielleicht die Ouvertüre zum „Tannhäuser.““

Igor verneigte sich, verließ das Gemach, setzte

sich in dem anstoßenden Salon zum Piano und begann zu spielen.

Als er zu Ende war, als der fromme Chor der Pilger über den Sinnestaumel der Venusbergmelodie gesiegt hatte, rief ihn Lazarine wieder zu sich. „Kommen Sie, wir wollen ein wenig plaudern.“ Sie hatte sich halb aufgerichtet und schob ihm mit dem Fuße ein Kissen hin, das vor ihr auf dem Teppich lag. Igor ließ sich zögernd auf demselben nieder. Ihm war, er wußte nicht weshalb, etwas bange zu Mute.

Es gab ein wundersames Lichterspiel auf ihrem kleinen Fuß, der unter dem dunklen Saum hervorblickte, auf ihrem vollen Arm, ihrem Hals und dem schwarzen, glänzenden Haar, während sie in Pantherträgheit die weichen Glieder dehnte. Igor kehrte ihr sein hübsches, junges Gesicht gleichsam fragend zu, er schien etwas zu erwarten. Und als sie fortfuhr zu schweigen, wurde es ihm immer seltsamer zu Mute. Es kam über ihn wie eine süße Ohnmacht. Er wendete sich von ihr ab, sie aber neigte sich jetzt sanft zu ihm und nun strömte wieder jener eigentümliche Duft über ihn hin, der sie stets um-

gab, als ob eine Blumenseele in ihr wohnen würde, die Seele einer glühenden, süß betäubenden Tropenblume. Die langen Wimpern warfen einen geheimnisvollen Schleier über ihre glühenden Augen, diese feuchten, gierigen, dämonenhaften Augen, welche sich wie mit Vampyrkrallen an sein Herz hingen.

„Haben Sie mir nichts zu sagen, Igor Romanowitsch?“ begann sie endlich, indem sie die Hand leicht auf seine Schultern legte, und da er keine Antwort fand, fuhr sie fort: „Soll ich es Ihnen zuerst sagen, daß Sie mir gefallen, daß ich Sie lieben könnte?“

Sie zog ihn mit verschämter Anmuth an sich, ihre trockenen Lippen schienen in Fieberglut zu dürsten. Igor war es zu Mute, wie wenn er auf dem Scheiterhaufen stünde, von Flammen umleckt. Doch im nächsten Augenblicke hatte er sich gefaßt und machte sich energisch von ihr los.

„Lazarine Abdonowna,“ stammelte er, „bedenken Sie, was Sie thun. Vergessen Sie nicht, daß Sie eine verheiratete Frau sind, daß es Sünde wäre, wenn ich Sie lieben wollte, Sünde auch von Ihnen, einer flüchtigen Laune nachzugeben.“

„Igor Romanowitsch, Ihre Tugend amüsiert mich,“ erwiderte Lazarine kalt.

„Mir ist es ernst damit,“ erwiderte Igor, „ich möchte nicht für das frevelhafte Glück einiger Stunden meine ganze Zukunft preisgeben. Fürchten Sie Gott, Lazarine Abdonowna.“

„Gott?“ wiederholte sie lächelnd, „Sie glauben also an ihn und wohl auch an Himmel und Hölle? Und wenn es nichts weiter gibt, Igor Romanowitsch, als dieses irdische Dasein? — Mir kommt ein Mensch, dessen Herz, dessen Sinne der Tugend zuliebe darben, vor, wie einer, der Loose in der Lade liegen hat und dabei Hunger leidet. Wenn seine Loose ihn betrogen haben, was dann?“

„Ich bitte Sie, Lazarine Abdonowna, gestatten Sie mir, mich zu entfernen.“

„Wie ernst Sie mit einem Male sind,“ murmelte Lazarine, welche sich in die Kissen zurückgelegt hatte. Sie war beschämt, beleidigt, aber sie verbarg ihre Wut und konnte noch lächeln. „Wer wird einen Scherz gleich so tragisch nehmen?“

Während sie leise lachte, verließ er rasch das Gemach.

Als die Portière hinter ihm zugefallen war, sprang Lazarine auf und begann im Gemach hin und her zu gehen. Hatte sie geträumt oder war ihr das wirklich geschehen? Sie war verschmäht worden von einem Knaben, der ihr gegenüber mit seiner Tugend prahlte.

Oh! er sollte es büßen!

Niemals wird sie zugeben, daß ein Zeuge ihrer Verirrung, ihrer Schmach frei umhergeht, um ihr, sobald es ihm beliebt, seine Anklage in's Gesicht zu schleudern. Sie ist nicht die Frau, sich von irgend jemand verachten zu lassen und am wenigsten die Frau, über die man lachen darf. —

Warte nur, Knabe, Deine Tugend soll Dir teuer genug zu stehen kommen!

XXXI.

Am Tage nach ihrem Waldgang fragte Boris die Prinzessin, ein wenig spöttisch, wann sie ihre Hochzeit feiern würden.

„Ich denke bald,“ erwiderte Vilia, „ich weiß, daß Sie die Dinge nicht gerne lange aufschieben, zu denen Sie sich einmal entschlossen haben.“

„Wie genau Sie sich meine Worte gemerkt haben,“ erwiderte er lächelnd. „Gut, wenn es wirklich Ihr Ernst ist, dann will ich morgen in die Stadt zurückkehren, um meine Angelegenheiten zu ordnen.“

„Thun Sie das,“ erwiderte Vilia Paulowna.

Wirklich fuhr Boris am nächsten Tage nach der Stadt zurück.

Nach dem Diner, als die Pinzessin mit ihrem

Vater auf der Terrasse saß, teilte sie ihm ihren Entschluß in ihrer originellen Weise mit.

„Weißt Du, Papa," sprach sie, „daß wir — Boris Wassiljewitsch und ich — uns lieben?" Und als der Fürst sie starr ansah, fuhr sie fort: „Du staunst, nicht wahr? Aber es ist so und wir haben gestern beschlossen uns zu heiraten."

„So?" murmelte der Fürst, „ohne mich zu fragen? Nein, Vilia, dazu werde ich niemals meine Einwilligung geben. Das geht denn doch zu weit. Ich habe immer den liberalen Ideen gehuldigt, aber schließlich haben die Zugeständnisse an den Zeitgeist doch ihre Grenzen. Alle Achtung vor Boris Wassiljewitsch, aber ich habe eine passendere Partie für Dich."

„Also Du willst uns Deine Einwilligung nicht geben?" fragte Vilia nochmals, immer ruhig, fast heiter.

Der Fürst schüttelte den Kopf und wendete sich ab.

Noch in derselben Stunde telegraphierte Fürst Borodinoff an den für Vilia bestimmten Verlobten, den Oberst Fürst Wengerofskoj und bat ihn sofort zu kommen.

Vilia wurde von allen Maßnahmen ihres Vaters

durch ihre treue Kammerfrau und Amme unterrichtet und sah den Ereignissen mutig und ziemlich sorglos entgegen. Fürst Wengerofskoj kam einige Tage später an, wurde von dem Fürsten Borodinoff herzlich empfangen und Vilia, als der ihr bestimmter Gatte vorgestellt. Sie hatte in diesem Augenblick kein Wort der Erwiderung, sie verneigte sich tief und stumm und verließ den Saal, ohne mit dem Obersten die bei solchen Gelegenheiten gebräuchlichen Redensarten gewechselt zu haben. Wengerofskoj empfand sofort, daß hier etwas nicht in der Ordnung war. Er beschloß jedoch seine Bedenken, nicht dem Fürsten mitzuteilen, sondern von Vilia Páulowna selbst sich in ehrlicher Soldatenweise eine ehrliche Antwort zu holen. Ganz unerwartet kam sie seinem Wunsch entgegen, denn nach dem Diner schlug sie ihm einen Spaziergang im Parke vor, und als sie in die Nähe eines kleinen Kiosks kamen, trat sie in denselben ein und bat den Fürsten, indem sie ihn mit einer anmutigen Bewegung einlud, ihr gegenüber Platz zu nehmen, sie anzuhören.

„Mein Benehmen,“ begann sie, „wird Sie ohne Zweifel in Erstaunen versetzt haben, ich war vielleicht

unartig nach den Begriffen der Welt, aber ich konnte nicht anders handeln. Glauben Sie mir, daß ich alle Achtung und Sympathie für sie selbst empfinde und sehr gut weiß, daß es nur eine Ehre für mich wäre, an Ihrer Seite durch das Leben zu gehen, aber ich bin nicht ehrgeizig, Fürst, und vor Allem bin ich nicht frei, und somit kann ich niemals die Ihre werden. Ich liebe. Es ist keine schwärmerische Mädchenneigung, kein Jugendtraum, sondern eine ernste Wahl, die ich getroffen habe. Der Mann, den ich liebe, hat mich genommen wie ein Stück Thon und hat aus mir das Wesen gebildet, das jetzt Ihnen seine Beichte ablegt. Alles, was ich bin, danke ich ihm. Ich war ein oberflächliches, unnützes Wesen, um nichts besser als alle unsere jungen Damen. Er hat meinen Geist geweckt und gebildet, mein Herz wachgerufen, meinen Charakter entwickelt und gestählt. Ich habe in ihm den Gefährten gefunden, mit dem ich allein zu leben vermag. Zwischen uns besteht eine vollständige Harmonie der Denkweise, der Art zu fühlen, der Bestrebungen, der Ideale und Ziele. Ich habe viel zu viel Achtung vor Ihnen, Fürst Wengerofskoj, um Ihnen irgend etwas zu verschweigen

und ich glaube auch, daß Sie der Mann sind, meine Gründe zu verstehen und mir nicht böse zu werden, wenn ich für die Ehre, Ihre Gemahlin zu werden, danken muß. Vergeben Sie mir, was nicht zu ändern ist."

„Im Gegenteil, Vilia Paulowna," erwiderte Wengerofskoj, „ich muß Sie um Verzeihung bitten, daß ich, wenn auch unfreiwillig, Ihre Ruhe gestört habe. Ich bewundere Sie, und ich muß Ihnen gestehen, daß es mir jetzt erst aufrichtig leid thut, Sie nicht als meine Frau heimführen zu dürfen. Wenn ich bisher im Sinne der Gesellschaft an eine passende Partie gedacht habe, so habe ich zu meiner Ueberraschung in Ihnen eine Frau gefunden, die ich wahrhaft achten und lieben könnte. Leben Sie wohl, Vilia Paulowna, und vergessen Sie niemals, daß Sie in Petersburg für immer einen treuen Freund und Verehrer haben werden."

„Ich danke Ihnen," erwiderte die Prinzessin, indem sie ihm herzlich die Hand bot. „Leben Sie wohl, Fürst Wengerofskoj, und reisen Sie glücklich."

Fürst Borodinoff war nicht wenig erstaunt und verlegen, als er das Resultat der Unterredung zwischen

dem Obersten und seiner Tochter erfuhr. Nachdem er sein aufrichtiges Bedauern darüber ausgesprochen hatte, hielt er es für nötig, Wengerofskoj wenigstens bis zur nächsten Bahnstation zu begleiten.

Als Fürst Borodinoff nach Hause zurückkehrte, war Vilia fort. Sie hatte nur wenige Zeilen an ihn hinterlassen. „Da Du mir Deine Einwilligung zu einer Heirat mit Boris Dobruskin nicht geben willst und ich von ihm nicht lassen kann, muß ich bemüht sein, mich auf eigene Füße zu stellen und mir selbst eine Existenz zu gründen. Gib Dir keine Mühe, mich zu suchen, Papa, denn Du wirst mich nicht finden. Deine Dich liebende Tochter Vilia Paulowna."

Der Fürst stand mit dem Briefe in der Hand wie versteinert da. Dann begann er die Dienstleute ins Verhör zu nehmen, vor Allem die alte Amme Vilia's. Niemand konnte ihm Auskunft geben. Niemand hatte eine Ahnung, wohin sie gegangen war. Wie es sich später zeigte, war die Prinzessin so vorsichtig gewesen, nicht einmal Boris mitzuteilen, wo sie sich in der nächsten Zeit aufhalten werde.

Nachdem der Fürst an Ort und Stelle nicht den

geringsten Anhaltspunkt gewinnen konnte, der ihn auf die Spur seiner entflohenen Tochter hätte führen können, entschloß er sich, nach der Stadt zu fahren und Boris Wassiljewitsch aufzusuchen.

Als Fürst Borodinoff bei ihm eintrat, saß Boris in voller Gemüthsruhe, seine weiße Mütze auf dem Kopf, die Pfeife im Munde, vor dem Schreibtisch und arbeitete.

„Wo ist Vilia?“ fragte Fürst Borodinoff erregt.

Boris sah ihn erstaunt an. „Wie soll ich das wissen?“

„Ist sie nicht bei Ihnen?“

„Bei mir nicht.“

„Sie ist fort,“ rief der Fürst, indem er aufgeregt auf- und abging, „sie ist entflohen.“

„Entflohen?“ sagte Boris, indem er aufstand und den Fürsten fast zornig mit seinen sonst so gutmütigen Augen anblitzte. „Entflohen! Und da meinen Sie, Paul Alexandrowitsch, ohne weiteres, daß Ihre Tochter bei mir ist? Für was halten Sie mich denn?“

„Ich mußte doch — es lag nahe anzunehmen —“

„Sie haben gar nichts anzunehmen, wenn es

sich um die Ehre unbescholtener Leute handelt. Mein Gott, was sind Sie für ein unmoralischer Mensch, Paul Alexandrowitsch! — Aber natürlich, Sie sind ja noch einer aus der früheren Generation, ein Mann der alten Schule mit ihren halbromantischen, halb frivolen Ideen. — Nein, mir — mir so was zuzumuten!“

Der Fürst begann laut zu lachen.

„Sie lachen?“ rief Boris, indem er vor ihm stehen blieb und heftig aus seiner kleinen Pfeife dampfte, und dann, nachdem er dieselbe aus dem Munde genommen und kräftig wie ein russischer Bauer bei Seite gespuckt hatte: „Sehe ich etwa wie ein Verführer aus?“

„Nein,“ erwiderte der Fürst, noch immer lachend.

„Wie ein Entführer?“

„Noch weniger.“

„Wie sehe ich denn aus?“

„Wie ein braver Mann,“ gab Fürst Borodinoff zur Antwort, indem er ihm die Hand reichte.

„Also, wie können Sie mir mit solchen Geschichten kommen?“

„Erlauben Sie vor allem, Boris Wassiljewitsch,

daß ich mich setze. Mir ist der Schreck in die Glieder gefahren.“ Nachdem der Fürst sich auf einen Stuhl niedergelassen hatte, begann er von neuem: „Aber sehen Sie, lieber Freund, Sie können doch nicht leugnen, daß Sie Vilia Dinge in den Kopf gesetzt haben?“

„So? Da muß ich Ihnen doch ganz ergebenst bemerken, Paul Alexandrowitsch, daß es vielmehr Ihre Tochter Vilia Paulowna war, welche mir Dinge in den Kopf gesetzt hat, ich wollte zuerst gar nichts von ihr wissen.“

„Das ist aber doch stark,“ murmelte der Fürst, während er die Augen aufriß.

„Ja, ja,“ rief Boris, „aber es ist doch so, sie hat mich besiegt, sie hat mich überzeugt von ihrem Werte, sie hat mich sozusagen gezwungen, sie zu lieben.“

„Das ist alles sehr schön, sehr poetisch,“ entgegnete Fürst Borodinoff, „aber Sie müssen doch einsehen, Boris Wassiljewitsch, daß eine Heirat zwischen Ihnen und Vilia den Traditionen unserer Gesellschaft widerspricht. Ich erwarte deshalb von Ihnen, als einem anständigen, wahrhaft ehrbaren Manne, daß Sie Vilia entsagen.“

„Entsagen? — ich? Oh, jetzt denke ich nicht im Entferntesten daran. Vilia Paulowna ist genau die Frau, die ich brauche. Prinzessinnen gibt es genug, aber wahre Frauen wie Vilia wenig."

„Also, Sie bleiben dabei, meine Tochter zu heiraten?"

„Gewiß bleibe ich dabei. Geben Sie sich also, was mich betrifft, keine weitere Mühe, Paul Alexandrowitsch."

Der Fürst verließ Boris Wassiljewitsch trotz dessen Entschlossenheit etwas beruhigt und begann nun nach allen Seiten hin vertraute Boten auszusenden, welche die Aufgabe hatten, den Aufenthalt der Prinzessin Vilia auszuforschen.

Zwei Wochen vergingen, ohne daß Fürst Borodinoff irgend eine Nachricht, irgend ein Lebenszeichen von seiner Tochter erhalten hatte. Endlich kam etwas Licht in die Sache durch einen jüdischen Hausierer, welcher von dem Vorfall Kenntnis erhalten hatte und sich beeilte, Borodinoff die Nachricht zu bringen, daß im Dorfe Kokoloffka sich seit kurzer Zeit eine Lehrerin befinde, welche der Be-

schreibung nach der entflohenen Prinzessin auffallend ähnlich sehe.

Fürst Borodinoff, der jeden, noch so kleinen Strohhalm, der ihm geboten wurde, ergriff, um Vilia wiederzufinden, setzte sich zu Pferde und ritt selbst nach Kokoloffka. Hier erfuhr er bald, daß wirklich eine neue Lehrerin in der dortigen Dorfschule Unterricht erteile und daß sie bei dem Bauer Platon Sassar wohne. Er ritt also zu dessen Hause hin, stieg ab, band sein Pferd an den Zaun und trat ein. Vjara empfing ihn etwas erstaunt, und als er nach der Lehrerin fragte, gab sie zur Antwort, „dieselbe sei auswärts, müsse aber jeden Augenblick zurückkehren."

„Wenn Ihr es gestattet," sagte der Fürst, „so will ich sie erwarten."

„Gewiß, gewiß, Väterchen," erwiderte Vjara, und bot ihm einen Stuhl an, auf dem er gelassen Platz nahm, obwohl sein Herz vor Freude pochte, denn er liebte seine einzige Tochter mit einer Art Enthusiasmus und war glücklich, sie so bald wiedergefunden zu haben.

Es währte wirklich nicht lange, so wurde die

Thüre geöffnet und Vilia, in den Kleidern einer russischen Bäuerin, trat herein, eine Tasche mit Büchern und Schriften unter dem Arm. Sie war weder überrascht noch erschreckt, als sie ihren Vater erblickte, sondern lächelte sogar. „Du hier?“ sprach sie und bot ihm herzlich die Hand.

Der Fürst hatte sich eine Rede einstudiert, in der er alle jene Vorwürfe zusammenfaßte, welche er Vilia machen wollte, vergaß aber beim Anblick seines Kindes alle seine Vorsätze, schloß sie in seine Arme und küßte sie. „Bist Du mir noch böse?“ fragte er.

„Ganz und gar nicht,“ erwiderte Vilia, indem sie sich sanft losmachte, „aber bilde Dir nur nicht ein, Papa, daß ich mit Dir gehen werde, ich bleibe hier. Vorläufig habe ich zwar keinen Gehalt, aber mit der Zeit wird sich auch das machen. Ich sehe, daß ich etwas gelernt habe und zu etwas in der Welt nütze bin. Du glaubst nicht, welches Vergnügen mir das bereitet. Hast Du Boris gesehen? — Wie geht es ihm! Er hat keine Ahnung, wo ich mich befinde.“

„Aber Du wirst doch nicht hier in diesen Kleidern und in dieser Umgebung noch länger —“

„Gewiß, Papa, gewiß, so lange, bis ich mir eine Existenz gegründet habe, bis ich des Mannes, den ich mir erwählt habe, vollkommen würdig bin und seine Frau werden kann.“

„Welche Thorheit, welche Einbildung,“ rief der Fürst. „Als ob Du im Hause Deines Vaters dies nicht auch könntest.“

„Du willst doch nicht zugeben,“ sagte Vilia mit einem schalkhaften Lächeln, „daß ich Boris Wassiljewitsch heirate?“

„Wenn Du ihn durchaus willst, und da er schließlich ein braver Mensch ist, muß ich wohl nachgeben.“

„Also, Du willigst ein?“ rief Vilia, welche vor Freude rot geworden war.

„Ja, ja, meinetwegen sollst Du Frau Dobruskin werden, wenn es Dir schon so sehr darum zu thun ist.“

Vilia nahm ihren Vater um den Hals und küßte ihn. „So,“ sagte sie, „jetzt will ich mit Dir gehen, aber wir müssen sofort Boris benachrichtigen, denn ich bin gewiß, daß er sich in großer Unruhe befindet.“

„Unruhe?“ erwiderte der Fürst, „der sitzt kaltblütig wie sonst bei seinem Schreibtisch und raucht und studiert.“

„Um so besser,“ rief Vilia lachend.

Auf ihre Bitten spannte Platon Sassar ein und führte sie nach Ostrow. Der Fürst ritt wie ein galanter Anbeter neben dem Wagen her. Kaum war Vilia zu Hause angekommen, sendete sie ein Telegramm an Boris, welcher noch denselben Abend eintraf.

„Also, sehen Sie jetzt ein, Paul Alexandrowitsch,“ waren seine ersten Worte, „wie sehr Sie mir Unrecht gethan haben?“

„Ich sehe alles ein,“ erwiderte der Fürst lächelnd, „weil ich muß. Uebrigens will ich alles gut machen, indem ich Ihnen Vilia Paulowna zur Frau gebe, aber unter einer Bedingung, nämlich, daß Sie mit meiner Tochter, so lange ich lebe, bei mir in meinem Hause wohnen und leben.“

„O Du lieber, guter Papa!“ rief Vilia, indem sie die Arme um ihn schlang und ihn herzhaft küßte.

„Also wäre die Sache abgemacht,“ sagte der Fürst, „und wann soll die Hochzeit sein?“

„So rasch als möglich," erwiderte Vilia, „aber in aller Stille, Papa, die Zeit ist nicht darnach angethan, um Feste zu feiern."

Alles geschah nun so, wie Vilia es wünschte. Die Hochzeit fand in aller Stille statt, und das junge Paar blieb nach derselben, wie es Fürst Borodinoff gewünscht hatte, im Hause desselben.

Einige Tage nach der Hochzeit saßen Boris und Vilia Abends auf der Terrasse des Schlosses. Als die Prinzessin einige Zeit wie träumend vor sich hingeblickt hatte, fragte Boris: „An was denkst Du, Geliebte?

„Ich habe daran gedacht," erwiderte Vilia, „wie merkwürdig unser Schicksal im Grunde ist, wie wir uns gefunden haben, und welche Kämpfe wir erst gegeneinander, und dann mit den Anschauungen der Welt zu bestehen hatten, ehe wir uns gehören konnten."

„Ja, Vilia" erwiderte Boris, „es ist mehr Glück auf Erden zu finden, als man denkt, aber es will, wie alles hinieden, meist schwer errungen werden, nur wenige fliegen in den Himmel wie Elias, die meisten müssen erst recht mühsam die Himmelsleiter emporsteigen.

XXXII.

An einem heißen Sommernachmittag kam Lazarine zum Besuche der Aebtissin Bogumilla in das Kloster. Als die beiden Frauen sich begrüßten, konnte man sich keinen größeren Gegensatz denken, als die weltliche, schlanke Lazarine in ihrer hellgrauen Crêpetoilette, die mit weißem mit Goldperlen benähtem Samtband besetzt war und die hochgewachsene Aebtissin in ihrem weißen Habit, deren schöner, strenger Kopf an die Vestalin der Angelika Kaufmann erinnerte. Die Aebtissin bat Frau Odowalska, Platz zu nehmen und bot derselben verschiedene Erfrischungen an, welche auf ein Zeichen von ihr durch zwei Nonnen hereingebracht wurden.

„Hier ist es so angenehm kühl," sprach Lazarine, während sie ihre Blicke in dem an byzantinische

Fürstengemächer mahnenden Raum umherschweifen ließ. Die Aebtissin, welche unbeweglich, die kräftigen Arme auf den Lehnen ihres Stuhls, da saß, hatte etwas wahrhaft majestätisches, und Ruhendes, wie Gemeißeltes an sich.

Nachdem die Nonnen sich entfernt hatten, rückte Lazarine näher. „Ich habe ein Anliegen an Sie, hochwürdige Mutter," begann sie. „In meinem Hause befindet sich ein junger Mann, Igor Nazariewitsch, um dessen irdisches und ewiges Heil ich sehr besorgt bin."

„Ein Verwandter von Ihnen?" fragte die Aebtissin.

„Nein — der Lehrer meiner Kinder. Dieser junge Mann ist ein Schwärmer der gefährlichsten Art. Wie ich zu meinem Schrecken entdeckt habe, gehört er der Sekte der Steuerverweigerer an."

Die Aebtissin nickte. „Hier in der Gegend hat dieselbe eine größere Anzahl von Anhängern, das ist richtig."

„Igor begnügt sich jedoch nicht, sich der orthodoxen Kirche fern zu halten," fuhr Lazarine fort, „er ist dadurch gefährlich, daß er für die Lehre

seiner Sekte eifrig Propaganda macht, Anhänger wirbt und die Bauern in den umliegenden Dörfern zum Ungehorsam gegen die Kirche und den Staat verleitet."

„Und was soll ich in der Sache?" fragte die Aebtissin vorsichtig.

„Sie sollen ihn heilen, seine Seele retten," murmelte Lazarine.

„Wie könnte ich das?"

„Sie haben doch schon mehr als einen Sektierer bekehrt. Ich werde Ihnen Igor Nazariewitsch bringen und Sie werden ihn dann nötigenfalls mit Gewalt hier festhalten."

„Ich bin zu allem bereit, was Sie nur wünschen," erwiderte die Aebtissin ruhig, „aber Sie wissen, Lazarine Abdonowna, daß ich nur dann das Recht habe, irgend jemand in den Mauern des Klosters fest zu halten, wenn mir der Staat oder die heilige Synode hierzu den Auftrag erteilt. Wenn Sie jedoch die Verantwortung übernehmen wollen —"

„Vollständig," fiel Lazarine ein.

„Gut, dann bringen Sie mir den jungen Menschen, aber ich habe wenig Hoffnung. Hier ist ein Mädchen

im Kloster von der Sekte der Stummen. Trotz aller Mühe, die wir uns mit ihr gegeben haben, trotz allen Bußübungen, selbst schmerzlicher Art, hat sie bisher keinen Ton von sich gegeben. Diese Leute sind wie vom Teufel besessen."

Zwei Tage später kam Lazarine mit ihren Kindern und Igor in das Kloster. Wieder wurde sie von der Aebtissin mit liebenswürdiger Hoheit empfangen, wieder wurden ihnen Erfrischungen gereicht und dann, nachdem Lazarine und Bogumilla einen Blick des Einverständnisses gewechselt hatten, fragte Lazarine, ob sie nicht auch den alten Teil des Klosters in Augenschein nehmen könnten.

„Gewiß," erwiderte die Aebtissin, „derselbe ist noch sehr gut erhalten."

„In demselben befinden sich wohl auch die Zellen, in welchen Sie Ihre Gefangenen halten?" fragte Lazarine lauernd.

„So ist es," entgegnete die Aebtissin.

„Könnten wir auch diese sehen?"

„Warum nicht? Auch diese."

Diesmal befand sich Elena an der Seite der Aebtissin, dieselbe junge Nonne, von der sie damals

begleitet gewesen war, als sie Lazarinens Vermittlung angerufen hatte. Elena hatte von Anfang an ihre hellen neugierigen Augen auf Igor geheftet. Sie sah zum ersten Male einen jungen Mann, der ihr so gut gefiel und durch sein stilles, bescheidenes, mildes Wesen ihre Sympathie erregte.

„Die Kinder lassen wir besser hier," sagte Lazarine, indem sie sich erhob.

Nachdem die Aebtissin dieselben einer ihrer Nonnen übergeben hatte, forderte sie Frau Odowalska auf, ihren Mantel zu nehmen. „Es ist kalt drüben in den Gängen und Gewölben," sagte sie.

„Kerkerluft," murmelte Lazarine, indem sie mit Igors Beistand ihren Mantel anzog.

Indeß hatte Elena auf den Befehl der Aebtissin derselben ihren Talar aus violetter Seide, der mit Hermelin besetzt und gefüttert war, gereicht.

Unwillkürlich sah sie Igor in diesem Augenblick an und die große majestätische Figur Bogumilla's wirkte wahrhaft imponierend auf ihn. Er meinte, eine jener weisen, thatkräftigen Czarinnen aus den ersten Jahrhunderten des russischen Reiches vor sich zu sehen.

„Gestatten Sie mir voranzugehen," sagte die Aebtissin mit einem sanften, frommen Ton, „ich werde Ihre Führerin machen." Sie schritt voraus, Lazarine, welche Igor's Arm genommen hatte, folgte, und Elena schloß den Zug.

Die Aebtissin führte sie durch eine Reihe von Bogengängen und dann eine Wendeltreppe hinab in den tiefer gelegenen alten Teil des riesigen Gebäudes, das in den Zeiten der Kämpfe mit Tartaren, Türken und Polen mehr als einmal als Festung gedient hatte. Sie zeigte ihnen verschiedene wohlerhaltene, altertümliche Gemächer, eine kleine Kapelle mit einem schwarzen, byzantischen Muttergottesbild und führte sie sodann in einen kleinen Saal mit vergitterten Fenstern, dessen einziger Schmuck in einem Kruzifix und einem Betstuhl unter demselben bestand. Nachdem die Thüre hinter ihnen in das Schloß gefallen war, warf die Aebtissin einen kurzen, strengen Blick auf Igor. „Ist das der junge Mann," fragte sie, „von dem Sie mir gesprochen haben, Lazarine Abdonowna?"

„Ja, hochwürdige Mutter, es ist derselbe."

„Wie mir Frau Odowalska mitteilt," fuhr die

Aebtissin fort, „ist Deine Seele krank, mein Sohn, ja, ich muß besorgen, daß Du ernstlich vom Teufel besessen bist. Wir haben deshalb beschlossen, nur zu Deinem eigenen Wohl und um Deine Seele zu retten, daß Du hier in meiner mütterlichen Obhut so lange bleiben sollst, bis die bösen Geister von Dir gewichen sind."

„Ich verstehe nicht," stammelte Igor, der rot geworden war und bald Lazarine, bald die Aebtissin verwirrt ansah.

„Willst Du leugnen, mein Sohn," fuhr die Aebtissin fort, „daß Du der Sekte der Steuerverweigerer, die sich frevelhafter Weise die Kinder Gottes nennen, angehörst?"

„Ich weiß nichts von dieser Sekte," erwiderte Igor, „ich kenne sie nur dem Namen nach, übrigens hat niemand das Recht, sich um mein Seelenheil weiter zu kümmern und mich hier zurückzuhalten."

„Glauben Sie ihm nicht," unterbrach ihn Lazarine, „trotz seinem unschuldigen Aeußern ist er ein verstockter Sünder, aber ich fühle Mitleid mit ihm und deshalb flehe ich Sie an, hochwürdige Mutter Bogumilla, ihn liebevoll hier aufzunehmen und alles aufzubieten, um seine Seele zu retten."

„Sie also sind es, die mich anklagt?“ rief Igor, „Sie Lazarine Abdonowna? Oh! Das ist schändlich! Welche Verleumdung, welche Ausgeburt des Wahnwitzes und des Hasses! Glauben Sie mir, hochwürdige Mutter Bogumilla, es ist nur Rache hier im Spiel. Frau Odowalska will mich dafür strafen—“

„Genug,“ schnitt ihm die Aebtissin das Wort ab, „es ist beschlossene Sache, Du bleibst hier, mein Sohn.“ Sie ging rasch zu einer Seitenthüre und klopfte kräftig an dieselbe. Sofort traten zwei Nonnen ein, die eine Leokadia, groß, muskulös, mit groben häßlichen Zügen, die andere Filotia, mittelgroß, hager und sehnig, blatternnarbig mit dunklem Haar und Augen, Beide die richtigen weiblichen Schergen dieser Klostertyrannin.

„Fesselt ihn,“ gebot die Aebtissin ruhig.

Die Nonnen wollten ihn ergreifen, doch Igor machte eine Bewegung gegen den Ausgang zu. „Ich lasse mich nicht meiner Freiheit berauben,“ murmelte er.

Die Nonnen zögerten.

„Nicht?“ sprach Bogumilla mit ihrer harten, klanglosen Stimme. Dann ging sie selbst rasch auf

ihn zu und sie imponierte ihm so mit ihrer gebieterischen Gestalt und dem Blick ihrer schönen, klugen, grauen Augen, daß er bis an die Wand zurückwich. Die Aebtissin, welche seine Augen mit den ihren gleichsam festhielt, genau so, wie die Tierbändigerin den Löwen meistert, der ihr an die Kehle springen möchte, hypnotisierte ihn vollständig und er ließ sich von ihr willenlos die kleinen Stahlfesseln, welche ihr Leokadia gereicht hatte, anlegen.

„So, mein Kind," murmelte sie, als die zweite Fessel mit einem scharfen Ton eingeschnappt war. Während ein böses, eisiges Lächeln auf ihrem Gesichte lag, hatte Igor wirklich das Gefühl, in der Gewalt einer Mutter zu sein, die ihn strafte.

Im nächsten Augenblick verließ die Aebtissin mit Lazarine und Elena den Saal. Die beiden Nonnen faßten Igor bei den Armen und führten ihn durch einen Gang und dann eine Anzahl Stufen hinab, in einen halb unterirdischen, finstern Kerker. Hier schlossen sie ihn mit einer großen, schweren Kette an einen in der Mauer befestigten Ring. Dann überließen sie ihn seinem Schicksal und die Thüre fiel dröhnend in das Schloß.

Nachdem Lazarine mit ihren Kindern fortgefahren war, kam die Aebtissin, von Leokadia begleitet, in den Kerker, in dem Igor in dumpfer Verzweiflung auf dem steinernen Sitze saß, und ermahnte ihn mit süßen, mütterlichen Worten, seine Sünden zu bekennen, um sodann Buße zu thun, und die Vergebung der Kirche zu erlangen.

„Ich habe nichts zu bekennen," murmelte Igor, „alles dies ist ein frevelhafter Anschlag einer rachsüchtigen Frau."

„Was für Einbildungen, mein Kind," erwiderte die Aebtissin. „Gerade Lazarine Abdonowna ist sehr besorgt um das Heil Deiner Seele und hat Dich mit warmer Liebe meiner Teilnahme und meiner mütterlichen Zucht empfohlen."

Während Igor in ohnmächtiger Wut vor ihr bebte, stand die Aebtissin ihm gelassen gegenüber. Ihr hellbraunes Haar, auf das ein Lichtstrahl durch die offenstehende Thür fiel, lag mit seinem rötlichen Schimmer wie ein Heiligenschein um ihr frommes, strenges Haupt, und während sie die Oberlippe in die Höhe zog, kam ihre Hand aus dem weiten Aermel ihres Hermelintalars hervor, und diese Hand, so kalt

wie Marmor, begann ihn liebevoll zu streicheln. „Sei gut, mein Kind," murmelte sie, „gehe in Dich, erwecke Reue und Leid, kürze den Weg zur Buße ab, ich rate Dir gut, denn nötigenfalls gibt es andere Mittel, Dir den Teufel auszutreiben."

Nicht lange, nachdem die Aebtissin ihn verlassen hatte, wurde wieder der Riegel der großen Thüre zurückgeschoben und diesmal war es Elena, die junge Nonne, deren Sympathie er im ersten Augenblick gewonnen hatte, welche leise die Stufen herabkam, und dann die Hände im Schooße gefaltet, schweigend vor ihm stehen blieb. Ihre schlanke Gestalt, ihr liebliches, rundes, frischgefärbtes Gesicht mit den blauen, unschuldigen Kinderaugen, von hellbraunem Haar umrahmt, ließ sie ihm in diesem Augenblick wie einen Engel des Himmels erscheinen. „Ist es wahr," fragte sie leise, „daß man Dich hier unschuldig festhält?"

„So ist es," erwiderte Igor, „nur die Rache dieser schlechten, herzlosen Frau hat mich hierhergeführt."

„Du dauerst mich," erwiderte Elena, „ich fühle tiefes Mitleid mit Dir. Ich kann mich nicht lange

hier aufhalten, ohne Verdacht zu erregen, heute nur so viel, nimm Dich in Acht vor Bogumilla und ihren süßen Reden, erwarte von diesem Weibe kein Erbarmen, füge Dich ihr in Allem, heuchle, ergib Dich scheinbar, bis der Himmel Dir Rettung sendet."

„Rettung," wiederholte Igor, indem er das Haupt auf die Brust sinken ließ, „durch wen?"

„Durch mich," erwiderte Elena, „vertraue mir und hoffe auf Gott, er hat Dich noch nicht ganz verlassen. Und nun lebe wohl!" Damit eilte sie die Treppe empor und schloß die Thüre hinter sich.

XXXIII.

Eines Morgens kam Platon Sassar zu Bojan und erteilte ihm den Rat, seinen Aufenthalt zu wechseln, um den Nachforschungen seiner Feinde besser entgehen zu können. Bojan war sofort einverstanden und ging noch in derselben Stunde mit Platon nach dem Dorfe Kokoloffka, wo ihn dieser zu Ewa Glebowna, dem Haupte der Steuerverweigerer, brachte.

Diese Ewa Glebowna war eine interessante Erscheinung. Eine Frau in der Mitte der Dreißiger, mittelgroß und kräftig, mit schwarzem Haar, einem runden Gesicht, mit starken, charaktervollen Zügen, von einem sonnigen Braun bedeckt und dichten, fast drohenden Brauen über den grauen Augen, die ebensogut schlau, als gütig oder gebieterisch zu blicken vermochten.

Nachdem Platon Sassar ihr die Sachlage mitgeteilt hatte, nickte Ewa mit dem Kopf und erklärte sich gerne bereit, Bojan in ihrem Hause Schutz und Unterkunft zu gewähren.

„Aber das sage ich Dir gleich," sprach sie, zu dem Maler gewendet, „wenn Du hier bist, mußt Du Dich auch unsern Gebräuchen fügen und vor Allem ebenso gut arbeiten, wie alle anderen. Müßiggänger werden bei uns nicht geduldet. Du bist kräftig, Dir wird es nur gut thun, wenn Du die Gaben, die Dir Gott gegeben hat, zu Deinem Wohle und dem Wohle Anderer gebrauchst."

Bojan sprach dann von den Anzeichen hereinbrechender Not, die sich allenthalben mehrten.

„So ist es, wir gehen einer schweren Zeit entgegen," antwortete Ewa, die Arme auf der Brust gekreuzt, den Blick gleichsam in die Ferne verloren, „die Wintersaaten sind uns verloren gegangen. Das Frühjahr durch und jetzt im Sommer hat uns der Regen unendlichen Schaden gethan. Wir werden kaum so viel hereinbringen, als nötig sein wird, um den Winter über nicht Hungers zu sterben. In

andern Gegenden soll es indeß noch trostloser aus-sehen. Uebrigens sind wir ja alle in Gottes Hand."

So blieb denn Bojan bei Ewa Glebowna, welche ihm gleich am nächsten Morgen eine kleine Probe ihres frommen Regiments gab. Als Städter selbst-verständlich ein Langschläfer, schlummerte er noch süß, als der Tag angebrochen war. Da trat Ewa, den Kopf mit einem roten Tuch umwunden, Männer-stiefel an den Füßen, im buntgestickten Halbpelz an sein Bett und jagte ihn aus den Federn. „Vor-wärts," sprach sie, „zur Arbeit, es ist Tag, hier darf niemand die Hand in den Schoß legen. Ohne Arbeit gibt es kein Heil."

Nachdem Bojan sich rasch angekleidet hatte, be-kam er seine Sense gleich den Andern und mußte mit hinausgehen auf das Feld und Getreide schneiden, denn die Ernte war im vollen Zug. Jedesmal, wenn er, der an so schwere, anhaltende Arbeit nicht gewöhnt war, inne hielt oder gar einen Ver-such machte, sich ein wenig auszuruhen, trieb ihn Ewa Glebowna mit spöttischen Worten von Neuem zur Arbeit an. Und so lächerlich ihm die ganze Situa-tion, in der er sich befand, erschien, dieses nach seiner

Ansicht schlichte, ja rohe Weib übte auf ihn dieselbe dominierende Wirkung, wie auf alle andern, die in ihre Nähe kamen, insbesondere auf die Bekenner ihres Glaubens.

Als Bojan abends sich totmüde auf die Bank beim Ofen hinwarf, lachte ihn Ewa einfach aus, und als Platon Sassar mit seiner Frau erschien, um zu sehen, wie ihm der erste Arbeitstag angeschlagen habe, belustigten sie sich an dem erbärmlichen Zustand, in dem sich der sonst so kräftige, stattliche Mann befand. Mit ihnen war Mlozko gekommen, der Spaßmacher des Dorfes, dick und rot, mit silbernen Ringen in den Ohren, blond, mit lustig funkelnden Augen. „Da bist Du in die rechten Hände gekommen,“ rief er, Bojan neckend. „Wahrhaftig, Du bist schlimmer dran, als wenn Du eine Frau hättest.“

„Ist es denn so schlimm, ein Weib zu haben?“ erwiderte Bojan, nur um irgend etwas zu sagen.

Statt zu antworten, begann Mlozko ein Lied zu singen, in dessen Refrain die Andern jedesmal mit ihren hellen, fröhlichen Stimmen einfielen:

„Mädchen haben wir, ich weiß,
Ihre Augen sind wie Sterne,
Lieben ja, das will ich gerne,
Doch nicht um der Freiheit Preis!

Freie nicht, mein guter Junge,
Höre lieber meinen Rat,
Nimm Dein Geld und kauf' ein Rößlein,
Glücklich, wer ein Rößlein hat.

Wer sich einmal nimmt ein Weib,
Geht der ganzen Welt verloren,
Ach und bald hängt er die Ohren,
Gibts wo lust'gen Zeitvertreib.

Freie nicht, mein guter Junge,
Höre lieber meinen Rat,
Nimm Dein Geld und kauf' ein Rößlein,
Glücklich, wer ein Rößlein hat.

Schön sind sie, doch falsch ihr Sinn,
Für Dein Geld kaufst Du Gezänke;
Darum, Freund, laß solche Schwänke —
Doch ein Rößlein ist Gewinn.

Freie nicht, mein guter Junge,
Höre lieber meinen Rat,
Nimm Dein Geld und kauf' ein Rößlein,
Glücklich, wer ein Rößlein hat.

Als das Lied zu Ende war, richtete sich Bojan auf den einen Arm auf und lächelte. „Wißt Ihr,“

sprach er zu Ewa Glebowna gewendet, „daß mich der heutige Tag um eine wichtige Erfahrung reicher gemacht hat. Ich sehe nämlich, um wie viel leichter es ist, Ideen auszubrüten, zu verfechten, zu lehren, als dieselben wirklich auszuführen."

„Wer wird sich aber auch gleich entmutigen lassen," erwiderte Ewa. „Um durchzudringen, bedarf es in dieser Welt, die voll schwacher, nachgiebiger Menschen ist, nur eines starken Willens. Vor allem mußt Du Dich aber selbst regieren können, wenn Du andere regieren willst. Der Mensch kann sich an alles gewöhnen und alles leisten, wenn er nur ernstlich will.

Am nächsten Sonntag Vormittag hielten die Steuerverweigerer ihren Gottesdienst im Freien auf einem Hügel mitten im Walde ab, an einer Stelle, wo seltsame Steine vom Moos überwachsen, neben- und übereinander lagen und wo wahrscheinlich in heidnischen Zeiten eine Opferstätte gewesen war. Ewa Glebowna, in einem weißen Scharafan, las ein Kapitel aus dem Evangelium und erklärte dasselbe. Dann folgten Gebet und Gesang und nachdem der Gottesdienst zu Ende war, saß Ewa oben

auf den bemoosten Felsen, die einen natürlichen Sitz bildeten, wie auf einem steinernen Thron und erteilte allen, die desselben bedurften, ihren Rat. Bojan staunte über die Macht, die Klugheit und die reiche Erfahrung dieses Weibes, das ihm wie eine Art Libussa erschien.

Nachmittags setzte sich Ewa mit ihm allein in die große Stube und erklärte ihm in ihrer ruhigen verständigen Weise die Lehre der Steuerverweigerer.

Sie haben die orthodoxe Kirche verlassen und besuchen die Gotteshäuser derselben nicht, sie beten nur zu Hause oder unter freiem Himmel und zwar ausschließlich Psalme. Sie verwerfen das Priestertum, den Eid, die heiligen Bilder, weil sie von Menschen gemacht sind, alle Sakramente, auch die Taufe und Ehe, sogar die zehn Gebote, jede weltliche Obrigkeit und jede Art Gericht, auf die Worte des Heilandes gestützt: „Ihr sollt nicht richten." Sie stellen die göttlichen Gesetze über die weltlichen, unterzeichnen deshalb keine öffentliche Urkunde und erkennen als einzige Quelle des Glaubens, der Moral und der gesellschaftlichen Ordnung die Bibel insbesondere das neue Testament an.

Das Steuerzahlen kommt nach ihrer Ansicht vom Antichrist, denn Gott hat allen das Land ohne Steuern gegeben. Sie nennen sich Kinder Gottes, weil sie strenge den Geboten Gottes folgen, wie dieselben in den Evangelien durch Jesus Christus selbst niedergelegt sind.

„Vieles in Eurer Lehre,“ sprach Bojan, „stimmt mit unsern Anschauungen, mit den Grundsätzen, die wir verfechten, überein, aber wie ist es möglich, daß Ihr Eurem Glauben gemäß mitten im Staate lebt, besonders in Rußland, wo die Regierung in der Wahl ihrer Mittel, wenn es die Unterdrückung Andersdenkender gilt, durchaus nicht wählerisch ist? Wie ist es zum Beispiel möglich, daß Ihr ohne Steuern zu zahlen durchkommt?“

„Wer sagt Dir, daß wir keine Steuern zahlen? Wir zahlen sie doch, man kommt und nimmt sie uns mit Gewalt, und dann leisten wir keinen Widerstand, denn der Gewalt Gewalt entgegenzusetzen, wäre nicht christlich. Wenn man uns dazu zwingt, dann bezahlen wir. Und überdies freuen wir uns, wenn wir für unsere Lehre leiden müssen, denn dadurch erringen wir uns um so rascher das Reich Gottes.“

XXXIV.

An einem schönen Sommerabend nahm der Gouverneur in Gesellschaft seiner Kinder, der Erzieherin und Milada's das Diner in seinem Garten, in dem geräumigen Pavillon, der hier stand. Während dann die Kinder draußen spielten und Fräulein Schnob dieselben beaufsichtigte, saß Zacharin mit Milada auf der eleganten Gartenbank, welche auf der kleinen Terrasse vor dem erhöhten Pavillon stand. Ueber ihnen funkelte das Heer der Sterne, um sie war die Frische und der Duft der Sommernacht.

Milada hatte in ihrem weißen einfachen Kleide einen eigenen Reiz. Ihr Haar lag wie Sonnengold um die reine Stirne und die kleinen rosigen Ohren.

„Ein Abend, wie dieser,“ sprach Zacharin, „stimmt unwillkürlich zur Liebe, zum Genuß. Wie schön

6*

wäre es, Milada Petrowna, wenn Sie jetzt schon meine Frau wären.“ Er faßte zärtlich ihre Hand, küßte sie und legte dann den Arm um sie. Milada ließ es geschehen, denn ihr schien der Augenblick gekommen, einen seit langem vorbereiteten Plan endlich auszuführen. Sie wehrte Zacharin nicht, als er sich zu ihr vorneigte, ihr mit seinen verschwimmenden Augen in das ruhige, milde Gesicht blickte und sie endlich an sich zog und wiederholt küßte.

„Ich danke Ihnen, Milada Petrowna, daß Sie so gütig gegen mich sind,“ murmelte er. „Sie ahnen nicht, wie glücklich ich mich in diesem Augenblick fühle.“

„Sie können mir vor Allem dankbar sein,“ erwiderte Milada mit einem spöttischen Lächeln, „daß ich Sie von dieser Lazarine Abdonowna befreit habe.“

„In der That, ihre Fesseln haben mich sehr gedrückt.“

„Sagen Sie mir doch,“ fuhr Milada fort, „hat der Bruch mit dieser Frau Ihnen keinerlei Schaden gebracht? Man behauptet, sie habe verschiedene Agenten in ihrem Solde gehabt und mit Hilfe derselben jede Verschwörung, jedes Komplott entdeckt.

Sogar im Lager der „Tajnaja Druschina“ soll sie einen Spion gehabt haben, durch den sie Alles, die geringsten Vorkommnisse erfuhr.“

„Es ist viel Wahres daran,“ gab Zacharin zur Antwort, „aber die Welt übertreibt immer in solchen Dingen. Gewiß hat Lazarine Abdonowna Geschick zur Intrigantin, und sie hat mir nicht unwichtige Dienste geleistet, aber ich habe mich bei Zeiten vorgesehen. Dieser Spion vor Allem, von dem Sie sprechen, kommt seither direkt zu mir, ich habe mich seiner sofort versichert.“

„Ah! Das ist gewiß der junge Mann, den ich schon zweimal auf der Treppe traf, wie nennt er sich?“

„Das ist ein Amtsgeheimnis,“ erwiderte Zacharin würdevoll.

„Vor mir wollen Sie ein Geheimnis haben, Konstantin Iwanowitsch? Das ist nicht Ihr Ernst.“

„Doch, doch, in dieser Beziehung darf es keine Ausnahme geben.“

Milada hatte langsam ihre goldigen Zöpfe gelöst und warf den einen nach vorn, so daß er jetzt gleich einer Schlange des Märchens in dem weißen Duft

ihres Kleides lag. Den andern hielt sie in der Hand und begann Zacharin mit demselben zu necken. „Werden Sie sofort gestehen?“ murmelte sie. „Ja, Sie machen mich ernstlich böse, wenn Sie mir diese erste Bitte abschlagen.“

„Was kann Ihnen denn daran liegen, den Namen dieses Menschen zu wissen?“

„Erstens bin ich neugierig,“ erwiderte Milada, „und dann handelt es sich darum, zu sehen, ob ich wirklich so viel Macht über Sie habe, als Sie mir bei jeder Gelegenheit beteuern.“

„Nein, Milada Petrowna, es geht nicht, es geht wirklich nicht.“

„Wie heißt er?“ wiederholte sie, indem sie Konstantin Iwanowitsch wiederholt mit ihrem Zopfe auf die Wange schlug.

„Müssen Sie es denn durchaus wissen?“ fragte er lächelnd.

„Ja, ich will, das muß Ihnen genügen, und ich rate Ihnen nicht, mir einen falschen Namen zu nennen.“

„Also — —“

„Nun, wie heißt er?“

„Heliodor Sewastianowitsch Lublinitsch," sagte Zacharin leise.

Milada zuckte die Achseln. „Ein Name, den ich zum ersten Male höre. Und ist es wirklich der junge Mann, der mir begegnet ist?"

„Sehr möglich."

Damit war die Sache erledigt und Milada stand am Ziel.

Sie kam am nächsten Tage schon zu Ewa Glebowna, wo sie mit Bojan, Deborah Abrahamowitsch, Frank, Heron und Lewitzki zusammenkam. Alle gerieten in Aufregung, als sie ihnen den Namen des Verräters nannte.

„Wer hätte das gedacht," rief Frank. „Ich hielt ihn für einen der treuesten, der verläßlichsten. Wie viel Unheil hat dieser Mensch gestiftet, wie viel würde er noch anrichten, wenn wir ihm nicht bald das Handwerk legen."

„Es wird nicht leicht werden," meinte Heron, „sich seiner zu bemächtigen, er ist schlau und sein kaltes Temperament schützt ihn vor mancher Falle, in die ein anderer leicht geraten würde."

„Ich übernehme es, ihn zu fangen," sagte De-

borah ruhig. „Ich bin auch, so viel ich weiß, vielleicht die einzige unserer Gruppe, welche Heliodor Sewastianowitsch nicht kennt.“

„Das ist richtig,“ sprach Heron, „Dich und Katinka, Euch Beide hat er niemals bei unsern Versammlungen angetroffen.“

„Auch mich nicht,“ sprach Milada.

„Aber von Dir kann in diesem Falle gar nicht die Rede sein, Du hast deine Aufgabe im Hause des Gouverneurs zu erfüllen.“

„Also es bleibt dabei,“ begann Deborah von Neuem, „ich übernehme es, ihn zu bestrafen. Sind alle damit einverstanden?“

Es wurde abgestimmt und Alle waren dafür.

„Weißt Du,“ sagte Milada zu Bojan, „daß es Lazarine Abdonowna war, die Dich denunziert hat?“

„Ich weiß es,“ erwiderte Bojan, „aber der Tag der Abrechnung wird kommen — —“

Deborah ging schon in den nächsten Tagen ans Werk. Sie war aus reichem Hause und verfügte über die nötigen Mittel, um den Plan, den sie sich klug und wohlberechnet festgestellt hatte, durchführen zu können. Sie nahm unter dem Namen Deborah

Aramit, indem sie sich für die Witwe eines reichen Armeelieferanten ausgab, eine kleine elegante Wohnung in der Gouvernementsstadt, wo sie niemand kannte, und nachdem sie sich eingerichtet hatte, begann sie sofort Heliodor auszuspionieren. Sie erfuhr bald, daß er täglich Vor- und Nachmittags eine elegante Konditorei besuche, ging noch denselben Nachmittag, um die Zeit, wo er dort zu verkehren pflegte, in dieselbe und ließ sich eine Tasse Chokolade und Kuchen reichen.

Es währte nicht lange, so erschien Heliodor wirklich, elegant wie immer in Erscheinung und Kleidung. Deborah erriet sofort, daß er es war, den sie suchte. Er wieder war frappiert von der neuen Erscheinung und ihrer seltenen Schönheit. Während er seine Handschuhe auszog, fixierte er sie mit seinen kalten, blauen Augen. Deborah war in der That ein Weib, das unter allen Umständen gefallen mußte. Diese üppige Brünette mit dem dunklen Teint, dem herben, schönen Judithkopf, der durch ein weiches Lächeln gemildert war, das jeden, dem es galt, gleichsam zu streicheln schien, steigerte die Wirkung ihrer Reize noch um Vieles, wenn sie ihre dunklen

Glutaugen auf jemand heftete. So geschah es auch hier.

Als die Konditorin sich Heliodor näherte, fragte er sie, ob sie die ihm fremde Dame kenne. Die Frau verneinte, versprach aber, ihm bis zu seinem nächsten Besuch Bescheid zu sagen. „Nicht wahr, es ist eine schöne Frau?“ sagte sie lächelnd.

Heliodor nickte und fuhr fort, Deborah mit seinen Augen zu verschlingen.

Er verließ zuerst das Lokal. Er wollte der Konditorin Gelegenheit geben, mit Deborah zu sprechen. Als sich die kleine schwatzhafte Frau ihr näherte, ging Deborah bereitwillig auf die Neugierde derselben ein und beantwortete derselben alle Fragen, welche ihr, wie bei einem Verhör, mit naiver Rücksichtslosigkeit gestellt wurden. Dann fragte sie die Konditorin, ob sie den Herrn kenne, der eben das Lokal verlassen habe. Nun schüttete ihr die kleine Frau Alles, was sie über Heliodor wußte, bereitwillig in den Schoß. „Ein hübscher, eleganter Mann, nicht wahr?“ sagte sie dann.

„Ja,“ erwiderte Deborah, „ich finde ihn sehr interessant und auch distinguiert.“

Als Heliodor am nächsten Morgen erschien, seinen Kaffee zu nehmen, packte die Konditorin mit sichtlichem Behagen aus. „Die Dame heißt Deborah Aramit," sprach sie, „und ist die Witwe eines reichen Armeelieferanten, welche erst seit einigen Tagen in unserer Stadt wohnt. Und was sehr angenehm ist, sie ist kinderlos. Das wäre eine Partie für Sie, Herr Lublinitsch. Uebrigens hat sie auch nach Ihnen gefragt."

„So? Was hat sie über mich geäußert?" fragte Heliodor lächelnd.

„Sie findet Sie sehr interessant und distinguiert."

Heliodor überlegte nicht lange. Deborah gefiel ihm ausnehmend und da sie reich war, hatte er es gar nicht nötig, seinem Geschmack irgend welchen Zwang anzuthun. Da war also die reiche Partie in Sicht, auf die er es schon so lange abgesehen hatte und überdies noch in Verbindung mit einer schönen, stattlichen, feingebildeten Frau. Nur eines war ihm unangenehm — er liebte die Juden nicht sonderlich. Doch darüber wollte er sich schließlich hinwegsetzen.

Als sie das nächste Mal wieder in der Konditorei

zusammentrafen, kam zufällig ein kleiner Junge herein mit einem Körbchen Rosen. Heliodor nahm ihm einen reizenden kleinen Strauß ab, und ließ denselben durch den Jungen Deborah überreichen. Sie nahm die Rosen an, dankte Heliodor mit einem leichten, freundlichen Nicken, sog den Duft der Blumen ein und lächelte dann.

Als sie einige Augenblicke in dem Lokal allein blieben, erhob sich Heliodor, näherte sich dem Tische, an dem Deborah saß, begrüßte sie und stellte sich ihr vor. Nachdem sie einige Phrasen getauscht hatten, bat er Deborah um die Erlaubnis, sie besuchen zu dürfen.

„Warum nicht,“ erwiderte diese, „ich bin hier fremd und vollständig isoliert, es kann mir angenehm sein, mit einem anständigen jungen Mann aus guter Familie, wie Sie es sind, zu verkehren.“

„Ich werde bereits nächstens von Ihrer gütigen Erlaubnis Gebrauch machen,“ erwiderte Heliodor, verneigte sich tief, nahm seinen Hut und ging, denn der erste Grundsatz eines wahrhaft eleganten Mannes nach seiner Ansicht war, den Frauen niemals lästig zu fallen.

XXXV.

Es war dunkel, als die Thüre des Kerkers, in dem Igor schmachtete, aufging und beim trüben Lichte des dämmernden Abends Elena die Stufen herabkam. Es war seither Herbst geworden, ein wütender Oktobersturm heulte um die Thürme und in den Schornsteinen des alten Klosters, während der Regen auf die grauen, bemosten Mauern los-peitschte. Mit ihrer schlanken Gestalt und ihrem lieblichen Gesicht erschien ihm die junge Nonne wie ein Bote des Himmels, der zu ihm in die Finsternis hinabstieg.

„Ich komme, Dich zu warnen,“ sprach Elena, „Mutter Bogumilla wird Dich heute Abend vor-nehmen. Ich bitte Dich, zeige Dich in keiner Weise hartnäckig oder stolz, es würde Dir nichts nützen,

ergieb Dich ruhig und geduldig in Dein Schicksal, versprich es mir."

„Ich kann doch nicht Dinge gestehen, die ich niemals gedacht und gethan habe," erwiderte Igor. „Auch glaube ich nicht, daß ich hierdurch mein Schicksal erleichtern würde."

„Gewiß, glaub' es mir. Ich habe mehr als einen hier schon quälen sehen, schließlich wird der stärkste Wille gebeugt. Es ist besser, Du läßt es nicht darauf ankommen. — Ich habe so viel Mitleid mit Dir," sagte sie nach einer Weile. Ihre hellen Augen hafteten mit aufrichtigem Schmerz auf ihm.

„Ich danke Dir," erwiderte Igor, „obwohl ich gar nicht weiß, wodurch ich Deine Teilnahme verdient habe."

Sie stand noch immer stumm vor ihm und trocknete ihre Thränen, während er ihre linke Hand, die in den weichen Falten ihres weißen Gewandes lag, ergriff und wiederholt küßte.

Als es Nacht geworden, wurde Igor wirklich von den beiden Nonnen Leokadia und Filotia abgeholt und in ein unterirdisches Gewölbe geführt, das durch eine Lampe, die von der Decke an einer

eisernen Kette herabhing, spärlich erleuchtet, wie eine Folterkammer der Inquisition aussah.

Die Aebtissin Bogumilla erwartete ihn. Sie saß in einem erhöhten Armsessel wie auf einem Richterstuhl, in ihren violetten Hermelintalar gehüllt. Groß und stolz, in der ganzen Majestät ihrer Macht, die schönen, wohlgepflegten Hände behaglich in dem weichen Pelzwerk gebettet, heftete sie die schönen klugen, grauen Augen auf ihn, mit dem Vergnügen eines Jägers, der endlich den Wolf im Netze hat. Dann begann sie mit ihrer harten Stimme zu fragen und verlangte vor Allem, das Glaubensbekenntnis der orthodoxen Kirche zu hören. Igor legte es ruhig und deutlich ab. Die Aebtissin nickte zufrieden. „Nun komm zu mir, mein Kind," fuhr sie fort, „und bekenne Deine Sünden."

Igor, eingedenk der Mahnung Elena's, näherte sich der Aebtissin, kniete auf dem Kissen nieder, das vor ihr lag und beichtete mit gesenktem Haupte alle die kindischen, halb eingebildeten Sünden, die er nach seiner Ueberzeugung auf dem Gewissen hatte.

„Du sagst nicht alles," sprach die Aebtissin, als er zu Ende war.

„Ich habe Alles gesagt.“

„Du verschweigst mir, daß Du vom Teufel besessen bist, daß Du aller Orten die Lehre der Steuerverweigerer gepredigt hast, dieser gottlosen Sektierer, die von unserer heiligen, orthodoxen Kirche abgefallen sind und sich wie zum Hohn Kinder Gottes nennen.“

„Niemals,“ erwiderte Igor, „niemals habe ich das gethan.“

„Du lügst,“ unterbrach ihn Bogumilla.

„Ich schwöre Dir —“

„Schwöre nicht falsch,“ herrschte ihn die Aebtissin an.

„Du bist es,“ erwiderte er, „die mich zwingen will, eine Lüge auszusprechen.“

„Nochmals, willst Du nicht freiwillig bekennen?“

„Ich kann nicht — ich kann nicht die Unwahrheit sagen.“

Auf den Befehl der Aebtissin wurde Igor hierauf bis zu den Hüften herab entkleidet und an den eisernen Ringen, die sich an der Decke des Gewölbes befanden, an den Armen aufgehängt. Die Qual der Folter machte sich bald geltend, aber er litt sie

stumm in der milden, opfermutigen Männlichkeit seines Idealismus.

Die Aebtissin wartete geduldig auf sein Geständnis, und als seine Lippen sich wiederholt zu einem Seufzer öffneten, nicht aber zu dem erlösenden Worte, das sie erwartete, winkte sie den Nonnen zum zweiten Mal.

„Damit Du einen Vorgeschmack der Höllenqualen bekommst, mein Sohn, und rascher in Dich gehst, wird man Dir ein Feuer unter den Fußsohlen anzünden, vielleicht wird dies Deinen verstockten Sinn rascher bekehren.“

Sie erteilte den schrecklichen Befehl, ohne sich zu regen, nur ihre grauen Augen und ihre Stimme drohten. Die entsetzlichen Worte fielen wie Hammerschläge auf einen Stein.

Die beiden Nonnen entblößten ihm die Füße und zündeten rasch das Feuer an, dessen Flammen emporzuckten und seine Sohlen zu lecken begannen. Sein hübsches Gesicht zuckte im Schmerze und große Thränen liefen ihm die Wangen hinab. In diesem Augenblick stand Elena neben ihm und flüsterte ihm zu: „Gestehe Alles, was man von Dir verlangt, es ist das einzige Mittel, Dich zu retten.“

„Ich will," rief Igor.

„Willst Du die größte Deiner Sünden bekennen?" fragte die Aebtissin.

„Ja, ich will," wiederholte er leise.

„Was spricht er?" fragte Bogumilla mit einer steinernen Ruhe im schönen Antlitz.

„Er gesteht," erwiderte Elena rasch.

„Erbarmt Euch," murmelte Igor.

Die Aebtissin nickte ihm zu. Ein zufriedenes, sattes Lächeln spielte um ihren strengen Mund. Auf ihren Wink hatte man das Feuer gelöscht und Igor aus seiner schrecklichen Lage befreit. Leokadia und Filotia führten ihn wieder zu den Füßen der Aebtissin hin, und nun antwortete er ergeben auf alle ihre Fragen und gestand alles, was sie nur wollte, durch den teilnehmenden Blick Elena's begütigt, welche hinter Bogumilla stand und ihn flehend ansah.

„So, nun hast Du überwunden," sprach die Aebtissin, indem sie ihre weiße Hand auf seinen Scheitel legte, „zur Buße sollst Du diese Nacht im Gebet in der Kirche verbringen. Ich werde sodann auch weiter bemüht sein, durch irdische

Strafen Deine Seele vor der ewigen Höllenpein zu erretten."

Leokadia und Filotia führten hierauf Igor in die Kirche, deren mystisches, unheimliches Dunkel nur durch die ewige Lampe, die vor dem Altar der Gottesmutter brannte, kärglich erhellt war, und ketteten ihn auf der Schwelle, das Gesicht zur Erde, in Kreuzesform an. So mußte er die Nacht verbringen. Eine der Nonnen wachte bei ihm und sprach halblaut die Gebete, welche er nachmurmeln mußte. Von Stunde zu Stunde lösten sich die Nonnen ab.

Als Elena an die Reihe kam, begann sie gleichfalls die vorgeschriebenen Gebete zu sprechen, aber nur so lang, bis sie sicher war, daß die Nonne, die vor ihr die Wache gehalten, sich entfernt hatte. Dann erhob sie sich, kniete bei dem Unglücklichen nieder, und während sie sich über ihn neigte, flossen ihre Thränen auf ihn herab.

„Wenn sie Dich töten, ich werde mit Dir sterben," sprach sie, „aber noch hoffe ich, Dich zu retten. Ich weiß es jetzt, daß ich Dir gehöre, Igor Romanowitsch, ja, mag es auch eine große Sünde sein, ich

liebe Dich. Wenn es ein Unrecht ist, weshalb hat Gott dieses Gefühl in meinem Herzen erweckt? Ich will mit Dir fliehen und Dir folgen überall hin, wohin Du nur willst."

„Auch ich, Elena, liebe Dich," erwiderte Igor, „vom ersten Augenblick an, ich habe es nur nicht gewagt, es Dir, der Braut des Himmels, zu gestehen."

Elena neigte sich jetzt ganz zu ihm nieder, so daß er das leise keusche Beben ihres schlanken Leibes fühlte, und dann küßte sie ihn wiederholt auf die Stirne mit ihren kalten, harten Lippen, die noch unbelebter jungfräulicher Marmor waren.

Nachdem sie ihm dann die blonden Haare zärtlich aus der Stirne gestrichen, zog sie ein Fläschchen mit Wein aus ihrem Habit hervor und gab ihm zu trinken. „Ich danke Dir," murmelte Igor.

„Und nun wollen wir beten," sprach sie, indem sie aufstand, „nicht zur Buße für Deine Sünden, die Du nicht begangen hast, sondern zu Gott flehen, um unsere Erlösung aus dieser irdischen Hölle."

Als der Morgen graute und die Nonnen zur Kirche gingen, um ihre Gebete zu verrichten, schritten

sie über den Büßenden hin, voran die Aebtissin in ihrem Hermelintalar, das goldene Kreuz auf der Brust, stolz, mit einem süßen, heuchlerischen Lächeln. Igor fühlte ihren Fuß auf seinem Nacken und die Wollust, mit der sie ihn in den Staub trat. —

Dann, als der Frühgottesdienst zu Ende war, wurde er in seinen Kerker zurückgeführt. —

Den Tag hindurch lag er in einem tiefen, letargischen Schlaf, zu Tode ermattet, auf seinem Lager aus hartem Stroh.

Mitten in der Nacht kam Elena die Stufen herab, weckte ihn, nahm ihm die Ketten ab und reichte ihm Speise und Trank. Dann führte sie ihn vorsichtig aus dem Kerker und rasch durch einen geheimen Gang, zu dem sie sich die Schlüssel verschafft hatte, aus dem Kloster in das Freie.

Als die frische Luft des nahen Waldlandes sie anwehte, als sie die Sterne über sich funkeln sahen, und das Kloster mit seinen düstern, drohenden Mauern hinter sich, sank Elena an seine Brust und sie hielten sich Beide lange Zeit umschlungen und weinten. Dann schlichen sie vorsichtig zwischen den Baumgruppen, welche das Kloster umgaben,

vorwärts, bis sie den Waldrand erreicht hatten. Jetzt erst waren sie vollkommen in Sicherheit und konnten aufatmen.

Sie wanderten die ganze Nacht hindurch und kamen gegen Morgen nach Kokoloffka. Elena wußte, daß hier Ewa Glebowna, das Haupt der Steuerverweigerer, wohnte. Sie trafen sie, als sie gerade mit ihren Leuten auf das Feld hinausgehen wollte. Ewa hörte ihre Erzählung ruhig an. Die Greuel, die sie vor ihr enthüllten, überraschten sie keineswegs. Dieselben entsprachen vollständig der Auffassung, welche sie von der orthodoxen Kirche und ihren Priestern hatte.

Sie nahm die Flüchtlinge bei sich auf, gab ihnen Bauernkleider und hieß sie den Tag über ausruhen und sich zu ihrer weiteren Flucht stärken.

In der folgenden Nacht brachte Platon Sassar Igor und Elena zu Maimonoff und dieser half ihnen in den nächsten Tagen über die Grenze. Sie flohen zusammen nach Deutschland und von hier nach Amerika.

Von dort kam nach Monaten Nachricht von ihnen, daß sie glücklich verheiratet waren und es

ihnen gut ginge. Igor, der gut Englisch konnte, war als Schreiber bei einem Advokaten angestellt und Elena führte ihren kleinen Haushalt und arbeitete außerdem noch als Maschinennäherin in einer großen Wäschefabrik.

XXXVI.

Bei strömendem Regen hatte Milada mit den beiden Kindern Zacharin auf seinem Bureau einen Besuch gemacht. Zufällig kam auch Odowalski zu dem Gouverneur, der ihn auf das Liebenswürdigste begrüßte. Die beiden Männer verstanden sich sogar ungleich besser, seitdem der Bruch zwischen Zacharin und Lazarine erfolgt war.

„Ihr seid also wieder in der Stadt?" fragte Zacharin lächelnd.

„Ja," erwiderte Odowalski, „meine Frau hat sich auf dem Gute draußen zu sehr gelangweilt, so mußte ich mich denn entschließen, früher, als es mir lieb war, zu übersiedeln."

Die Herren fuhren dann fort, halblaut zusammen zu sprechen. Von Zeit zu Zeit vergaßen sie jedoch

die Gegenwart Miladas, und so hörte dieselbe Dinge, welche sie geradezu erschreckten und empörten. Odowalski war ein Getreidewucherer im großen Stil und Zacharin hatte keinerlei Gewissensbisse oder Scham, an seinen Spekulationen Anteil zu nehmen. Sie hatten große Vorräte aufgespeichert und kauften trotzdem alles, was nur zu haben war, zusammen. Es war offenbar, daß sie gerade auf eine allgemeine Hungersnot spekulierten.

Als Milada mit den Kindern die Treppe hinabging, murmelte sie unwillkürlich halblaut: „Daß Menschen so herzlos, so erbärmlich sein können!“

„Was haben Sie gesagt, Milada Petrowna?“ fragte Wera erstaunt.

„Nichts, nichts,“ erwiderte Milada, „ich habe nur laut gedacht.“

Schon jetzt kamen Berichte von verschiedenen Seiten an den Gouverneur, welche ihn auf die drohende Not aufmerksam machten. Ueberall machte sich der Mangel bereits fühlbar. Die Ernte war in einigen Gouvernements mäßig, in einer bei weitem größeren Zahl schlecht ausgefallen, in einigen Gegenden war Alles zu Grunde gegangen. Es fehlte so-

gar an Getreide zur Aussaat, so daß die Winterfrucht nicht bestellt werden konnte.

Obwohl durch ein drakonisches Gesetz geknebelt, erfüllte die russische Presse doch mit wahrhafter Aufopferung ihre patriotische Pflicht und die Journale brachten täglich Berichte und Artikel, in denen sie die Regierung vor der drohenden Gefahr warnten, und im Namen des Volkes um Hilfe baten.

Man entschloß sich in Petersburg zu verschiedenen Verordnungen und traf einige Anstalten, aber Alles war ungenügend, und überdies erfolgte die Ausführung mit jener Langsamkeit, welche die russischen Verhältnisse in jeder Beziehung charakterisiert.

Auch an Zacharin kamen Befehle der Regierung, verschiedene Maßnahmen wurden angeordnet, um der Not zu steuern, aber der Gouverneur, welcher nur seine Interessen im Auge hatte und dem die Hungersnot, wie er hoffte, Millionen einbringen sollte, führte die Befehle der Regierung einfach nicht aus.

Auch in Kokoloffka machte sich die Not bereits fühlbar. „Es ist ein großes Unglück, das über uns hereinbricht,“ sagte Ewa Glebowna eines Tages zu Bojan und Platon Sassar, „aber anderseits kommt

jetzt die Zeit zu handeln für alle jene, welche die wahren Gebote Gottes im Auge haben und diesem unchristlichen Reich ein Ende machen wollen."

Bojan, der infolge seiner kräftigen, muskulösen Gestalt und seines energischen Wesens bei den Bauern in großem Ansehen stand, ging von Haus zu Haus, von Schenke zu Schenke und wiegelte das Volk gegen die Beamten auf. „Der Zar habe die besten Absichten," sagte er bei jeder Gelegenheit, „aber die Beamten sind es, die seine Befehle nicht ausführen, die das Getreide, das er den Bauern schenkt, nicht austeilen und das Geld rauben, das er für die Notleidenden spendet."

Schon begannen sich die Bande der Moral und der Ordnung zu lösen. Aller Orten hörte man von Diebstählen, ja sogar da und dort von offenem Raub. Und doch wurde es den Wächtern des Gesetzes recht schwer, diesen notleidenden Menschen gegenüber, welche in ihrer Verzweiflung zum Aeußersten griffen, die Strenge des Gesetzes anzuwenden.

Eines Abends, als Bojan eben nach Hause zurückkehrte, fand er in der Nähe des Gutshofes den

Feldhüter Nikas Petrowitsch Durnoff, welcher eben ein kleines, altes Weibchen, die mehr als siebzigjährige Brabitza, verhaften wollte. Die Alte hatte sich in den Hof des Gutsherrn geschlichen und aus der offenstehenden Scheune ein paar Garben mitgenommen.

„Was fällt Dir ein?“ sprach der Feldhüter, der ein bitterböses Gesicht machte, „weißt Du nicht, daß dies Getreide dem Gutsherrn gehört und daß Du Dich an Gott und den Menschen versündigst, wenn Du davon nimmst?“

„Ich weiß es, ich weiß es,“ erwiderte die Alte, „aber was soll ich thun? Zu Hause sterben mir die Enkelchen vor Hunger, wir sind arme Leute, wir haben jederzeit zu wenig und nun gar in dieser Not. Und siehst Du, Nikas Petrowitsch, Du warst doch auch Soldat und weißt, was es heißt, in den Krieg zu ziehen. Mein Sohn, der mußte mit dem Zaren, Gott erhalte ihn! gegen die Türken und ist gefallen und sie haben ihn dort begraben auf dem Felde, wo er lag, und er ist nicht wiedergekommen, und so müssen wir die Kinderchen ernähren.“

„Denke doch an die heilige Schrift,“ erwiderte

der Feldhüter. „Kennst Du nicht die Gebote Gottes?“

„Die heilige Schrift sagt aber auch,“ erwiderte die Alte, „Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst,“ diese Leute hier lieben aber nur sich, sie speichern alles Getreide auf und lassen uns Hungers sterben. Handeln die etwa nach der heiligen Schrift?“

Schon wollte Bojan sich einmengen und die Partei der Alten ergreifen, als der Feldhüter dieselbe in einer Art komischer Wut, hinter der er seine Rührung zu verbergen suchte, anschrie: „Nun, in Teufels Namen, was stehst denn Du noch da, mach', daß Du fortkommst!“ Und als die Alte nicht wußte, ob sie die Garben mitnehmen sollte oder nicht, da half ihr der Feldhüter noch das Bündel auf den Rücken laden, zuckte die Achseln und ging davon.

Eines Tages erschien ein hochgewachsener Greis im Dorfe, den alle von Weitem schon mit einer gewissen Scheu betrachteten. Es war Philemon, der unter dem Landvolke als Heiliger und Seher galt und allgemein verehrt wurde. Mit seinem Gesichte, das so braun wie Erde war, seinem weißen Haar und Bart, sah er wie Gott Vater auf alten byzan-

tinischen Bildern aus. Bald hatte sich um ihn eine große Menschenmenge versammelt, zu der er sprach, die eine Hand auf seinen Stab gestützt, die andere zum Himmel erhoben.

„Alles dies ist eine Strafe Gottes," wiederholte er immer wieder, „es ist der Lohn Eurer Sünden, weil Ihr Euch nicht entschließen konntet, den Pfad der Redlichen, der Frommen zu wandeln, kehrt ein in Euch selbst, bereut, büßt, sonst werdet Ihr Alle ausgerottet werden, Ihr, Eure Kinder und Enkel. Hört, was ich Euch sage: Der Antichrist wird demnächst erscheinen, das Weltende ist nahe. Wer jetzt nicht zu Gott zurückgekehrt, der verfällt der ewigen Strafe, den Höllenqualen, die dem Verdammten zubestimmt sind. Gebete und Fasten nützen nichts mehr, wer seiner Sünden ledig werden will, muß mehr thun, um Gott zufrieden zu stellen. Büßt, büßt, denn ich sage Euch, das Reich des Herrn ist nahe! Dreierlei Buße giebt es, die ihn befriedigen kann, die Buße durch den Hungerstod, die Feuer- oder Bluttaufe, nur eines von diesen Dreien kann Euch retten."

Bojan, welcher sich gleichfalls unter die Zuhörer

gemischt hatte, und die mächtige Wirkung bemerkte, welche die Worte des Greises auf das Landvolk machten, trat demselben resolut entgegen. „Was predigst Du dem Volke, das ohnehin im Joche geht und durch mannigfache Leiden heimgesucht ist, noch größere Entsagung, weiteres Dulden? Diese Plage hat nicht Gott gesendet, die Reichen sind es, die Mächtigen, welche sie über unser heiliges Rußland gebracht haben. Statt sich den Tod zu geben, sollen diese alle, die Du zur Buße aufrufst, lieber die Waffen gegen ihre Henker ergreifen."

„Hört ihn nicht," erwiderte Philemon, „hört nicht die falschen Propheten. Der Herr sagt: ‚Wir sollen kein Blut vergießen wie Kain, durch den der Tod in die Welt kam, wir sollen dulden, und duldend uns das Himmelreich erobern.'"

„Laß ihn reden," sprach in diesem Augenblick Platon Sassar zu Bojan, „gegen ihn kommst Du ja doch nicht auf und jene, die ihm folgen wollen, wirst Du nicht zurückhalten."

Tag für Tag kam der seltsame Prophet jetzt durch das Dorf und jedes Mal hielt er an und verkündete seine schreckliche Botschaft. Endlich fanden

sich mehrere zusammen, berieten sich und faßten den Entschluß, der Mahnung Philemons Folge zu leisten.

Es geschieht in ruhigen Zeiten oft genug in Rußland, daß nicht nur Einzelne, sondern ganze Gemeinden von wandernden Aposteln bestimmt werden, ihre Wohnungen zu verlassen, in den Wald zu ziehen und dort in einer Art Hürde eingeschlossen, sich den Tod zu geben.

Hier wirkten noch Not, Hunger und Verzweiflung mit und so geschah es, daß eines Morgens bei dreißig Leute aus Kokolosska von Apolon Nemorin, einem großen, robusten Mann mit tiefliegenden Augen angeführt, in den Wald zogen und sich dort auf einer kleinen Wiese eine Art Lager errichteten, das sie mit einem Dornzaun und einem Graben umgaben.

Sie beteten und fasteten drei Tage hindurch. Am dritten Tage sah man plötzlich aus dem Walde Rauch und Flammen hoch aufschlagen und den Himmel blutig färben. Als Bojan mit andern aus dem Orte hineilte, fanden sie die Unglücklichen von einem Flammenmeer umgeben. Es war unmöglich, ihnen Hilfe zu bringen. Sie fanden alle zusammen, Psalmen singend, den Tod in den Flammen.

XXXVII.

Heliodor machte bald von der Erlaubnis, welche ihm Deborah gegeben hatte, Gebrauch und fand sich Vormittags zu einem ersten zeremoniellen Besuche ein. Deborah hatte die Studentin Bona Kosakiewitsch, eine Polin und Mitglied der „Tajnaja Druschina“ bei sich, welche die Rolle ihres Dienstmädchens spielte. Sie öffnete Heliodor die Thüre und führte ihn in den kleinen, elegant möblierten Salon, in dem Deborah ihn empfing.

Sie sah sehr vorteilhaft aus in ihrer Matinee von rubinrotem Flanell mit Goldstickerei, die sie zu einem grauen Rock, der mit demselben Rot in Seide gestickt war, trug. Heliodor küßte ihr die Hand und nahm ihr gegenüber Platz. Seine elegante Figur, sein kluges, energisches Gesicht, sein tadelloses Be=

nehmen machten auf sie einen ganz günstigen Eindruck.

„Wenn er nicht ein Schurke wäre,“ dachte sie, „könnte er mir gefallen.“

Er wieder verschlang Deborah mit seinen Augen und machte ihr in einer, feinen aber entschiedenen Weise den Hof, während sie ihm gegenüber alle Künste der Koketterie spielen ließ. Einer jungen, schönen Witwe ist ja alles erlaubt.

„Ich hatte bisher ein Vorurteil gegen die Juden,“ sagte Heliodor im Laufe des Gesprächs, „aber Sie, Frau Aramit, haben mich vollständig bekehrt.“

Deborah lächelte. Sie schloß die Augen, so daß das Feuer derselben sanfter wurde und lehnte sich zurück, so weich, behaglich, etwas träge. Er fühlte zum ersten Mal jenen Zauber, der in dem sich Gehenlassen eines schönen Weibes liegt und wünschte sich stillschweigend Glück dazu, diese reizende, vielversprechende Bekanntschaft gemacht zu haben. Als er sich empfahl, beklagte sich Deborah darüber, daß sie noch keine Bekanntschaften gemacht habe und sich deshalb langweile. Sie lud ihn ein, sie doch öfter zu besuchen.

Heliodor kam nun jeden zweiten Tag und bald täglich. Wenn er da war, plauderten sie, spielten vierhändig Klavier zusammen, oder auch Schach, in dem Deborah Meisterin war; dann nahmen sie zusammen den Thee und jedes Mal, wenn Heliodor die schöne Jüdin verließ, hatte sie ihm eine Zauberschlinge mehr um den Hals gelegt. Der ruhige, besonnene, sonst so egoistische und kalte Mann war bald leidenschaftlich in sie verliebt und gab sich den Empfindungen, die ihn gefangen nahmen, ohne Bedenken hin, da er nach seiner Ueberzeugung zugleich ungemein klug und praktisch handelte.

Es war plötzlich schönes, kaltes Herbstwetter eingetreten, das den nahenden Winter ankündigte. Heliodor machte Deborah den Vorschlag, ein letztes Mal einen Ausflug hinaus, in die schöne Natur zu unternehmen, welcher von ihr bereitwillig angenommen wurde.

„Sie werden in sehr guter Gesellschaft sein," versicherte Heliodor, „ich kenne hier einige reiche und angesehene Familien, die von der Partie sein werden."

Heliodor machte den Arrangeur. An einem

sonnigen, etwas frischen Nachmittag brach die kleine Karawane auf, unter heitern Scherzen und in einer gewissen Erregung, die den Stadtmenschen jedes Mal ergreift, wenn er aus seinen Kerkermauern hinaus soll. Man nahm Proviant mit, und nachdem die ganze Gesellschaft im nahen Walde angelangt war, spielten die jüngeren auf einer hübschen Waldwiese verschiedene Spiele den Kindern zu liebe, während die älteren ein Feuer anzündeten, um Thee und Chokolade zu bereiten und die verschiedenen Eßsachen, die man mitgenommen hatte, auf Schüsseln hübsch anzurichten begannen.

Eines der kleinen Mädchen machte den Vorschlag, Katze und Maus zu spielen. Es wurde ein Kreis abgesteckt, in dem sich die Mäuse befanden, während die Katze an einem Baum Posto faßte. Jedes Mal, wenn sie dreimal in die Hände klatschte, mußten die Mäuse den Kreis verlassen und sich bemühen, denselben wieder zu erreichen, ohne in die Hände der Katze zu fallen. Als Deborah die Katze machte, geschah es, daß sie gleich beim ersten Male Heliodor gefangen nahm. Während die Kleinen ihn herzhaft auslachten, sah ihn Deborah mit einem seltsamen

Blick an. „Wer wird sich so leicht fangen lassen,“ sprach sie. Er fühlte den Hohn nicht, der in diesen Worten lag, noch weniger den Ernst, der sich hinter ihrer Ironie verbarg.

Nachdem die Kinder genug gespielt hatten, und nun müde im Grase saßen und sich die heißen Wangen von der kühlen Luft fächeln ließen, begann man dem mitgebrachten Proviant die gebührende Ehre zu erweisen. Herren und Damen waren gerade mitten im Essen und Trinken, und Heliodor brachte, sein Glas erhebend, einen spaßhaften Toast aus, als sich im Dickicht eine Schaar zerlumpter Gestalten zeigte, Männer, Frauen und Kinder. Erst schienen es Neugierige, bald aber bewiesen verschiedene Aeußerungen, welche die Gesellschaft zu hören bekam, daß es sich um einen ernsten Ueberfall handelte. Heliodor, der zuerst die Sachlage richtig erfaßte, ging auf die Bauern zu und ermahnte sie: „Es ist Christenpflicht, fremdes Eigentum zu achten,“ rief er.

„Wer sagt das?“ rief der Anführer der Bauern, Nikita, ein kleiner, untersetzter Mensch mit einem bleichen, verhärmten Gesicht.

„Im Evangelium steht es.“

„Da steht noch mancherlei, was Ihr nicht befolgt. Es ist nicht Gottes Wille, daß der eine Mensch mehr hat als er braucht und krank wird vom Ueberfluß, und daß der andere darbt und sich zu Tode hungert."

Indeß hatten sich die Weiber und Kinder dem Feuer genähert und während Heliodor noch mit Nikita unterhandelte, warf sich plötzlich die ganze Schaar auf die Vorräte der Gesellschaft und begann dieselben zu plündern. Jeder Widerstand wäre vergeblich gewesen. Ein alter Herr, der die Sache ernst nahm und zwei Weinflaschen zu retten versuchte, bekam von den Bauern Schläge, die Uebrigen ergriffen die Flucht und waren froh, mit heiler Haut davon zu kommen.

„Es ist schrecklich," sagte Deborah, als sie sich wieder bei ihrem Wagen befanden und einstiegen, „wie weit die Not jetzt schon unser Volk, das sonst so gutmütig ist, gebracht hat. Was soll erst werden, wenn das Elend noch größer wird?"

„Sie werden uns einfach plündern und erschlagen," erwiderte Heliodor, indem er lächelnd seine prächtigen Zähne zeigte.

„Es wird nichts übrig bleiben,“ sagte ein alter Herr, ein ehemaliger Offizier, „als diese Leute einmal ordentlich zusammenzuschießen.“

„Glauben Sie denn, daß eine Kugel den Hunger stillt?“ warf Deborah mit leisem Hohn um die Lippen ein.

„Die Regierung thut ja alles mögliche, um die Not zu lindern,“ bemerkte Heliodor.

„Allerdings,“ sagte Deborah, „in Petersburg verfügt man, aber in den Gouvernements führt man die Befehle, die von Petersburg kommen, nicht aus, sei es aus Trägheit und Bequemlichkeit, sei es aus andern Gründen noch schlimmerer Natur.“ —

In der nächsten Woche fand in der Gouvernementsstadt der Jahrmarkt statt, der jedes Mal um diese Zeit im Herbst abgehalten wurde. Wie sonst waren Buden aufgerichtet, Händler gekommen, es gab eine Menagerie, verschiedene Gaukler, Karrussels, aber wenn sonst die Menge Markt und Straßen füllte und nur mit Mühe durchzukommen war, blieb diesmal der Besuch ein sehr mäßiger. Nur die Städtler waren da und die Gutsbesitzer aus der Nähe. Die Bauern hatten in diesem Jahre kein

Geld, um auf den Markt zu gehen, und so gab es keinen rechten Verkehr und keine wahre Fröhlichkeit wie sonst an diesem Tage.

Bei Odowalski hatten sich verschiedene Gutsbesitzer aus der Nachbarschaft ein Rendez-vous gegeben. Er gab ihnen ein glänzendes Diner, dem Lazarine in einer neuen Pariser Toilette, die allgemeine Bewunderung erregte, präsidierte. Als man gerade eine neue Schüssel servierte, Fasan mit Farce von Schnepfen garniert, auf der der Vogel selbst mit ausgebreitetem Rad zu sitzen schien, und laute Beifallsrufe ertönten, ließ sich zugleich unten in der Straße ein eigentümliches Geräusch, erst ein Murmeln, dann ein wüstes Durcheinander von Stimmen vernehmen.

„Was gibt es?“ fragte Odowalski den Diener.

Dieser zuckte die Achseln und meldete leise: „Eine alte Frau ist ein paar Schritte von unserm Hause gestorben, auf offener Straße, wie man sagt, aus Hunger.“

Odowalski zuckte die Achseln.

Sie war die erste, sie wird nicht die letzte sein.

Deborah und Heliodor durchschritten zur selben

Zeit scherzend den breiten Weg, der zwischen den Buden lag, blieben hier und dort stehen, nahmen die ausgebotenen Sachen in Augenschein und ergötzten sich an den Mienen und an den Phrasen der Verkäufer. Bei einer Lebkuchenbude kaufte Heliodor einen Reiter, der hübsch vergoldet, stolz im Sattel saß, und reichte ihn Deborah mit der Bemerkung: sie möge in Ermangelung eines andern Conterfei's vorläufig dieses von ihm annehmen. Nachdem sie eine Weile gegangen waren, biß Deborah dem Reiter den Kopf ab.

„O, Sie köpfen mich, Frau Aramit," rief Heliodor lächelnd.

„Haben Sie nicht ohnehin schon Ihren Kopf an mich verloren," erwiderte sie spöttisch, „aber warten Sie, ich will Sie dafür entschädigen." Sie ging rasch zu einer nahen Bude, kaufte ein großes Lebkuchenherz und gab es ihm. Er verneigte sich freudig erregt, wie wenn man ihm eben ein Königreich geschenkt hätte. Er wußte jetzt, daß er seine Werbung anbringen durfte, ohne Furcht, von der reichen Witwe abgewiesen zu werden. Er begleitete Deborah nach Hause und nahm abends bei ihr den Thee.

Sie bot alles auf, ihm Mut zu machen. Während sie im Fauteuil, den Kopf zurückgelehnt, in malerischer Ueppigkeit dalag, richtete sie von Zeit zu Zeit ihre katzenhaft lauernden Augen auf ihn, oder ließ jenes verlockende Lachen ertönen, das ihr so sehr zu Gebote stand. Heliodors kalte blaue Augen erwärmten sich mehr und mehr, und endlich ergriff er ihre Hand und stammelte eine Liebeserklärung so romantisch und leidenschaftlich wie nur möglich.

Sie war gar nicht modern, aber sie erfüllte ihren Zweck, denn Deborah nahm sie über Erwarten gnädig auf und als er sie um ihre Hand bat, gewährte sie ihm dieselbe, ohne zu zögern. Nachdem Heliodor sie an sich gezogen und wiederholt geküßt hatte, verlobten sie sich feierlich, indem sie bei einer Flasche Champagner Ringe wechselten.

Als Heliodor an diesem Abend Deborah verließ, schwelgte er in vollem Glücke befriedigter Selbstsucht. Jetzt stand ihm die Welt offen, jetzt hatte er es nicht mehr nötig, zweifelhafte Dienste zu leisten und schmutzige Geschäfte mit Leuten zu machen, die er im Grunde haßte und verachtete.

XXXVIII.

Der Winter hatte sich mit starkem Schneefall und Frost eingeführt. An demselben Tage fand bei Heron in der nahen Universitätsstadt eine Versammlung der „Tajnaja Druschina“ statt. Außer Deborah waren noch Frank, Katinka, Lewitzki und Misdeff anwesend. Ein jeder berichtete von den Vorfällen in seiner Umgebung und von dem Wirken, das er in der letzten Zeit entfaltet hatte. Die „Tajnaja Druschina“ benützte die hereinbrechende Hungersnot, um das Volk zuerst gegen die besitzenden Klassen und die Beamten aufzuhetzen, in der Hoffnung, es schließlich zu einer großen allgemeinen Revolution fortreißen zu können.

Während sie berieten, summte eine große Fliege um Deborah, welche sich vergeblich bemühte, sie zu

verscheuchen oder ihrer habhaft zu werden. „Diese Fliege ist wirklich lästig,“ sagte sie plötzlich, mitten in die große politische Debatte hinein. „Warum verfolgt sie gerade mich, bin ich denn von Zucker?“

Misdeff sah sie von der Seite strafend an. Er sprach gerade von der Taktik, die man den Bauern gegenüber einzuschlagen hätte, man müsse ihnen, da sie nun doch einmal an dem Czaren hängen, sagen, derselbe befände sich in Petersburg in einer Art Gefangenschaft und es gälte, auch ihn aus den Händen des Adels und der Hofleute zu befreien; ferner müsse man den Bauern erklären, daß sich noch vieles Land in den Händen der Gutsbesitzer befinde, das der Czar dem Landvolke zugesprochen habe, und daß sie nur dann in den Besitz ihres Eigentums gelangen würden, wenn sie die Beamten, diese Blutsauger, welche den Willen des Czaren mißachten, nötigenfalls mit Gewalt vertreiben. Heron stimmte Misdeff bei und erklärte eingehend, wie verfehlt es wäre, den Bauer gegen die Person des Czaren zur Empörung aufzustacheln, dafür habe er kein Verständnis. Das klügste wäre, immer nur gegen jene vorzugehen, welche zwischen Czar und Volk ständen.

Wenn erst das Volk die Waffen ergriffen habe, wie zur Zeit des großen Rebellen Pugatschew, dann werde man nötigenfalls auch mit dem Czaren fertig werden.

„Wie weit bist Du mit Heliodor?“ fragte Heron, als eine kleine Pause entstand.

Deborah lächelte. Dieses Lächeln schien zu sagen: „Du frägst? Sieh' mich doch an, könnte ich Dir nicht auch den Kopf herabschlagen, wenn ich wollte?“

„Nun, wie steht es?“ forschte Katinka.

„Er zappelt in meinem Netz wie ein Fisch,“ erwiderte Deborah und schlug zugleich nach der Fliege, welche sich wieder auf ihre Stirn gesetzt hatte.

„Nun, was hast Du mit ihm vor?“ fragte Frank, „wirst Du ihn sieden oder backen?“

Deborah lächelte wieder und zeigte ihre weißen Zähne.

„Gib acht,“ rief Heron, „daß er Dir nicht entkommt, zögere nicht zu lange mit der Hinrichtung.“

In diesem Augenblick war es Deborah endlich gelungen, die Fliege zu fangen. „Ueberlaß ihn nur mir,“ sagte sie ruhig, „er ist in guten Händen.“ Sie riß der Fliege die Flügel aus, warf sie zur Erde und zertrat sie. — —

In der Gouvernementsstadt hatte sich bereits ein Komitée gebildet, an dessen Spitze Fürst Borodinoff stand, um den Notleidenden Hilfe zu bringen. Aber alles ging nur langsam vorwärts, büreaukratisch. Indessen mehrten sich die Krankheiten und die Hungernden sanken auf den Straßen um und starben.

Boris wurde immer ungeduldiger, er wollte unmittelbar helfen, selbst Hand anlegen und nicht länger zusehen, wie alles nur auf dem Papiere geschah. Vilia, stets bereit, auf seine Wünsche einzugehen, faßte einen herzhaften Entschluß. Sie übersiedelte mit ihm auf ihr Gut Ostrow und dort entwickelten beide eine unermüdliche, fieberhafte Thätigkeit im Kampfe gegen die Not, gegen Hunger und Krankheit. Erst jetzt, wo sie im Dorf von Haus zu Haus gingen, sahen sie die ganze Größe des Elends. Jeder Tag brachte neue, schreckliche Szenen, welche Vilia jedesmal Thränen erpreßten, während Boris sich durch kräftige Flüche Luft machte.

Eines Tages, als Vilia mit ihm die Kranken besuchte, fanden sie vor einem Hause eine Schaar Knaben damit beschäftigt, einen Schneemann aufzustellen.

„Nun," rief Boris, dem dies Freude machte,

„Euch scheint es wenigstens nicht schlecht zu gehen, da Ihr zu solchen Späßen noch nicht die Lust verloren habt.“

„Was sollen wir thun, Väterchen?“ erwiderte der größte der Knaben, „wenn wir spielen, dann fühlen wir wenigstens den Hunger nicht so sehr.“

Schon kamen Greise, Frauen und Kinder aus den Hütten, umringten die Prinzessin und folgten ihr mit erhobenen Händen, indem sie riefen: „Verlaß uns nicht, hilf uns, wir müssen alle sterben ohne Dich.“ Plötzlich kam ein junges Weib mit offenem, blonden Haar gelaufen, baarfuß im Schnee, blieb vor Vilia stehen, verneigte sich vor ihr bis zur Erde und begann dann zu lachen, zu singen und zu tanzen. Endlich umarmte sie den Schneemann, fiel mit ihm zur Erde und erhob sich dann, um mit einem lauten Geheul davon zu laufen. „Was ist mit ihr?“ fragte die Prinzessin.

„Ach, die Unglückliche,“ erwiderte eine alte Frau, „sie hat ihren Mann und zwei Kinder verloren in wenigen Tagen, und das hat sie um den Verstand gebracht.“

An einigen Hütten sah man bereits das Stroh-

dach zum Teil abgenommen, die Bauern hatten es dazu verwendet, die letzte Kuh zu füttern, die sie noch hatten, und welche ihnen wenigstens etwas Milch gab, ihre letzte Nahrung.

Die Prinzessin sah bald ein, daß hier mit der Verteilung von Lebensmitteln wenig gethan war, es mußte eine regelmäßige Versorgung eingerichtet werden, und so bemächtigte sie sich denn eines leer-stehenden Hauses, dessen Bewohner dem Elend er-legen waren und errichtete in demselben eine Volks-küche, welche täglich den Notleidenden eine einfache, aber ausreichende und vor allem warme Mahlzeit bot. Zugleicher Zeit richtete Boris eine Bäckerei ein, in der täglich nach Maßnahme der Vorräte Brod gebacken und verteilt wurde. Alles dies war jedoch nur eine spärliche Hilfe und außerdem galt es, für die zahlreichen Kranken, besonders die kranken Kinder, unter denen die Masern wüteten, zu sorgen. Die Prinzessin berief deshalb auf ihre Kosten einen jungen Arzt aus der Universitätsstadt, welcher froh war, unerwartet eine Stellung und Praxis zu finden, und errichtete in demselben Hause, das ihm angewiesen wurde, eine kleine

Apotheke, ohne erst die Regierung um Erlaubnis zu fragen.

„Das ist noch das einzig gute in unserm heiligen Rußland," sagte Boris mit einem bittern Lächeln, „die Regierung läßt alles gehen, wie es eben geht, es geschieht nichts, um zu helfen oder dem Unglück zu steuern, aber wenn jemand den Mut hat, auf eigene Faust irgend etwas zu thun, unbekümmert um Gesetze, Verordnungen und Beamte, dann geschieht eben auch nichts von Seite der Regierung, man sieht ruhig zu und hindert wenigstens nicht."

Während von einer Seite alle Kräfte angespannt wurden, um die Not zu lindern, begannen der Gouverneur und sein Freund Odowalski durch Vermittlung von Osias Muff das aufgespeicherte Getreide zu unerhörten Preisen teils an die Regierung, welche es an die Bauern verteilte, teils an das Komitee, an dessen Spitze Borodinoff stand, zu verkaufen. Und als das erste große Geschäft mit der Regierung gemacht war, da gab es bei Odowalski ein Souper mit Champagner, und der blonde Riese brachte seiner schönen galanten Frau einen prachtvollen Schmuck, der eben auf seine Bestellung von Paris für

sie eingetroffen war. Lazarine freute sich wie ein Kind der blitzenden Steine und legte sie an. Sie fragte nicht, wie Viele um dieser Diamanten willen Hungers gestorben waren, wie Viele mit ihrem Leben dieselben bezahlt hatten. Sie war schon lange nicht so guter Laune gewesen wie an diesem Abend. Sie sang französische Chansons und als dann getanzt wurde, führte sie mit dem Grafen Moranzoff keck und lustig den Mazur an.

XXXIX.

Deborah war entschlossen, mit Heliodor rasch ein Ende zu machen. Es war ja immer möglich, daß er ihr noch entschlüpfen konnte. Als er abends wie gewöhnlich zu ihr zum Thee kam, beschloß sie ihm das Netz über den Kopf zu ziehen. Sie bot Alles auf, um ihm zu gefallen und ihn zu reizen und es wurde ihr leicht, ihn in jene Stimmung zu bringen, deren sie zu ihrem Plane bedurfte.

Während sie mit ihm Schach spielte, zeichnete sich ihr üppig schlanker Leib herausfordernd in der dunkelroten goldgestickten Matinee ab, während in ihrem schönen Antlitz und den schmachtenden Augen die schwermütige Wollust eines gefallenen Engels lag. Jedes Mal, wenn ihre Hand wie aus Elfenbein geschnitzt über dem Schachbrett schwebte, um

9*

schließlich eine Figur zu ergreifen, oder der magische Duft ihres Haares zu Heliodor herüber wehte, ging diesem ein leichter Fieberschauer durch die Nerven.

Als die Partie zu Ende war, als Deborah ihn matt gesetzt hatte und sich nun auf beide Arme gestützt, zu ihm über das Brett herüberneigte, mit ihren marmornen Armen, ihrem sündhaft schönen Antlitz, ihren verlangenden Lippen, da sprach es Heliodor aus, was ihr im Sinne lag. Er war gleichsam der Schauspieler in diesem Augenblick, sie der Souffleur.

„Deborah,“ begann er, „wie lange wollen Sie mich noch quälen?“

„Ich quäle Sie? Das ist mir neu,“ sagte sie, „ich glaube nicht, daß Sie eine Frau finden werden, die so wenig Launen hat wie ich.“

„Davon ist doch gar nicht die Rede,“ erwiderte Heliodor, „aber der Verkehr mit Ihnen allein ist schon eine wahre Folter für mich. Ich beschwöre Sie, Deborah, bestimmen Sie doch endlich den Tag, an dem unsere Hochzeit stattfinden soll.“

„Haben Sie es so eilig?“ fragte sie spöttisch.

„Ja,“ murmelte er, indem er mit dem Kopfe

nickte und sie mit seinen blauen Augen förmlich verschlang.

„Gut, also in vier Wochen, wenn es Ihnen recht ist.“

„Vier Wochen? So lange soll ich noch schmachten?“

„Es sind doch noch gewisse Formalitäten zu erfüllen,“ erwiderte Deborah.

„Gut, ich füge mich also, aber Sie versprechen mir, daß wir morgen schon die nötigen Schritte thun werden.“

„Sehr gern.“

„Und noch eines,“ bat Heliodor, „gewähren Sie mir heute schon das ‚Du‘, ich werde mir dann wenigstens einbilden können, daß Sie bereits meine Frau sind.“

„Auch dies,“ sprach Deborah. Er küßte ihre Hand und begann dann von der Hochzeitsreise zu sprechen.

„Nein, ich habe nicht die mindeste Lust dazu,“ sagte sie, „jetzt mitten im Winter mich auf den Eisenbahnen und in den Hotels herum zu schlagen. Ich habe eine andere Idee. Wie ich Ihnen — wie ich Dir schon sagte, besitze ich ein Landhaus hier in der Nähe, dort wollen wir unsern Honigmond

verbringen, vollkommen ungestört, nur uns und unserer Liebe leben."

„Das ist eine herrliche Idee," rief Heliodor. „Und wo liegt Dein Landhaus?"

„Mitten in der Steppe," erwiderte Deborah, „aber weißt Du, Du mußt es sehen, ehe wir einen festen Entschluß fassen. Wie wäre es, wenn wir in diesen Tagen einmal bei günstigem Wetter dahin fahren wollten?"

„Gewiß," erwiderte Heliodor, „am besten gleich Morgen, denn ich bin wirklich neugierig, das Nest zu sehen, das uns in vier Wochen schon zum Paradies werden soll."

„Also gut," sagte Deborah, „morgen bei gutem Wetter."

Als Heliodor sie verließ und Bona ihm die Treppe hinableuchtete, dachte er: „Endlich am Ziel. Du kannst von Glück sagen, mein Freund, eine reiche Frau zu bekommen, ein Landhaus und überdies noch ein Weib so schön und so klug wie dieses."

Zu gleicher Zeit betrachtete sich Deborah im Spiegel. „Es ist doch gut," murmelte sie, „wenn uns von der Natur die Mittel gegeben sind, die Männer toll

zu machen. Eigentlich sollten nur Frauen Polizeiagenten sein und Untersuchungsrichter."

Am folgenden Vormittag kam Heliodor, um anzufragen, ob es bei dem besprochenen Ausflug bleibe.

„Gewiß," erwiderte Deborah, „das Wetter ist schön und trocken, wir werden eine wunderschöne Fahrt haben. Uebrigens habe ich bereits für Alles gesorgt."

„Wann also soll ich Dich abholen?"

Deborah nannte die Stunde und Heliodor empfahl sich. Nachmittags, kurz vor Sonnenuntergang, verließen sie im Schlitten, den ein der „Tajnaja Druschina" angehörender Bauer lenkte, die Stadt und fuhren auf der breiten guten Straße hinaus.

Je mehr die Stadt hinter ihnen verschwand, um so herrlicher wurde das Bild, das sich um sie herum entfaltete. Es war ein kalter aber sonniger Winternachmittag. Die Erde lag majestätisch da in ihrem winterlichen Hermelin. In dem weißen Himmel zeigte sich eine Art Riß, durch den die Sonne hereinblickte. Ein rosenfarbener Hauch, feucht und schwer, lag in der Luft.

Immer tiefer wurde der Schnee, die Pferde

schwammen in demselben gleichsam vorwärts, und der Schlitten glitt lautlos wie ein Kahn auf der glatten Bahn dahin. Kleine Wolken wie weiße Segel venetianischer Fischerboote schwebten am Horizonte.

Plötzlich begann Deborah zu beben, und während ihr Gesicht wie von einem jähen Schmerz entstellt wurde, zeigte sie auf einen Mann, der im Graben an der Straße lag, wie es schien, leblos und erstarrt. Sie hieß den Kutscher anhalten, nahm die Zügel und der Bauer stieg ab und rüttelte den scheinbar Schlummernden. Dann schüttelte er den Kopf, zuckte die Achseln und sprach: „In dem ist kein Leben mehr. Uebrigens kommen derlei Dinge jetzt täglich vor. Schließlich wird man über nichts mehr erstaunen.“ Er schwang sich wieder auf den Kutschbock hinauf, und es ging von neuem vorwärts.

Die Luft war ruhig und kalt. Jedes Mal, wenn sich ein leichter Wind erhob, tanzten Schwärme leuchtender kleiner Sterne in derselben. Mitten im weißen Felde standen kleine beschneite Tannen wie türkische Frauen in weiße Schleier gehüllt. Mehr und mehr begann die Luft zu brennen. Sie fuhren

eben an einer Mühle vorbei, deren Rad vom Eis gefangen war, während es rings um das Dach von Eisquasten blitzte, die der Frost hier aufgehängt hatte, wie es sonst die Bauern mit den Maiskolben zu thun pflegen.

Dann kamen sie durch ein Dorf, aus dem hie und da Rauchsäulen und Funken in den winterlichen Himmel emporstiegen. Die Dächer waren wie mit silbernen Ziegeln gedeckt, die Fenster schienen mit Vorhängen verhüllt aus flimmernden Goldspitzen. Eine Schar Kinder verfolgte sie und bettelte um Brot. Deborah ließ anhalten und gab ihnen Geld.

„O, Mütterchen," rief ein großes Mädchen, „was fangen wir mit Deinem Gelde an? Geld kann man nicht essen und Brot gibt es keines zu kaufen. Und wenn Du tausend Rubel hättest, Du bekommst keinen Laib Brotes dafür."

Während sie weiter fuhren, ging die Sonne langsam unter. Bald umfing sie die Steppe, ein Ozean von Schnee, von Glanz und silbernem Duft, während die Sonne als eine rote Kugel, von Dunst umwogt, im Schnee zu verlöschen schien.

Die Nacht war angebrochen, als sie vor dem

einsamen Landhause ankamen, das mitten in der winterlichen Einöde stand wie ein Schiff, das im Meere schwimmt.

Im Hause war niemand als Katinka Basikow, welche in der Tracht einer russischen Bäuerin, die Rolle einer Magd spielend, sie empfing, das Thor öffnete und sie in das Haus führte, dessen Räume angenehm erwärmt waren.

Nachdem Deborah Heliodor das Haus und sogar den Garten, der dasselbe von drei Seiten umschloß, gezeigt hatte, befahl sie Katinka den Thee zu bereiten.

„Mach' Dir's bequem, mein Freund," sagte sie dann, „auch ich will mich für einige Augenblicke zurückziehen und mich umkleiden."

In dem großen Gemach, in dem Heliodor zurückblieb, befand sich auch ein altes Klavier. Er setzte sich an dasselbe und fantasierte, während Katinka den Tisch deckte, den Samowar aufstellte und verschiedene Schüsseln mit kaltem Fleisch, eingemachten Früchten und Kuchen aufstellte.

„Es muß wohl recht einsam und traurig hier sein im Winter," fragte Heliodor, ohne den Kopf zu wenden.

„Es läßt sich schon leben," erwiderte Katinka, „und wenn es im Winter einsam ist, so ist es dafür im Sommer um so schöner."

„Bist Du schon lange im Dienste der Frau Aramit?"

„Schon zwei Jahre," erwiderte Katinka. Sie warf noch einen Blick auf den Tisch und verließ dann die Stube.

Kurze Zeit darnach trat Deborah herein. Sie hatte ein weißes goldgesticktes Seidentuch turbanartig um ihr schwarzes Haar geknüpft und war in eine Pelzjacke von dunkelrotem Sammt geschlüpft, welche mit Zobel gefüttert und reich ausgeschlagen war. Vorn war dieselbe durch eine große Agraffe geschlossen, so daß das goldige Pelzwerk sich keusch und üppig zugleich vor die volle Büste legte und dann frei und fließend über die mächtigen runden Hüften hinabfiel. Ein großer Stein leuchtete mit dem Rubinfeuer des Sammtes um die Wette, wie ein Blutstropfen aus dem künstlerisch behandelten Gold der Fassung und dem zarten, wogenden Flaum, so daß Heliodor's Augen immer wieder verlockt wurden, den spielenden Lichtern zu folgen.

„Wie schön Du bist,“ murmelte er, während er neben ihr auf dem Divan Platz nahm und sie die Tassen vollschenkte.

„Nur jetzt keine Huldigungen, wir haben Zeit zur Liebe. Erst wollen wir essen und trinken.“

Nachdem sie den verschiedenen Gerichten zugesprochen hatte, kam Katinka mit einem silbernen Kübel herein, in dem sich zwei Champagnerflaschen befanden. Sie entkorkte die erste, stellte Gläser auf den Tisch und füllte dieselben. Dann verließ sie wieder leise, wie sie gekommen war, das Gemach.

„Auf unsere Liebe,“ sagte Deborah, indem sie ihr Glas erhob.

„Und auf eine glückliche Ehe,“ erwiderte Heliodor. Dann schlang er den Arm um sie und küßte sie erst auf den weißen Nacken, und dann auf die roten, weichen, verlangenden Lippen.

Deborah lehnte sich in die Kissen zurück. Sie kreuzte die Hände im Nacken, so daß die weiten Aermel, niederfließend, die wunderbaren Arme enthüllten und ein tiefes Atmen den goldigen Zobel, der ihre Marmorbüste bedeckte, verführerisch wogen machte. Kleine Teufelchen nisteten

sich in diesem Augenblick in dem Dunkel ihres Haares und in den anmutigen Verstecken ihrer Pelzjacke ein. Heliodor rückte näher zu ihr heran, flüsterte ihr süße, zärtliche Worte in's Ohr und endlich zog er sie in plötzlicher Aufwallung leidenschaftlich an sich und bedeckte ihr Gesicht, Nacken und Arme mit heißen Küssen. Endlich machte sich Deborah los, trat vor den Spiegel und ordnete ihr Haar. Heliodor folgte ihr jedoch und küßte sie wieder auf den Hals.

„Genug für jetzt,“ sagte Deborah mit einem leichten Anflug von Aerger, „später kannst Du mich anbeten, so viel Du willst.“

Heliodor schien ihre Mahnung nicht zu beachten, denn er küßte sie wieder auf den vollen Arm.

„So warte doch,“ murmelte sie, indem sie ihm einen Wink mit den Augen gab, denn in demselben Augenblick war Katinka eingetreten. „Ich habe eine kleine Ueberraschung für Dich.“

„So?“ sagte Heliodor, „ich bin neugierig.“

Deborah antworte mit einem leisen Lachen, das wie das Zischen einer Schlange klang. „Katinka,“ sagte sie dann, „gieb mir das rote Etui.

Die Beiden wechselten einen Blick, der Heliodor

entging. Mit demselben wurde sein Schicksal besiegelt. Katinka ging in das nahe Zimmer und kehrte mit einem großen roten Etui zurück.

„Was hast Du da?" fragte Heliodor.

„Du wirst schon sehen," erwiderte Deborah. „Wende Dich jetzt um, wenn ich bitten darf."

Heliodor gehorchte. Deborah ließ wieder dasselbe leise Lachen vernehmen, wie vorhin. „Nicht so, da kannst Du ja im Spiegel sehen, Du mußt vollkommen überrascht werden. Warte, ich will Dir lieber die Augen verbinden."

„Wie Du willst," entgegnete Heliodor, der bei Deborah an derlei Scherze und bizarre Einfälle bereits gewöhnt war. Deborah verband ihm hierauf mit ihrem Taschentuch die Augen und drehte ihn noch überdies herum, so daß er mit dem Rücken gegen den Spiegel zu stehen kam. „So," sagte sie, „kannst Du noch sehen?"

„Nein."

„Wirklich nicht?"

„Mein Ehrenwort."

„Also jetzt nur eine Minute Geduld."

Sie winkte Katinka mit den Augen und diese

reichte ihr das Etui, das sie rasch öffnete. In demselben befanden sich zwei Paar starke Stahlfesseln, glänzend, fein gearbeitet, wie ein Schmuckstück. Sie reichte das eine Paar Katinka, die sich leise vor Heliodor niedergekauert hatte, während sie selbst seine Arme faßte und dieselben nach rückwärts bog. „So," murmelte sie, indem sie ihm die Fessel an die rechte Hand legte, „was ist das?"

„Ein Armband," erwiderte Heliodor.

„Du weißt ja, daß die Herren jetzt auch Armbänder tragen. Rasch die zweite Hand."

Sie legte ihm die zweite Fessel, welche mit der andern durch eine kurze Kette verbunden war, an den linken Arm und machte ihn auf diese Weise vollständig wehrlos.

In dem Moment, wo Katinka die zweite Feder einschnappen hörte, fesselte sie Heliodor rasch die Füße. „Was ist denn das?" fragte er erstaunt, „was thust Du denn bei meinen Füßen? Legst Du mir auch hier Brasseletts an?"

„Ja," erwiderte sie, während er lachend den Kopf schüttelte.

Im nächsten Augenblick trat Deborah vor ihn

hin, riß ihm das Tuch herab und hielt ihm einen Dolch unter die Augen, dessen Griff aus einem Totenkopf und zwei gekreuzten Totenbeinen bestand.

„Kennst Du mich jetzt?“ rief sie, während ihr herbes, schönes Gesicht mit einem Male einen Ausdruck unerbittlicher Strenge angenommen hatte und ihre Augen voll Haß und Verachtung loderten.

Heliodor, welcher erst in diesem Augenblick begriff, daß er gefesselt war, und sich in ihrer Gewalt befand, stand bleich mit weitaufgerissenen Augen vor ihr.

„Schurke!“ rief sie, „Verräter!“ und schlug ihm zugleich mit der Faust in's Gesicht. Er sank in die Kniee und begann um sein Leben zu bitten, aber Deborah und Katinka antworteten nur mit einem lauten, höhnischen Lachen.

Wenn in Italien der Dolch der große Rächer ist, so ist es in Rußland die Knute. Katinka eilte in das Nebengemach und kehrte im nächsten Augenblick mit zwei Knuten zurück, deren Enden mit Blei gefüllt waren. „Für Dich, Elender,“ rief Deborah, „wäre ein Pistolenschuß zu wenig.“

Die beiden Frauen rissen ihm jetzt buchstäblich

die Kleider vom Leibe bis zu den Hüften. Vergebens suchte er die Fesseln zu sprengen. Während er seine ganze Kraft aufbot, so daß seine Muskeln und Adern anschwollen, und die Zähne zusammenbiß, begannen ihn Deborah und Katinka zu peitschen. Jeder Hieb zog einen blutigen Striemen über seinen Rücken. Er stöhnte, er flehte und drohte abwechselnd. Sie kümmerten sich nicht darum und ebensowenig um sein Blut, das unter ihren Hieben floß.

Seine Augen traten aus den Höhlen, er brüllte laut wie ein Tier und endlich biß er mit gefletschten Zähnen um sich wie ein Tobsüchtiger oder wie ein wütender Wolf.

Aber für ihn gab es keinen Pardon.

Während er sich in Krämpfen auf der Erde wälzte, setzte Deborah den Fuß auf ihn und die Knute arbeitete erbarmungslos weiter, bis der Verräter keinen Laut mehr von sich gab, keinen Atemzug, bis sein Herz stille stand und sein Auge im Tode brach.

XXXX.

Auch in der Stadt hatte der Pöbel begonnen, im Verein mit den Bauern die Bäckerläden zu plündern. Der Gouverneur verbot dem Polizeimeister, welcher seit der Verhaftung Milada's vorsichtig war, und jedesmal, ehe er einschritt, erst bei ihm anfrug, ausdrücklich, gegen die Plünderer einzuschreiten. Als der Polizeimeister fort war, sagte Zacharin lächelnd zu Milada: „Um so besser, wenn sie die Bäcker plündern, dann müssen diese wieder bei uns Mehl kaufen, denn anderswo bekommen sie es nicht mehr."

„Konstantin Iwanowitsch, wie können Sie mit Ihren häßlichen Geschäften nur noch prahlen?" sagte Milada.

„Was wollen Sie, Milada Petrowna?" erwiderte er. „C'est la guerre."

Maimonoff hatte gleichfalls unter den reichen Juden der Stadt ein Komitee gebildet und leitete Sammlungen zu Gunsten der Notleidenden ein. Vor allem errichtete er in der Stadt eine Bäckerei und verteilte täglich Brot und Branntwein an die Bedürftigen, welche in der Straße vor seinem Hause förmlich um diese bescheidenen Gaben kämpften.

Boris und Vilia, welche in Ostrow des Elendes so ziemlich Herr geworden waren, begannen nun auch in den anderen Dörfern nach Kräften gegen den gemeinsamen schrecklichen Feind zu wirken. Sie errichteten an verschiedenen Orten Speiseanstalten und Bäckereien. Vilia opferte einen großen Teil ihrer Mitgift, um zu retten, um zu helfen, wo es noch möglich war. Doch endlich wurde Fürst Borodinoff bedenklich und hielt es für seine Pflicht, Einhalt zu gebieten. Da ging Vilia hin und verkaufte ihren ganzen Schmuck zu Gunsten ihrer Anstalten für die Notleidenden.

Als Fürst Borodinoff davon erfuhr, schloß er seine Tochter gerührt in die Arme und vergoß Thränen.

„Wozu diese Rührung," rief Boris ärgerlich,

„etwa deshalb, weil Vilia gethan hat, was einfach in Ordnung war? Ich bin gar nicht gerührt, ich habe von ihr nichts anderes erwartet, und darin liegt mehr Achtung als in Ihren Thränen, Paul Alexandrowitsch.“

Der Fürst entschloß sich jetzt, seine ganzen Vorräte an Getreide zu opfern und damit war wieder für Wochen hinaus das Rettungswerk wenigstens in dem kleinen Kreise, in dem Boris und Vilia wirkten, gesichert. Aber als die Bauern der umliegenden Ortschaften vernahmen, wie hier für die Notleidenden gesorgt wurde, strömte Alles dorthin, wo Vilia ihre Anstalten eingerichtet hatte. Und da zeigte es sich bald, daß alles nicht ausreichen wollte. Wenn für Hundert zu essen da war, kamen Fünfhundert, wenn tausend Laib Brot gebacken waren, rotteten sich Dreitausend zusammen und schrieen darnach.

Eines Tages kamen Sassar und Bjara nach Ostrow und beschworen die Prinzessin, nach Kokoloffka zu kommen und auch dort den Notleidenden beizustehen. Beide schilderten die Zustände in wahrhaft ergreifender Weise. Vilia besann sich keinen Augenblick. Sie bestieg mit Boris den schlichten

Bauernschlitten, in dem Sassar mit seiner Frau gekommen war, und sie begaben sich sofort nach Kokoloffka. Unterwegs fanden sie wiederholt auf der Straße Leute, die in der letzten Nacht erfroren waren, in Kokoloffka selbst das schrecklichste Elend. Die Leute starben buchstäblich auf der Straße. Es gab zahllose Kranke, der Typhus wütete, und unter den Kindern griffen die Masern mehr und mehr um sich.

Vilia ordnete sofort das nötige an. Es wurde Tag und Nacht gearbeitet, um Brot herzustellen. Die Schule und der Pfarrhof wurden in Spitäler verwandelt.

Während Boris und Vilia die Hungernden zu speisen begannen, erschien der Prophet Philemon, baarhaupt mit wehenden weißen Locken und predigte den Bauern, die ihn umringt hatten: Die Hungersnot sei nur eine Geißel Gottes, für die sie noch dankbar zu sein hätten, noch besser sei es, nicht so lange zu warten, bis der Würgengel sie heimsuchen werde, sondern sich selbst den Tod zu geben, und dadurch alle Sünden dieses irdischen Daseins zu büßen.

Boris trat dem Alten entgegen. „Was willst Du hier, Wahnsinniger,“ rief er, „ist das Elend nicht groß genug, mußt Du es noch durch Deine verrückten Ratschläge erhöhen? Du bist kein Bote Gottes, einem Tollhaus bist Du entsprungen. Der Mensch ist nicht da, um zu büßen, wie Du meinst, sondern, damit es ihm wohl ergehe auf Erden und jeder hat die Pflicht, dem andern beizustehen in Liebe und Treue, nicht aber ihn zum Selbstmord anzutreiben, der auch eine Sünde ist.“

„Durch mich spricht Gott zu Euch,“ entgegnete Philemon, unbekümmert um die Vorstellungen einiger Umstehenden. „Es ist besser zu sterben und dadurch das ewige Leben zu erwerben, als mit Sünden beladen in den Höllenpfuhl zu fahren.“

„Verlaß diesen Ort,“ rief jetzt Boris, der die Geduld verlor, indem er einen Revolver hervorzog und auf den Alten richtete, „sonst werde ich Deine Worte wahr machen und Dich als den ersten in das Himmelreich senden.“

„Schieß,“ erwiderte Philemon, indem er ruhig seine Brust öffnete, „ich werde Dich segnen, Mensch,

gib mir die Bluttaufe, ich bin bereit, sie zu empfangen."

Boris schüttelte den Kopf und ließ die Hand mit der Pistole sinken.

„Thut Buße, thut Buße," rief Philemon, und ging dann ruhig weiter, von einer Schaar Weiber und Kinder gefolgt.

Kaum hatte er den Ort verlassen, wurde Vilia in das Haus des Metro Turkoff gerufen. Als sie auf der Schwelle erschien, stand Turkoff mit seinem versoffenen bleichen Gesicht, seinen verschlafenen Augen und zitternden Händen mitten in der Stube, während Agrafia, seine Frau, ein großes, kräftiges, junges Weib mit einem grämlichen, traurigen Gesicht, ihre Kinder, ein Mädchen und zwei Knaben, vor ihm zu verteidigen schien.

„Was willst Du?" fragte die Prinzessin, „ist das Elend nicht groß genug? Willst Du noch Weib und Kinder mißhandeln?"

„Sie geben mir nichts von ihrem Brot," erwiderte Turkoff, „ich habe doch auch ein Recht, mich satt zu essen so wie sie?"

„So lange Du Geld hast, um Dich zu betrinken,"

erwiderte Agrafia, „bedarfst Du unseres Brotes nicht. Das Brot ist für die Kinder.“

Vilia faßte den Trunkenbold beim Arm und schob ihn zur Thüre hinaus. Er kehrte langsam und schleifenden Schrittes zur Schenke zurück.

Aber damit war die Sache nicht vorbei. Es währte nicht lange, so kam er wieder und verlangte unter Fluchen und Drohungen von Agrafia das Brot, das sie mit Mühe und Not für ihre Kinder erobert hatte.

„Es ist nur noch ein kleines Stückchen da,“ erwiderte sie, „und dieses bleibt für die Kinder. Wenn Du kein Gewissen hast, und zum Räuber wirst an Deiner eigenen Brut, dann sieh Dich vor, dann will ich Dich auch wie einen Räuber behandeln.“

Metro Turkoff schien nicht zu hören. Er warf sich auf seine Frau und suchte sie wegzuschleudern, um zu den Kindern zu gelangen, die ängstlich auf dem Stroh kauerten, in dem die arme Frau ihr letztes Stück Brot verborgen hatte. Wirklich gelang es ihm endlich, Agrafia zu Boden zu werfen. Sie aber raffte sich im nächsten Augenblick wieder

auf, ergriff das Beil und schlug ihn über den Kopf. Turkoff taumelte hin und her und stürzte endlich zu Boden, von Blut überflossen. Wenige Augenblicke später war er tot.

XXXXI.

Zacharin war nach dem Dejeuner gerade mit Milada im Speisesaal, als Odowalski kam. Er trat mit ihm in den Salon, ließ aber die Thür offen und so konnte Milada jedes Wort hören, das zwischen den beiden Männern gewechselt wurde. Odowalski beklagte sich über das Wirken des Fürsten Borodinoff.

„Die Regierung schadet uns nicht,“ fügte er hinzu, „sie verfügt, aber ihre Verfügungen kommen nicht zur Ausführung und Alles, was sie anordnet und allenfalls durchsetzt, kommt nur mit der größten Langsamkeit zur Ausführung. Aber diese Komitees schaden uns, diese lächerlichen Philantropen, die es offenbar nur darauf abgesehen haben, irgend einen Orden zu erhaschen oder ein Lob von Seiten der

Journale. Was kümmert zum Beispiel diese Prinzessin Vilia die Not unserer Bauern, und nun gar dieser Jude, dieser Maimonoff. Diese Menschenfreunde verderben uns das Geschäft."

Als Odowalski fort war, sendete Zacharin nach Maimonoff.

„Aber kann man denn das Volk verhungern lassen?" begann Milada.

„Was liegt an diesen Menschen," erwiderte der Gouverneur, „sie sind etwas besser wie das Vieh, für sie dieselbe Teilnahme fühlen wie für unseres Gleichen ist einfach eine Lächerlichkeit. Ich habe kein Mitleid mit ihnen."

Milada fühlte, wie ein Schauer sie überrieselte. Und diesen Menschen sollte sie heiraten!

Maimonoff kam und Milada hörte, wie Zacharin ihm erst Vorstellungen machte und dann heftige Vorwürfe, wie wenn er irgend ein Verbrechen der ehrlosesten Art begangen hätte.

„Vor allem Sie als Jude," rief Zacharin, „sollen sich nicht bemerkbar machen, die Regierung wünscht es nicht und das Volk ist gleichfalls aufgeregt gegen Sie und Ihre Glaubensgenossen. Bleiben

Sie ruhig zu Hause und danken Sie Gott, wenn man Sie unbehelligt läßt. Wenn Sie vielleicht glauben, der Regierung einen Dienst zu leisten, indem Sie sich der Notleidenden annehmen, so kann ich Ihnen die Versicherung geben, daß die Regierung dies durchaus nicht wünscht und Ihnen für Ihre Dienste dankt. Nochmals, geben Sie diese Samaritergeschichte auf, sonst werde ich Sie noch am Ende ausweisen müssen."

„Aber Herr Gouverneur," erwiderte Maimonoff, „wie können Sie einem Menschen, der Herz hat, zumuten, ruhig zuzusehen, wie seine Landsleute durch Hunger und Seuchen hingerafft werden? Nicht jedem ist es gegeben, ruhig zu bleiben, angesichts eines solchen Unglücks und solcher herzzerreißenden Szenen."

„Ich wiederhole Ihnen, daß Sie dies gar nichts angeht," schrie der Gouverneur, „überlassen Sie doch uns die Sorge, wozu hätte denn die Regierung Beamte, wenn sie Ihren Beistand nötig hätte? Gehen Sie mit Gott, und lassen Sie fortan Ihre Hand aus dem Spiel."

Maimonoff verließ ihn ganz vernichtet. Zu Hause

sank er auf einen Stuhl und barg sein Gesicht in den Händen. Als Jenta teilnehmend zu ihm trat und die Arme um ihn legte, murmelte er: „Armes Rußland, Dir ist nicht zu helfen, die Hirten selbst werden zu Wölfen und fallen Deine Heerde an.“

Milada befand sich nach dieser Unterredung in einer Aufregung, die sich fast zum Fieber, zur Krankheit steigerte. Sie fürchtete, in diesen von Luxus erfüllten Räumen zu ersticken, sie mußte hinaus an die Luft. Rasch zog sie sich an, steckte Geld zu sich, soviel sie nur in der Eile zusammenraffen konnte und begab sich in jenen Stadtteil, in dem das Elend am größten war. Es herrschte ein grimmiger Frost. Der Schnee knirschte unter ihren energischen Schritten. Trotzdem standen die Leute in den engen Straßen, welche sie durchschritt, in Gruppen beisammen und flehten um Hilfe. Sie verteilte Geld und als eine Gruppe von Kindern sich an ihre Fersen heftete und unausgesetzt um Brot schrie und wimmerte, trat sie in einen Bäckerladen, kaufte einen Korb voll kleiner Brote und verteilte sie unter die Kinder. Alle diese Not schnürte ihr das Herz zusammen und trieb ihr die Thränen

in die Augen. Sie schämte sich unter diesen frierenden und hungernden Menschen, daß sie einen warmen Pelz trug und satt zu essen hatte.

Als sie um eine Ecke bog, stieß sie auf Deborah, welche sie rasch in die dunkle Einfahrt eines Hauses zog und ihr hier in aller Eile mitteilte, daß sie Heliodor gerichtet habe.

„Du hast Recht gethan," erwiderte Milada. „Es gibt Augenblicke, wo ich mich in einen Würgengel verwandeln und hoch zu Roß mit der Sense des Todes Menschenköpfe mähen möchte."

Langsam kehrte sie nach Hause zurück, Bitterkeit und verhaltenen Zorn im Herzen über diese lügnerische, heuchlerische Gesellschaft, von Haß erfüllt, vor allem gegen Zacharin.

Als sie zu Hause war und wieder bei dem Kamin ihres Boudoirs saß, an dessen Glut sie sich die erstarrten Füße und Hände wärmte, stieg immer wieder das Bild Deborah's, dieses schönen, mutigen Mädchens vor ihr auf, welche die Entschlossenheit, die Thatkraft besessen hatte, diesen Verräter, der so viel Unglück angerichtet hatte, zur Rechenschaft zu ziehen.

Und Zacharin? War er nicht noch schlimmer, noch gefährlicher, als dieser Heliodor? Diesen trieb vielleicht der Ehrgeiz, die Geldnot, wer weiß, welches egoistische, aber immerhin verständliche Motiv. Aber dieser Mann in hoher Stellung, reich, von Pracht und Wohlleben umgeben, der unersättlich schien, der immer neue Millionen aufzustapeln suchte auf Kosten anderer, der sich nicht scheute, nicht nur von dem Schweiße, sondern auch dem Blut anderer zu prassen! Er erschien ihr wie ein Teufel in Menschengestalt, der mehr als jeder andere verdiente, daß ihn der Arm des Rächers treffe.

Je mehr sie sich alle die Szenen, die sie schon in diesem Hause mitgemacht hatte, vergegenwärtigte, um so mehr erschien ihr Zacharin gleichsam als die Verkörperung des faulen, bestechlichen, schändlichen russischen Beamtentums und sie hatte das Gefühl, als könnte sie in diesem einen allen andern mit einem einzigen Streich das Haupt herabschlagen.

Und warum sollte sie es nicht? Er war in ihre Hand gegeben durch eine rätselhafte Macht. Weshalb mußte er sie lieben, anbeten? Weshalb sich ganz und gar zu ihrem Sklaven machen?

Und indem sie allen diesen von ihm Zertretenen, Gequälten, zu Tode Gehetzten Vergeltung und Sühne bot, konnte sie, wenn sie klug war, vielleicht auch noch den überlebenden Opfern dieses Mannes Hilfe bringen und Rettung.

Ja, sie war entschlossen, Zacharin zu opfern für das Wohl von Tausenden, die er gemordet, und anderer Tausende, die er mit kaltem Blute verschmachten sah.

Aber damit war noch lange nicht alles gethan. Die Rache allein, der Richterspruch, den sie zugleich als unerbittlicher Henker vollzog, konnte eine Sühne bieten, aber nichts weiter. Sie mußte ihn vorher vollends bethören, ihm sein Sündengeld, seine mit Thränen und Blut befleckten Millionen entreißen, um die Unglücklichen entschädigen zu können, die er um ihr karges, schweres Leben betrogen hatte.

Sie war erstaunt, daß sie so ruhig sein konnte.

Und warum nicht? Besaß sie weniger Entschlossenheit, weniger Mut als Deborah? Was dieser gelungen war, sollte ihr schwer fallen? Worüber diese keine Reue empfand, sollte sie beunruhigen? Nein, man fällt auch einen Baum, der

den andern das Licht nimmt, wenn er faul und dürr ist.

Es war beschlossen, die Frage war nur noch, wie es ausgeführt werden sollte.

Sie fuhr fort, in die leise verglimmende Glut des Kamins blickend, zu brüten. Sie entwarf eine Reihe von Anschlägen und gab sie wieder auf.

Endlich, ein guter Gedanke — jetzt hatte sie es gefunden, das war das richtige. Der Plan war fertig bis in die Einzelheiten, ein Plan, der sicheres und volles Gelingen versprach. Er hatte nur einen Fehler. Sie bedurfte zur Ausführung desselben eines Verbündeten.

Sollte dies eine Schwierigkeit sein? Wozu hatte ihr das Schicksal Heron zugeführt? War sie seiner nicht ebenso sicher wie des Gouverneurs? Mußte er nicht thun, was sie wünschte, was sie wollte, was sie ihm befahl?

Sie war sich vollkommen ihres starken Willens bewußt, dieser unheimlichen, rätselhaften Kraft, welche ihr die Natur verliehen hatte, und mit der sie die Menschen, die in ihre Nähe kommen, sich unterwarf, nach ihrem Gutdünken lenkte. Wahr=

scheinlich hypnotisierte sie dieselben, so würde es wohl ein Arzt, ein Physiologe erklärt haben. Aber das kümmerte sie wenig, genug, sie wußte, daß sie Heron zu allem bringen werde, was ihr nur beliebte.

„Wir müssen uns für die Andern opfern," hatte er mehr als einmal gesagt, und sobald sie sich opferte, weshalb sollte sie ihn schonen? War er mehr wert als sie, mehr wert, als die Tausend, die darbten und litten und Hungers starben?

Ja, — sie wird auch ihn opfern, sie wird auf niemand Rücksicht nehmen, am wenigsten auf sich selbst, nur ein Gedanke wird sie leiten und beseelen, der Gedanke an das große Werk, das sie im Dienste ihrer Ideen zum Wohle ihrer unglücklichen Brüder zu vollführen hat.

XXXXII.

Zacharin bekam am nächsten Morgen die Meldung, daß in den Dörfern Masla und Gorinka die Bauern die Gutsbesitzer bedrohten und bereits durchfahrende Krämer geplündert hätten. Er sendete auf der Stelle eine Abteilung Militär hin, mit dem strengen Befehl, rücksichtslos gegen die Aufrührer einzuschreiten.

Schon beim Diner konnte ihm der Polizeimeister melden, daß die Ruhe in den beiden Dörfern wieder hergestellt sei.

„Nun, haben die Soldaten unter das Gesindel geschossen?“ fragte Zacharin.

„Geschossen haben sie nicht,“ erwiderte der Polizeimeister, „aber sie haben ihr Brot und ihren Schnaps unter die Hungernden verteilt, da riefen die Bauern Hurrah und gingen ruhig auseinander.“

Während der Polizeimeister dies lächelnd berichtete und Zacharin starr vor sich hinblickte, ballte Milada empört unter dem Tisch die Fäuste. Ja, ihr Entschluß stand fest, sie konnte nicht wie diese armen Soldaten den Hungernden Brot geben, aber sie wird ihnen Zacharin vorwerfen, ohne Erbarmen, mit der Würde einer Priesterin, die den Göttern ein Opfer bringt.

Als es dunkel wurde, machte Milada mit allem Raffinement einer weltlichen, eroberungslustigen Frau Toilette. Sie löste ihr blondes Haar und knüpfte es dann mit einem Bande, sie schmiegte sich in ein duftiges, weißseidenes, mit Spitzen besetztes Negligé und zog darüber den Schlafpelz von Purpursamt, mit königlichem Hermelin besetzt und gefüttert.

„Sollte ich es nicht ebenso gut treffen, mich schön, mich verführerisch zu machen, wie diese Lazarine?" dachte sie dabei, „bin ich nicht auch ein Weib?"

Und wirklich, sie traf es nur zu gut. Dann legte sie sich weich und bequem in die Kissen der Ottomane und ließ Zacharin durch Widma sagen, daß sie unwohl sei und den Thee auf ihrem Zimmer nehmen wolle.

Sofort erschien der Gouverneur, um sich selbst nach ihrem Befinden zu erkundigen. „Wie prächtig Du aussiehst,“ murmelte er. „Man könnte glauben, daß diese Toilette einem glühenden Anbeter gilt, den Du erwartest, und nicht einem prosaischen Unwohlsein, das hoffentlich nicht von langer Dauer sein wird.“

„Vielleicht habe ich an Beides gedacht,“ erwiderte Milada, „vielleicht wollte ich Dich ein wenig auf die Folter spannen.“

„Dazu bedarfst Du keiner solchen Vorbereitungen. Ein Blick genügt, ein Lächeln oder ein böses, ungnädiges Wort.“

Zacharin selbst brachte ihr auf silbernem Brett den Thee und bediente sie mit den verschiedenen Gerichten, welche denselben begleiten. Dann, als die Mahlzeit beendet war, kam er wieder in ihr Boudoir, saß neben ihr auf der Ottomane, bequem zurückgelehnt, und während er mit ihr plauderte, neckte und reizte sie ihn mit ihrem kleinen Fuß, der unter dem schimmernden Saum ihres Purpurpelzes Verstecken spielte, bis Zacharin durch Widma abberufen wurde.

„Wer ist da?“ fragte er ärgerlich.

Das Stubenmädchen blickte verlegen bald auf ihn, bald auf Milada.

„Nun, warum sagst Du nicht die Wahrheit?“ rief diese, „Frau Odowalska ist hier, nicht wahr?“

Widma nickte.

„Sag' ihr, daß ich sofort kommen werde.“

Widma verschwand und Zacharin erhob sich, eine Wolke des Mißmuts auf der Stirne.

„Du scheinst nicht sehr erfreut,“ sagte Milada spöttisch. „Aber gib Acht, mein Freund, diese Frau ist noch immer im Stande, Dich zu umgarnen, Dich ihrem Willen dienstbar zu machen.“

„Besorge nichts,“ erwiderte Zacharin, gab sich einen Ruck, wie wenn er sich in Positur setzen wollte, um vor einem höheren Vorgesetzten zu erscheinen, und verließ das kleine, dufterfüllte Gemach.

„Sind Sie wieder einmal hier?“ sagte der Gouverneur, ein müdes Lächeln um die Lippen, als er im Salon Lazarine Abdonowna die Hand küßte. „Ich dachte, Sie hätten uns vollständig vergessen.“

„Wie schlecht Sie mich kennen,“ erwiderte Lazarine, „ich habe Sie nur ruhig gehen lassen, weil es bei den Männern Perioden eines vorübergehenden

Wahnsinns gibt, in denen man sie absolut nicht stören darf. Aber deshalb habe ich Sie nicht aufgegeben, Konstantin Iwanowitsch, im Gegenteil, ich habe mich immer mit Ihnen beschäftigt. Und nun sagen Sie mir, wie lange soll diese Farce mit Milada Petrowna noch dauern?"

„Ich weiß nicht, was Sie wollen, Lazarine Abdonowna," entgegnete Zacharin, ohne sie anzusehen. „Milada füllt die Lücke, die in meinem Hausstand, in meiner Familie entstanden ist, ganz vortrefflich aus, das ist Alles, was ich von ihr zu erwarten und zu verlangen habe, im Uebrigen sind alle Ihre Kombinationen irrig."

„Darüber wollen wir nicht streiten," sagte Lazarine, „genug, man spricht bereits in Petersburg von Ihrem Roman mit diesem Mädchen." Sie zog einen Brief hervor, den sie ihm reichte, und in den er zerstreut hineinblickte.

„Wenn Sie nicht bald ein Ende machen, Konstantin Iwanowitsch, so kann diese dumme Geschichte Sie noch Ihre Stellung kosten."

„Sie haben Recht, Lazarine Abdonowna," sprach

Zacharin, indem er ihr den Brief zurückgab, „die Sache muß ein Ende nehmen, und zwar bald.“

Wera und Blanche, die im Nebenzimmer horchten, hatten die letzten Worte aufgeschnappt und brachten dieselben triumphierend zu Milada. „Nun werden Sie doch fort müssen,“ sprach Wera, indem sie Milada halb über die Achseln ansah. „Lazarine Abdonowna hat unserm Papa gesagt, daß es in Petersburg Gerede gibt, und unser Papa hat gesagt, daß er Sie fortschicken wird, Milada Petrowna, und zwar auf der Stelle, haben Sie gehört, auf der Stelle.“

„Und das wird Euch freuen?“ fragte Milada ruhig.

„Ja, gewiß,“ erwiderte Wera, und beide begannen laut zu lachen und sprangen davon.

Milada stand auf, löschte die Lampe und öffnete die Vorhänge, so daß mit einem Male der sanfte Dämmerschein des Mondes das Gemach erfüllte.

Als Zacharin zu ihr zurückkehrte, ruhte Milada, von Hermelin und Mondesglanz umwoben, in anmutiger Hoheit in den Kissen. Zacharin kniete vor ihr nieder und preßte die Lippen auf ihren vollen,

weißen Arm. Sie blickte weg. Er sprach zu ihr, sie gab ihm keine Antwort.

„Was hast Du?“ fragte er, „was habe ich gethan?“

Sie fuhr fort, den Kopf von ihm abgewendet, in die verglimmende Asche des Kamins zu starren.

„Bist Du böse?“

Wieder war es einige Zeit still in dem mit feinem Wohlgeruch erfüllten Gemach. Draußen heulte der Wind wie ein gepeitschter Sklave, und sobald er schwieg, hörte man unter der Diele ein Mäuschen nagen.

Zacharin war indeß im Gemache auf- und abgegangen. „Du machst mich wahnsinnig,“ murmelte er, und sank von Neuem vor ihr in die Knie und barg sein glühendes Antlitz in den starren Falten ihres seidenen Schlafrocks. Sie ließ ihn liegen ohne Erbarmen. Der Schnee trieb seine Possen an den gefrorenen Scheiben. Im Schornstein erklang das Gelächter eines satanischen Chors. Das Haus erbebte von Zeit zu Zeit leise, gleich einem vom Ozean geschaukelten Schiff.

Die Minuten schienen Ewigkeiten.

„Nur ein Wort,“ flüsterte er.

Und wieder herrschte einige Zeit eine umheimliche Stille in dem kleinen, vornehmen Raum.

Sie lag im purpursammtenem Sultanspelz auf den schwellenden, mit einem Tigerfell bedeckten Kissen und er zu ihren Füßen auf dem Teppich. Während sie ihn jetzt mit einem bösen Lächeln betrachtete, tauchte ihre Hand langsam aus dem Hermelin wie aus schimmerndem Schnee empor.

„Wie soll ich Dich verstehen?“ fragte Zacharin wieder, „ich habe keine Ahnung, was sich hier zugetragen hat, seitdem ich Dich verlassen habe.“

„Ich habe eben von Ihren Kindern gehört, daß Sie mich fortschicken wollen, Konstantin Iwanowitsch,“ gab Milada endlich zur Antwort.

„Und das kannst Du glauben? Du, die jede Fieber meines Herzens, jeden zuckenden Nerv in mir beherrscht?“

„Und doch hat Lazarine Abdonowna Recht, ich habe schon von mehr als einer Seite erfahren, daß es hier in der Stadt ein unangenehmes Gerede gibt. Es ist leicht möglich, daß derlei Dinge bis an den Hof in Petersburg gedrungen sind. Uebrigens wird

Lazarine selbst dafür gesorgt haben. Dies Alles kann Ihnen am Hofe schaden, Konstantin Iwanowitsch und deshalb wäre es besser —"

„Deshalb wäre es am besten," unterbrach sie der Gouverneur, „daß wir unsere Hochzeit beeilen. Wessen Schuld ist es, Milada Petrowna, daß wir nicht schon seit langer Zeit vermählt sind? Sie sind es, welche diese Verbindung hinausgeschoben haben, nicht ich. Ich kann es nicht erwarten, Sie mein zu nennen, ganz mein."

„Gut also," sprach Milada, während sie den vollen Arm sanft auf seine Schulter legte, „unter diesen Umständen — aus Rücksicht auf Ihre Stellung bin ich selbst dafür, unsere Vermählung zu beschleunigen."

„Endlich, endlich," rief Zacharin, indem er ihre Hände mit Küssen bedeckte.

„Hören Sie mich erst," fuhr sie fort. „Das Betragen Ihrer Kinder in dieser Stunde hat mich gewarnt, und hat mich bedenklich gemacht. Ich muß unter allen Umständen meine Zukunft sicher stellen. Ehe ich Ihre Frau werde, müssen Sie mir die Hälfte Ihres Vermögens verschreiben, nicht etwa in einem Testament, das später bestritten werden

kann, nein, als ein freies Geschenk bei Lebzeiten, als eine Art Brautgabe, die Sie mir am Hochzeitstage überreichen."

Zacharin hörte nur halb zu. Er sah in diesem Augenblick mit stummem Entzücken ihre weiße Büste, die so verführerisch unter dem blendenden Pelzwerk wogte, im hochzeitlichen Lichte des Mondes.

„Alles, was sie wollen, Milada Petrowna," gab er endlich zur Antwort, „Alles, mein ganzes Vermögen, sobald Sie es befehlen."

„Denken Sie doch an Ihre Kinder," entgegnete sie. „Ich will nur meine Rechte sichern, ich denke jedoch nicht daran, Ihre Kinder zu berauben."

„Immer edel, immer ideal," entgegnete Zacharin lächelnd.

Am nächsten Tage fand Milada beim Diner unter ihrer Serviette die Verschreibung, durch welche Zacharin ihr sein halbes Vermögen in aller gesetzlicher Form bei Lebzeiten mit allen damit verbundenen Rechten übertrug und zum Geschenk machte.

Sie las das Dokument ruhig und genau durch. Als sie zu Ende war, faltete sie es zusammen,

verbarg es an ihrer Brust, sah Zacharin an, lächelte und nickte ihm zu.

„Sind sie nun zufrieden?“ fragte er.

„Vollkommen,“ gab sie zur Antwort.

XXXXIII.

Von allen Seiten kamen nun die Meldungen von Bauernunruhen. Odowalski, der sich nur seiner Frau gegenüber schwach und nachgiebig zeigte, war sofort entschlossen, dem drohenden Unheil die Spitze zu bieten und sprach Lazarine gegenüber die Absicht aus, trotz des strengen Winters mit ihr auf sein Gut Gostroma zu übersiedeln. Er befürchtete auch hier Unruhen und war um die großen Getreidevorräte, die er aufgespeichert hatte, nicht wenig besorgt. Dagegen hoffte er die Bauern besser im Zaum halten zu können, wenn er selbst da war.

Lazarine wieder war ganz einverstanden mit den Millionen, welche ihr die große Spekulation ihres Mannes bringen sollte, aber sie zog es vor, in der Stadt zu bleiben.

„Nein, Lazarine,“ erwiderte Odowalski aufgeregt, „diesmal wirst Du nachgeben müssen. Gerade eine Frau kann in solchen Tagen oft noch mehr bewirken als ein Mann. Auch hat unser Volk vor Frauen mehr Respekt, als vor uns Männern.“

Lazarine blieb indeß hartnäckig bei ihrer Weigerung. Odowalski brach das Gespräch ab und begab sich zu Zacharin, dessen Vorteil gleichfalls engagirt war und der daher Odowalski's Entschluß vollkommen billigte und ihm sofort eine Abteilung Soldaten unter dem Kommando eines Offiziers als Schutzwache zur Verfügung stellte.

Wieder begann Odowalski mit Lazarine zu parlamentieren, und wieder bekam er dieselben Ausflüchte zu hören. Sie habe sich genug den Sommer über auf dem Lande gelangweilt, sie habe keine Lust, im Winter sich um seines Getreides willen aufzuopfern. Da erschien im richtigen Augenblick Lieutenant Pjechorin, der Kommandant der Abteilung, welche Zacharin nach Gostroma kommandiert hatte, um sich Herrn und Frau Odowalski vorzustellen. Lazarine fand ihn jung, hübsch und elegant und da Odowalski sie wieder in seinem Sinne zu be-

reden suchte, tröstete sie sich mit dem Gedanken, daß sie sich ja mit Pjechorin die Zeit vertreiben könne, und schließlich willigte sie, wenn auch mit einer bittersüßen Miene ein.

Zwei Tage später kamen sie nach Gostroma im offenen Schlitten mitten durch Wind und Schnee. Das Prachtgefährte stand in einem grellen Widerspruch zu jener Not, die sich auf ihrem ganzen Wege mit allen ihren Gräueln und ihrem Entsetzen vor ihnen unverhüllt zeigte. Selbst Lazarine, die kein Herz, die nur Nerven hatte und zwar Nerven von Stahl, konnte sich dem Eindruck all dieses Elends nicht entziehen. Nicht nur die Menschen, sogar Vieh und Pferde gingen zugrunde und jeder halbwegs Einsichtige fragte sich bangen Herzens, wie im nächsten Jahre, selbst wenn man der Not Herr werden würde, die Aussaat vorgenommen, die Felder bestellt werden sollten?

Während Odowalski selbst die nötigen Einrichtungen traf und auf alles gefaßt, Haus und Hof förmlich in Verteidigungszustand setzte, durcheilten Heron, Frank, Bojan, Misdeff, Deborah und Katinka in Bauernkleidern die Dörfer und regten

aller Orten die Hungernden, verzweifelnden Bauern gegen die Reichen und gegen die Beamten auf. Der Czar, sagten sie diesen Unglücklichen, die sich von den Beamten verraten und verkauft sahen, und deren Erbitterung schon den höchsten Grad erreicht hatte, habe alles Land den Bauern gegeben, aber die Gutsherren behielten einen großen Teil davon für sich zurück, sie seien nichts anderes als Räuber, die mit Hilfe der Beamten das Landvolk seines Eigentums beraubten. Der Czar habe deshalb den Bauern die Erlaubnis erteilt, mit Gewalt zu nehmen, was ihnen gehöre, und sich vor allem der Getreidevorräte, welche die Wucherer aufgespeichert hätten, zu bemächtigen.

Die Bauern rotteten sich endlich in Kokolosska und Gostroma zusammen. Sie plünderten die Scheunen einiger Juden, sowie der Popen und auf der nächsten Station einen Eisenbahnzug mit Getreide, das der Regierung gehörte und für das Militär bestimmt war. Gegen Abend näherten sich wiederholt Gruppen, welche drohend genug aussahen, dem Gutshofe in Gostroma, so daß Leutnant Pjechorin es für nötig hielt, einen richtigen Kriegsrat mit Odowalski und dessen Beamten abzuhalten. Dann wurden ringsum

Wachen aufgestellt und um das Haus und die Wirtschaftsgebäude ein förmlicher Kordon gezogen.

Als die Nacht anbrach, befanden sich alle in einer fieberhaften Aufregung und Lazarine verwünschte mehr als einmal die Stunde, in der sie sich entschlossen hatte, zum ersten Male in ihrem Leben ihrem Manne nachzugeben und ihn nach Gostroma zu begleiten. Pjechorin wieder suchte sie zu beruhigen. „Ich garantiere Ihnen, Lazarine Abdonowna,“ sprach er lächelnd, „daß hier, so lange ich da bin, absolut nichts vorkommen wird und daß alle Ihre Besorgnisse unbegründet sind. Schließlich haben wir eine ganz respektable Macht zur Verfügung und können, wenn es auf's Aeußerste kommt, in wenigen Minuten einige Hundert dieser verzweifelten Leute tot in den Schnee niederstrecken. Aber hoffentlich kommt es nicht so weit, denn mich selbst dauern diese Menschen, die im Grunde gutmütig sind und nur durch das Elend in einen an Wahnsinn grenzenden Zustand versetzt wurden.“

Es war Nacht, als die Bauern von Kokoloffka und Gostroma langsam heranrückten. Voran die Kinder und die Frauen. Die Soldaten, welche

Wache hielten, suchten sie mit vorgestrecktem Gewehre aufzuhalten, aber als die hungernden Weiber mit ihren Kindern sich ihnen zu Füßen warfen, als Katinka und Misdeff, welche an der Spitze der Landleute standen, mit den Wachen zu sprechen begannen und ihnen das Elend und die Verzweiflung dieser Unglücklichen schilderten, hatten die Soldaten nicht das Herz, von ihren Waffen Gebrauch zu machen und ließen die Bauern durch, welche sich sofort auf die nächste Scheune warfen und dieselbe zu plündern begannen. Sobald ein Unteroffizier das Geschehene meldete, schnallte Pjechorin rasch seinen Degen um und ging hinab in den Hof. Odowalski und Lazarine folgten ihm. Pjechorin hatte rasch jenen Teil seiner Mannschaft, der im Hause selbst in Bereitschaft gehalten wurde, gesammelt und führte nun diese Abteilung mit gefälltem Bajonett gegen die Plünderer. Aber wieder waren es die Kinder und Frauen, die sich den Soldaten entgegenwarfen und diese zum Stehen brachten.

„Weshalb zögert ihr?“ rief Lazarine, welche bleich, mit funkelnden Augen vor die Soldaten hintrat. „Es sind Diebe und Räuber, gegen die man

Euch führt, und wenn Ihr sie nicht zur Ordnung bringt, sind sie im Stande, in der nächsten Stunde uns alle zu ermorden. Mut, meine Freunde, gebt Feuer, eine Salve wird genügen."

Die Soldaten standen ruhig da, die Gewehre bei Fuß und rührten sich nicht. Pjechorin hatte sich unter die Plünderer gemischt und suchte sie durch Zureden von ihrem Zerstörungswerk abzubringen. Schon hatten sie die Scheune halb geleert und damit begonnen, das Holzwerk zu zertrümmern, um damit heizen zu können.

Deborah, welche ein weißes Tuch um das schwarze Haar geschlungen, in Männerstiefeln und in dem kurzen Lammpelz einer Bäuerin, mitten unter den Plünderern stand, eiferte diese an, sich zur Wehr zu setzen und die Soldaten zu vertreiben. „Gebt Acht," rief sie, „sie schießen nicht, sie fühlen Mitleid mit Euch, sie werden sich zurückziehen, sobald sie sehen, daß die Verzweiflung Euch mutig macht." Schon begannen Einzelne Steine aufzuraffen und bald flog ein Hagel von Holzstücken und Steinen auf die Soldaten. Odowalski wurde an der Stirne verletzt, so daß ihm dicke, rote Blutstropfen über

das Gesicht herabrannen. Auch Leutnant Pjechorin wurde von einem Stein getroffen und als seine Soldaten instinktiv zurückwichen, während Lazarine und Odowalski ihn an seine Pflicht mahnten, zog er endlich den Degen und kommandierte „Feuer.“

In diesem Augenblick war Deborah ganz nahe an ihn herangetreten und schoß jetzt den Revolver, den sie in der Hand hielt, auf ihn ab. Pjechorin wankte und fiel in den Schnee. Die Soldaten schossen über die Köpfe der Bauern hinweg. Ein unbeschreiblicher Tumult entstand. Odowalski und Lazarine flüchteten sich in das Haus, während die mit Sicheln, Beilen, Sensen bewaffneten Bauern die Soldaten zurückdrängten. Schon war das Aergste zu befürchten, als zum Glücke Boris und Vilia, welche eben auf dem Wege nach Kokoloffka waren, mitten unter den Kämpfenden erschienen und dieselben trennten.

Während Vilia den Soldaten zusprach und sie bestimmte, sich in das Haus zurückzuziehen, redete Boris den Bauern in das Gewissen. Er war so recht der Mann, auf dieselben Eindruck zu machen. Er sprach zu ihnen weder als Volksbeglücker, noch

als Menschenfreund, sondern einfach wie mit seinesgleichen. Und gerade seine kurze, kräftige, grobe Art und sein ehrliches, unerschrockenes Auge machten auf diese schlichten, rohen Menschen den größten Eindruck. Während sich die Frauen bemühten, das geraubte Getreide mit Hilfe der Kinder rasch in Sicherheit zu bringen, berieten sich die Männer, und als jetzt auch Platon Sassar unter sie trat und sie ermahnte, Frieden zu halten, verließen sie langsam in Gruppen den Gutshof und kehrten in ihre Dörfer zurück.

Leutenant Pjechorin, dessen sich Vilia energisch angenommen hatte, wurde rasch verbunden und sodann im Schlitten in die Stadt gebracht, wo er sicher war, sofort einen Arzt und bessere Pflege zu finden. An seiner Statt erschien noch in derselben Nacht Leutenant Gowolnik in Gostroma und übernahm das Kommando.

Als die Mitglieder der „Tajnaja Druschina,“ die in dieser Nacht bei Platon Sassar versammelt waren, dies hörten, sprach Heron: „Das trifft sich gut, so viel ich weiß, ist Gowolnik selbst einer der Unsern. Er wird selbstverständlich Miene machen,

einzuschreiten, wenn wir Odowalski nochmals einen Besuch abstatten, aber ich bin sicher, daß er nicht auf uns schießen läßt."

„Wir haben vorläufig unsern nächsten Zweck erreicht," sagte Deborah, „nämlich die Leute hier und in Gostroma für ein paar Tage mit dem Notwendigsten zu versorgen. Wenn sich diese Armen erst ein wenig gestärkt haben, werden sie sich leichter zu einer kühnen That fortreißen lassen."

„Ich gebe nicht nach," sagte Bojan, in dessen kalten Augen ein unheimliches Feuer glühte, während sein rotblondes Haar wirr in seine Stirne herabhing. „Ich habe es dieser Lazarine versprochen und ich werde Wort halten. Sie soll mit eigenen Augen sehen, wie ihr Reichtum in Flammen aufgeht und dann soll sie, die Hauptschuldige, die Anstifterin all dieser Leiden, all dieses Elends, ihre sündhafte Seele unter den Streichen dieser Menschen aushauchen, die sie zur Verzweiflung gebracht hat, um sich selbst mit neuen Diamanten zu behängen.

XXXXIV.

Milada ging jetzt ernstlich an die Ausführung ihres Planes. Als Zacharin von ihr Abschied nahm, um selbst im Schlitten, von einer Abteilung Kosaken begleitet, die umliegenden Dörfer zu inspizieren, und beruhigend auf die Bauern zu wirken, benutzte sie seine Abwesenheit, um nach der nahen Universitätsstadt zu fahren und den ersten entscheidenden Schritt bei Heron zu thun. Unterwegs in den Straßen der Stadt und auf dem Bahnhofe sah sie wiederholt Szenen, welche sie auf's neue empörten und erbitterten. Es war Mittag, als sie zu Heron kam, welcher eben von Kokoloffka zurückgekehrt war und in seinen Bauernkleidern auf dem Bette lag und schlief. Sie mußte wiederholt pochen, bis er sie hörte und ihr öffnete.

„Du bist es," murmelte er, überrascht von der vornehmen Eleganz, welche sie umgab. Während er sich rasch das Gesicht wusch und das Haar kämmte, hatte sich Milada auf einen Stuhl beim Fenster gesetzt.

Heron hielt inne, sah sie an, schüttelte den Kopf und lächelte. „Wie schön Du bist, wahrhaftig, man könnte Dich für eine ächte Fürstin halten."

Milada lächelte gleichfalls. Der lange Pelz von schwarzem Samt mit Zobel, den sie trug, und der kleine schwarzsamtne Kapothut verliehen ihr in der That etwas ungemein Distinguiertes, und der dunkle Charakter ihres Anzuges ließ ihren weißen Teint und ihr goldiges Haar noch um vieles blendender erscheinen.

„Es ist nur ein Zufall, daß Du mich getroffen hast," sprach Heron, während er vor ihr niederkniete und sie mit seinen zärtlichen Augen fast schwärmerisch ansah. „Ich war in Kokoloffka und Gostroma, wir haben dort eine Scheune Odowalski's geplündert. Aber weißt Du, Milada, daß ich eifersüchtig werden könnte, wenn ich Dich in dieser Pracht sehe.

Ich glaube nicht, daß Du Zacharin liebst, aber ich fürchte —"

„Was fürchtest Du?" unterbrach ihn Milada spöttisch.

„Ich weiß, daß ich Unsinn rede," erwiderte Heron, während er seinen Kopf in ihren Schooß barg. „Vergib mir — ach, seitdem ich weiß, daß ich Dich verlieren soll, bin ich so wahnsinnig in Dich verliebt — wirklich, es ist lächerlich, Milada."

Ruhig, die Hände behaglich in den Aermeln ihres Pelzes versteckt, sah sie ihn an, fast mitleidig im Gefühle ihrer Gewalt über ihn. Dann nahm sie mit beiden Händen seinen Kopf, richtete ihn auf und küßte ihn erst auf die Stirne, dann auf den Mund. „Ich glaube wirklich," murmelte sie, „Du liebst mich erst, seitdem Du weißt, daß ich einem Andern gehören soll. Ach, wie komisch seid Ihr doch, Ihr Männer."

Sie stand jetzt auf, legte ab und machte es sich bequem auf dem alten, kleinen Sopha, das an der Wand stand. „Kannst Du mir vielleicht eine Tasse Thee geben?" fragte sie, „es ist empfindlich kalt draußen und hier bei Dir nicht allzu warm."

„Warte nur, Du sollst sofort bedient sein,“ gab Heron zur Antwort. Er machte rasch Feuer in dem eisernen Ofen, stellte Wasser auf und in kurzer Zeit konnte er ihr die erste Tasse dampfenden Thee's vorsetzen. Sie that Zucker hinein und etwas Rum und begann das heiße, duftige Getränke mit sichtlichem Behagen zu schlürfen.

„Was hast Du neues mitgebracht?“ fragte Heron, der sich jetzt rittlings auf einen Holzstuhl ihr gegenüber niedergelassen hatte, „denn Du bist doch nicht gekommen, um mir einen Besuch abzustatten? Das bilde ich mir wahrhaftig nicht ein.“

„Und Du hast recht,“ erwiderte Milada etwas spöttisch. „Wenn man ein großes Werk, eine That auszuführen hat, dann darf man sich nicht bei solchen Nebendingen aufhalten, wie Du in diesem Falle bist, bei aller Deiner Liebenswürdigkeit und trotz Deines hübschen Gesichtes, das ich noch immer so gern sehe wie früher.“ Sie reichte ihm die Hand über den Tisch herüber und sah ihn mit ihren blauen Augen forschend an. „Also,“ sagte sie endlich.

„Weshalb zögerst Du?“

„Ich fürchte, Dir doch wehe zu thun.“

„Ich bin auf alles gefaßt, Milada.“

„Wir sind endlich so weit — wir werden in den nächsten Tagen uns trauen lassen, in aller Stille, verstehst Du? Aber das ist es nicht, was ich Dir eigentlich zu sagen habe, es ist nur die Einleitung.“

„Ich habe nichts dagegen zu bemerken,“ sagte Heron seufzend, „ich selbst habe Dir zugeredet, diese Mission zu übernehmen, und da Du so weit gegangen bist, mußt Du die Sache auch zu Ende führen, im Interesse Aller. Aber ich fühle jetzt doch, daß ich mir mehr zugetraut habe, daß die Sache über meine Kräfte geht. Ich kann nicht gleichgiltig bleiben, wenn Du einem Andern gehörst. Ich leide mehr, Milada, als Du denkst.“

„Unsinn,“ rief sie lachend und gab ihm einen leichten Schlag auf die Wange, „denke lieber daran, Deine Pflicht zu erfüllen und versorge mich besser.“ Sie schob ihm die leere Tasse hin, die er von neuem mit Thee füllte.

„Hast Du vielleicht eine Zigarrette für mich?“

„Ich glaube nicht,“ erwiderte er, indem er sich

in der Stube umsah, „aber Papier und Tabak.“ Er fand beides und legte es vor sie hin.

Sie ging jetzt direkt auf ihr Ziel los. Sie wußte, daß er ganz in dem Bann ihres starken Willens stand, daß sie ihn vollständig in der Hand hatte, wie diese Zigarrette, die sie jetzt zwischen ihren Fingern rollte. „Gib mir Feuer,“ sagte sie. Er zündete ihr die Zigarrette an und sie blies den Rauch vor sich hin. „Komm, mein Freund,“ sagte sie dann, „hierher zu mir,“ und als er sich neben sie auf das Sopha gesetzt hatte, nahm sie ihn bei den Händen und blickte ihm in die Augen. Sie hielt ihn gleichsam mit ihrem Blicke fest, als fürchte sie, daß er ihr noch im letzten Augenblick entkommen könne.

„Willst Du thun, was ich will?“ fragte sie endlich.

„Ja,“ erwiderte er, mit dem Kopfe nickend.

„In Allem?“

„Ja, in Allem.“

„Wirst Du mir blind gehorchen, Heron?“

„Ich muß wohl.“

„Weshalb mußt Du?“

„Weil Du mich dazu zwingst, Milada.“

„Womit zwinge ich Dich?“

„Ich weiß es nicht, aber es ist so, ich habe es längst aufgegeben, sobald Du Deinen Willen mir gegenüber geltend machst, Dir Widerstand zu leisten. Ich weiß ja doch, daß ich im Kampfe gegen Dich unterliegen würde, und so ergebe ich mich aus freien Stücken."

„Das sollst Du auch, ich habe darauf gerechnet. Ich habe ein ernstes, großes Werk zu vollbringen, und wer sollte mir dabei seine Unterstützung leihen, wenn nicht Du?"

„Also?"

„Vor Allem lies hier dieses Dokument." Sie reichte ihm die Verschreibung Zacharins.

Heron las dieselbe, legte sie dann wieder zusammen und gab sie ihr zurück. „Gut," sagte er, „ich sehe, daß Du ebenso klug als thatkräftig bist."

„Weißt Du, zu welchem Zweck ich mir diese Verschreibung von ihm geben ließ?"

„Wie soll ich das wissen?" Er zuckte die Achseln.

Milada zog ihn bei den Händen langsam an sich und flüsterte ihm dann in das Ohr: „Weil ich entschlossen bin, Heron, ihn zu töten."

Heron, der die Augen gesenkt hatte, erhob sie rasch zu ihr, fast erschreckt und schwieg.

„Zweifelst Du daran?“ fragte sie.

„Nein, wenn Du entschlossen bist, wird es auch geschehen, ich kenne Dich.“

„Zacharin ist ein Schurke, er verdient den Tod, er ist schuldiger als alle andern, denn er ist hier namens des Czaren und sollte sein Volk vor Not und Elend schützen, während er mit all diesen elenden Getreidewucherern, an deren Spitze Odowalski steht, gemeinsame Sache macht, um zu den Millionen, die er bereits besitzt, neue zu erwerben, welche Tausende mit ihrem Leben bezahlen müssen. Ich kenne ihn jetzt, seitdem ich in seinem Hause bin. Statt zu helfen, statt die Befehle der Regierung zu Gunsten der Notleidenden auszuführen, war er es, der all dies Elend und Unglück des Volkes hauptsächlich verschuldet hat. Ich bin entschlossen, ihm den Lohn zu geben, den er durch alle seine Verbrechen verdient hat und dann mit dem Gelde, das mein ist, das er mir verschrieben hat, gut zu machen, was er gesündigt hat. Glaube mir, Heron, es ist ein gutes, verdienstliches Werk, ihn zu töten.“

„Ich glaube es,“ sprach er, „wenn Du es sagst.“

„Haben wir nicht diesen Heliodor zum Tode verurteilt um geringerer Verbrechen willen? Sollte dieser Mensch, der strafbarste von allen, verschont bleiben? Nein, Heron, nicht umsonst hat ihn das Schicksal in meine Hand gegeben. Aber auch wir müssen uns opfern, Du und ich.“

„Wie das?“ fragte Heron, „was hast Du vor?“

„Ich selbst werde Zacharin töten,“ fuhr sie leise fort, „damit ich aber die Not des Volkes mit dem Reichtum, der mir zufällt, lindern kann, kann ich meine Freiheit in diesem Augenblick nicht opfern, ich kann die Verantwortung für diese That nicht übernehmen.“

„Und so soll ich?“ fragte Heron leise.

„Du errätst's,“ unterbrach sie ihn, „Du wirst diese That auf Dich nehmen, willst Du?“

„Ja, ich will.“

„Gib Acht, was ich Dir jetzt sage. Du wirst also auf der Stelle, heute noch, eine starke Schnur kaufen, am besten von roter Seide mit Quasten, in der Art, wie man sie hat, um einen Schlafrock damit zu gürten, verstehst Du? Und dann einen

Revolver, beides in möglichst auffallender Weise, so daß die Leute sich später daran erinnern und bezeugen können, daß Du die Gegenstände bei ihnen gekauft hast, verstehst Du?"

„Ja, ich verstehe. Damit Schnur sowohl als Revolver später als Beweis dienen können."

„So ist es," fuhr Milada fort, „und dann wirst Du mir einen Brief schreiben, in dem Du beiläufig sagst, daß Du in Erfahrung gebracht hast, meine Hochzeit mit Zacharin stehe bevor und in diesem Falle drohest, ihn und mich zu töten. Hast Du mich verstanden?"

„Vollkommen. Aber wäre es nicht besser, Du würdest mir selbst den Brief vorschreiben, damit er genau so ausfällt, wie Du ihn haben willst?"

„Nein, das wäre gefährlich, ich darf nichts Schriftliches aus der Hand geben, aber ich will Dir den Brief diktieren."

Heron stand auf, nahm ein Couvert und einen Briefbogen, tauchte die Feder ein und sah Milada erwartungsvoll an.

„Ist es wahr," begann sie zu diktieren, „daß Du Dich mit Zacharin verlobt hast und in wenigen

Tagen schon mit ihm zum Altare gehst? Hast Du so ganz Deinen Schwur vergessen, Deine Liebe zu mir, die Treue, die Du mir gelobt hast? Ich warne Dich hiermit zum letzten Male. Du kennst mich, ich bin nicht der Mensch, ruhig zuzusehen, wie mir ein anderer die Geliebte raubt und den Schatz, den ich so lange behütet habe, entweiht! Noch ist es Zeit, umzukehren, Milada. Solltest Du bei Deinem Entschlusse beharren, dann sieh Dich vor, ich bin imstande, Dich und ihn zu töten, bringe mich nicht zur Verzweiflung. Dein Heron."

Als er fertig war, reichte er ihr das Blatt. Sie las es aufmerksam, drückte es dann auf dem Löschpapier ab, steckte es in das Couvert, schloß dasselbe und steckte den Brief zu sich.

„Von jetzt an," sprach sie, „hört jeder Verkehr zwischen uns auf, verstehst Du? — Aber wir werden uns wiedersehen, Heron, ich verspreche es Dir, und Du weißt, daß ich Wort halten werde."

„Wiedersehen?" wiederholte er, „wo?" Ein schmerzliches Lächeln zuckte um seinen vollen Mund. „Wo? Vielleicht in Sibirien, mein Freund,

denn es wird Dein Los sein, dort Dein Leben zu beschließen. Und nun gib mir meinen Pelz."

Er holte denselben und half ihr hinein. Nachdem sie die Haken geschlossen hatte, legte sie die vollen Arme um ihn, sah ihn lange an, und dann saugten sich ihre Lippen an den seinen fest, in einem Kusse, der kein Ende nehmen zu wollen schien. Endlich riß sich Milada los, drückte ihm nochmals die Hand und schritt dann rasch zur Thüre hinaus.

Sie gab selbst den Brief zur Post und ging dann zur Bahn, um mit dem nächsten Zuge nach Hause zurückzukehren.

XXXXV.

Boris war mit seiner Frau in die Stadt gekommen zu einer Beratung mit dem dortigen Komitee, welche im Palast des Fürsten Borodinoff stattfand. Man hatte Maimonoff zugezogen, sowie Platon Sassar, von dem man die Meinungen der Bauern zu hören hoffte. Alle Anwesenden zeigten dasselbe trostlose Gesicht. Nach langem harten Kampf gegen die Noth sahen alle mehr oder minder ihre Ohnmacht, dem Uebel zu steuern, ein. Zum Hunger hatten sich allerhand Krankheiten, insbesondere der Typhus und die Masern gesellt, es fehlte an Aerzten, an Arzneimitteln, an Pflege. Die Sterblichkeit war geradezu furchtbar.

„Was ist nun zu thun?“ In dieser Frage sprach Fürst Borodinoff die ganze Verzweiflung der

Volksfreunde gegenüber dem von Tag zu Tag sich steigernden Elend aus.

„Was thun?“ So fragten Alle und keiner fand eine Antwort. Alle Menschenhilfe schien unter diesen Umständen ungenügend. Endlich, nachdem alle einige Zeit geschwiegen hatten, nahm Maimonoff das Wort. Er setzte auseinander, wie die Regierung bei der Macht und den Mitteln, die ihr zur Verfügung ständen, helfen könnte, aber alles geschehe zu spät, zu langsam, woran einerseits der schwerfällige Apparat der Verwaltung die Schuld trage, andererseits der böse Wille der Beamten, welche gewissenlos genug wären, sich noch in der Zeit der höchsten Not auf Kosten jener zu bereichern, denen sie Hilfe bringen sollten. Er sei überzeugt insbesondere von dem guten Willen, von den menschenfreundlichen Gesinnungen des Czaren, aber er glaube nicht, daß dieser das Elend in seinem ganzen Umfange kenne, noch weniger sei er von dem strafbaren Verhalten seiner Beamten unterrichtet. „Ja,“ rief er endlich aus, „wenn sich jemand fände, der den Czaren aufklären würde, aber das ist eben das traurige bei uns in Rußland, daß niemand dazu den Mut haben wird.“

„Warum nicht?“ rief Boris, „mir käme es nicht darauf an, ihm die Wahrheit gründlich zu sagen, aber was würde der Erfolg sein, man würde mich nach Sibirien senden und alles bliebe beim Alten.“

„Ich will zum Czaren, ich will ihm die Not seines Volkes schildern,“ sagte Prinzessin Vilia mit jener ruhigen Entschlossenheit, welche sie während dieser ganzen schrecklichen Zeit ausgezeichnet hatte.

Fürst Borodinoff sah sie erstaunt an. „Was willst Du am Hofe?“ sagte er endlich. „Man wird Dich nicht vorlassen und wenn Du es erreichst und wirklich vor dem Czaren stehst, wird er Dich entweder nicht anhören oder nicht zu Ende reden lassen.“

„Das glaube ich nicht,“ erwiderte Vilia. „Ich kann mir nicht denken, daß er nicht hören will, was man ihm bis jetzt ferne gehalten hat. Es ist doch sein Volk, das zu Grunde geht und ich traue ihm so viel Herz zu, daß er sich der Leiden desselben erbarmt.“

Nachdem die Sache nach allen Seiten hin besprochen worden war und Boris den Vorschlag seiner Frau energisch unterstützt hatte, blieb es endlich

dabei. Boris übernahm es, an Stelle Vilia's während ihrer Abwesenheit alle jene Anstalten zu leiten, welche sie in den Dörfern zur Linderung der Not gemeinsam eingerichtet hatten und Vilia packte ihre Sachen, nahm rasch Abschied und fuhr mit dem nächsten Zuge nach Petersburg.

Hier angekommen, suchte sie zuerst den Fürsten Wengerofskj auf. Er war überrascht, sie zu sehen und zu gleicher Zeit sichtlich erfreut. Sie trug ihm ihr Anliegen vor und es gelang ihr, den edelgesinnten Fürsten sofort dafür zu erwärmen. Er versprach ihr eine Audienz beim Czaren zu verschaffen und konnte ihr schon am folgenden Tage melden, daß dieselbe gewährt sei.

Mit klopfendem Herzen harrte Vilia zur bestimmten Stunde im Vorgemach auf das Zeichen, das ihr gestatten würde, einzutreten und dem Monarchen Aug in Auge ihre Mission zu erfüllen. Endlich kam der diensttThuende Kammerherr auf sie zu und bat sie, ihm zu folgen. Die Thürflügel wurden geöffnet, sie überschritt die Schwelle und befand sich im nächsten Augenblick dem Czaren gegenüber, der freundlich auf sie zuging. Vilia,

von der Bedeutung des Augenblicks und dem Ernst der Sache, die sie hier vertrat, überwältigt, warf sich ihm zu Füßen und begann laut zu weinen. Der Czar hob sie auf und fragte, welcher Art das Gesuch sei, das sie zu ihm geführt habe.

„Ich bin nicht gekommen, für mich zu bitten," erwiderte Vilia Paulowna, „sondern für Ihr armes Volk, das zugrunde geht ohne Hilfe, das rettungslos verloren scheint, wenn Ew. Majestät sich nicht desselben annehmen und energisch eingreifen."

„Ich weiß," erwiderte der Czar, „daß die Not groß ist, aber ich glaube, daß die Anstalten, die wir getroffen haben, genügen werden, um dem Unglück zu steuern."

„Nein, Majestät," erwiderte Vilia, welche indeß ihre Thränen getrocknet und ihre Fassung wiedergewonnen hatte, „die Anstalten, die getroffen sind, genügen nicht, selbst wenn sie ausgeführt wären, aber das schlimme ist, daß man vorläufig noch gar nicht damit begonnen hat, die Befehle Ew. Majestät zu vollziehen."

„Wie das?" fragte der Czar, indem er die Stirne runzelte. „Sollten meine Beamten wirklich

so lau, so gleichgiltig im Dienste, so gewissenlos in Bezug auf ihre Pflichten sein?"

„Mehr als das, Majestät," fuhr Vilia fort, „sie arbeiten den Maßnahmen der Regierung entgegen und suchen aus der allgemeinen Not Vorteil zu ziehen." Und jetzt, da sie das entscheidende Wort gesprochen hatte, fuhr sie fort, dem Kaiser die schreckliche Not des Volkes, den Hunger, die Krankheiten, die große Sterblichkeit, das ganze fürchterliche Elend zu schildern, und sodann das Verhalten der Beamten, ihre Willkür, ihre Käuflichkeit und Gewissenlosigkeit. „Glauben Sie mir, Majestät," schloß sie, „daß nur dort, so weit Ihre Hand reicht, Recht und Gesetz in Rußland bestehen, sonst regiert nur der Despotismus der Beamten und ihres Anhangs. Alles bleibt auf dem Papier und trotz aller wohlgemeinten Verordnungen, trotz aller Befehle, aller humaner Gesetze ändert sich nichts an diesem Zustand, und jeder, der es wagt, gegen diese Demoralisation, gegen diese Korruption aufzutreten, wird zum Hochverräter, zum Verbrecher gestempelt. Nur dadurch greift der Nihilismus so sehr um sich, es ist einfach die Saat,

welche die Beamten, diese Tyrannen des russischen Volkes gesät haben. Nur von Ihnen, Majestät, können wir noch Hilfe und Rettung hoffen. Lassen Sie uns nicht ohne Ihren Beistand, lassen Sie uns nicht verzweifeln."

Der Czar, welcher erregt auf- und abgegangen war, blieb jetzt stehen. „Ich habe von diesen Zuständen manches gewußt," murmelte er, „aber ich hätte niemals geglaubt, daß es so schlimm ist, wie Sie es mir schildern. Und ich glaube Ihnen, Prinzessin, daß Sie kein Wort zu viel gesagt haben."

„Ich habe nicht übertrieben, Majestät," rief Vilia, „ich schwöre es Ihnen."

„Ja, ja," sprach der Czar mit einem herben Lächeln, „es ist die alte Geschichte vom heiligen Rußland, in dem Czar und Volk gleich machtlos sind. Ich verspreche Ihnen, Alles zu thun, was Sie von mir verlangen, wenn es nicht so rasch ausgeführt wird, als Sie es wünschen, dann messen Sie mir nicht die Schuld bei. Aber ich will doch einmal sehen, wer in Rußland regiert, ich oder diese

Elenden.“ Damit entließ der Czar die Prinzessin mit einer huldvollen Handbewegung.

Als sie in den Vorsaal heraustrat, erwarteten sie zwei Hofdamen in der weißseidenen, nationalen Hoftracht. Sie überbrachten ihr den Befehl der Kaiserin, ehe sie den Palast verließ, bei derselben vorzusprechen.

Vilia folgte den beiden Damen in den Flügel, in dem die Gemächer der Kaiserin liegen. Es währte nicht lange, so fuhr ein Schlitten vor und wenige Augenblicke später trat die Kaiserin, welche von einer Spazierfahrt zurückkehrte, ein im russischen Gewande, darüber einen weißen, goldgestickten Pelz, mit kaiserlichem Hermelin besetzt und gefüttert. Die Monarchin blieb stehen, sah Vilia an, nickte ihr freundlich zu und forderte sie auf, ihr zu folgen. Sie sprach in ihrer herzlichen, einfachen Weise ihre Bewunderung aus für alles, was sie bereits geleistet, sowie für den kühnen Schritt, der sie nach Petersburg direkt zum Kaiser geführt habe. Ermutigt durch die Huld der hohen Frau, schüttete Vilia derselben ihr ganzes Herz aus und schilderte die Not, das Elend in so ergreifender Weise, daß

Thränen die schönen, milden Augen der Czarin füllten.

„Es muß geholfen werden," sagte diese zuletzt, indem sie Vilia Paulowna die Hand reichte, „und es wird geholfen werden."

XXXXVI.

Deborah war mit Platon Sassar nach ihrem Landhause gefahren, wo Katinka sie erwartete.

„Hast Du die Leute bestellt?“ fragte sie, als sie aus dem Schlitten stieg und in das Haus trat.

„Sie sind hier,“ erwiderte Katinka, „sie erwarten Dich.“ Ohne erst abzulegen, folgte Deborah ihrer Freundin in die Küche, in der drei Männer und ein Weib um einen Tisch herum saßen und mit wahrer Gier der warmen Suppe zusprachen, welche Katinka ihnen vorgesetzt hatte, und dem Thee, den sie in große Gläser eingoß.

„Laßt Euch nicht stören,“ sagte Deborah, als sie Miene machten, aufzustehen. Dann nahm sie einen Stuhl und setzte sich zu ihnen an den Tisch. „Wißt Ihr, um was es sich handelt?“ fragte sie.

„So beiläufig," sagte der Aelteste der Männer, der sich Baschkir nannte. Ein Lächeln glitt über sein verwegenes Gesicht, in dem ebenso wie in seinem ganzen Wesen etwas Abstoßendes lag. Er hatte einen tückischen Blick von unten herauf, wie ein Hund, der in seiner Jugend zu viel Prügel bekommen hat, kurzgeschorenes, rotblondes Haar und abstehende Ohren. Die beiden andern, Nikita und Kibisch, nickten zustimmend.

„Wir sind bereit, Dir zu dienen," sagte das Weib. „Ich nenne mich Mara Nikolajewna und was die Kourage betrifft, so habe ich wenigstens ebensoviel als die drei hier zusammen." Groß und gut gebaut, mit einem listigen Blinzeln in den grauen Augen, hatte sie einen Zug von Trotz und Rohheit um die kleine mongolische Nase und die aufgeworfenen Lippen. „Was gibt es also?" fragte sie.

„Nicht mir sollt Ihr dienen," erwiderte Deborah, „sondern allen jenen, die hungern und darben, die frieren und sterben durch die Schuld dieser Reichen, dieser Wucherer, die Euch ausgesogen haben und jetzt dem sichern Tode preisgeben."

„Das läßt sich hören," sagte Baschir, „und wem soll es vor allem an den Kragen gehen?"

„Wir wollen heute Nacht Odowalski's Haus und Gut überfallen und plündern," sagte Deborah. „Unsere Bauern in Gostroma und Kokoloffka sind noch trotz aller Not zu zaghaft, zu unentschlossen, es müssen ein paar mutige Leute die Führung übernehmen, und dazu habe ich Euch auserſehen."

„Und da habt Ihr gut daran gethan," erwiderte Mara.

Deborah zog hierauf ihre mit Gold gefüllte Börse und gab einem jeden ein blinkendes Goldstück.

„Ich danke Dir, Mütterchen," sagte Mara, „ich sehe, daß Du ein Herz für uns hast, also gebiete nur über uns, wir werden Dir treu gehorchen."

„Ihr sollt also nach Gostroma und Kokoloffka und die Leute bereden, daß sie heute Nacht Odowalski's Gut überfallen."

„Ich verstehe," sprach Mara, „und wir dürfen also alles zerstören und plündern?"

„So ist es."

„Und was Odowalski anbelangt und seine Frau, sollen wir die am Leben lassen oder töten?"

„Nein," erwiderte Deborah, „getötet sollen sie nicht werden."

„Gut," sprach Baschkir, „das muß man immerhin wissen. Uebrigens sind wir zu allem bereit."

Nachdem sie genügend gegessen und getrunken, machten sich die drei Strolche in Gemeinschaft mit Mara auf den Weg. Deborah und Katinka folgten ihnen später im Schlitten. Als sie in Kokoloffka angelangt waren, gingen sie zusammen mit Bojan von Haus zu Haus und sprachen den Bauern zu, nicht länger die Hände in den Schoß zu legen, sondern sich zu bewaffnen, Odowalski's Scheunen zu plündern und auf diese Weise ihrem Elend ein Ende zu machen. Zu gleicher Zeit gingen auch Mara, Baschkir und ihre beiden Genossen an das Werk. Von Kokoloffka begaben sie sich nach Gostroma und überall fanden sie Gehör und Beifall bei den durch Hunger und Krankheit zur Verzweiflung getriebenen Bauern.

„Wollt Ihr denn alle zu Grunde gehen?" sagte Bojan zu einer Gruppe von Landleuten, die in Gostroma auf der Straße standen und berieten.

„Nein, Herr," erwiderte ein Greis, der seinen

nach Brot verlangenden Enkel im Arme hatte, „das wollen wir nicht, lieber sollen die andern dran.“ Und er zeigte mit der geballten Faust auf das Haus Odowalski's hinüber, dessen rotes Dach durch die entlaubten Bäume herüberblickte.

Die Sonne ging an diesem Tage blutrot, drohend unter. „Ein böses Zeichen,“ sagte der alte Diener im Hause Odowalski's, der schon zu Zeiten seines Großvaters im Hofe gewesen war, „das bedeutet Krieg oder Cholera oder beides zusammen.“

Als es dunkel wurde, zogen Baschkir, Mara und ihre Genossen, verstärkt durch andere Arbeitslose und Gesindel aus der Stadt durch Kokoloffka, die Bauern, welche aus den Hütten traten, zum Anschluß auffordernd. Bojan und Deborah boten alles auf, die Menge aus ihrer Apathie, aus ihrer stumpfen Ergebung in ihr Schicksal aufzurütteln und wirklich gelang es ihnen, einen großen Teil mit fortzureißen. Mit Sensen, Dreschflegeln, Stöcken, einige mit alten Flinten bewaffnet, zogen sie nach Gostroma, von Bojan angeführt, und hier fanden sie die Bevölkerung in der besten Stimmung, an dem Ueberfall teilzunehmen. Bojan und Deborah

hatten dafür gesorgt, daß in der Schenke zu Gostroma reichlich Branntwein vorhanden war, welcher von ihnen unentgeltlich an die Bauern verteilt wurde. Diese lagerten in der Dorfstraße, sangen Kriegslieder aus der Zeit der alten Kosakenfreiheit, und warteten, bis es Nacht war und ausgesendete Späher meldeten, daß im Hause Odowalski's bis auf die aufgestellten Schildwachen alles zur Ruhe gegangen sei.

Kurz vor Mitternacht näherte sich der ganze Bauernhaufen dem Gutshofe von Gostroma und nachdem dieser von allen Seiten umstellt war, warfen sich die Bauern auf das gegebene Signal, einen Revolverschuß, den Bojan abfeuerte, von allen Seiten auf das Haus und die dasselbe umgebenden Wirtschaftsgebäude. Die Thüren wurden mit Aexten eingeschlagen und die Menge ergoß sich in den Hof, in die Scheunen, welche geplündert wurden, in die Ställe, aus denen man das Vieh herausführte, und versuchte das Thor des Wohnhauses mit Gewalt zu öffnen. Indeß hatte Leutenant Gowolnik seine Soldaten gesammelt, drängte mit denselben das Volk zurück und nahm Aufstellung vor dem Hause,

das unter allen Umständen zu schützen er für seine Pflicht hielt. Plötzlich erschien Odowalski mit einem Revolver in der Hand. „Weshalb lassen Sie nicht auf die Aufrührer feuern, Herr Leutnant?“ fragte er erregt.

„Weil ich fürchte, Herr Odowalski,“ erwiderte Gowolnik, „daß ich hierdurch noch mehr Unglück herbeiführe. Die Leute sind durch Hunger, Frost und den Anblick des Elends, das die Krankheiten in ihre Familien gebracht haben, zur Verzweiflung getrieben. Ueberlassen Sie ihnen lieber Ihre Vorräte, Sie können noch immer von Glück sagen, wenn Sie mit dem Leben davon kommen und Ihr Haus, Ihren Reichtum retten können.“

Indeß hatten Bojan und Deborah die Zögernden von neuem angeeifert. Diese drängten langsam die Soldaten zurück und Einzelne versuchten sogar, denselben die Gewehre zu entreißen.

„Schießt doch, gebt Feuer!“ rief Odowalski, aber die Soldaten schossen nicht. Und als er selbst den Revolver erhob, fiel ihm Bojan in den Arm und entwaffnete ihn. Odowalski, der Alles verloren sah, floh in das Haus und dachte nur noch

daran, seine Kinder und was er an Gold und Papieren im Hause hatte, zu retten.

Die Soldaten waren indeß bis an das Thor des Hauses zurückgedrängt worden. Jetzt näherte sich Deborah dem Leutnant Gowolnik und gab ihm ein Zeichen. Er steckte den Degen ein, trat näher und sie führte ihn bei Seite, um mit ihm im Geheimen einige Worte zu wechseln. Gowolnik reichte ihr dann die Hand, kehrte zu seinen Soldaten zurück und gab ihnen leise einen Befehl.

Die Soldaten schulterten das Gewehr, schwenkten ab und marschirten, Gowolnik an der Spitze, ab.

Jetzt ergoß sich die Menge, durch niemanden mehr im Zaume gehalten, in das Haus, plünderte die Speisekammer, den Keller und begann alles, was ihr in den Zimmern und Sälen in den Wurf kamen, zu zertrümmern und zu verwüsten.

Odowalski hatte vergebens Lazarine gesucht. Er mußte annehmen, daß sie bereits vor ihm das Haus verlassen habe. Es gelang ihm, einige tausend Rubel, die im Hause waren, sowie wichtige Papiere in einer Reisetasche unterzubringen, die er umhing und sich, ehe die Menge eindrang, mit seinen

Kindern durch eine Hinterpforte in das Freie zu retten. Niemand bemerkte ihn und so wurde er nicht verfolgt und konnte glücklich das nächste Dorf und von hier aus mit einem gemieteten Fuhrwerk die Stadt erreichen.

Als Haus und Scheunen vollständig verwüstet und geplündert waren, befahl Deborah, Feuer anzulegen. Es geschah, und in kurzer Zeit schlugen die Flammen aller Orten aus Fenstern und Luken hervor.

„Wo ist Odowalski?“ fragte Deborah.

„Niemand hat ihn seither gesehen,“ entgegnete Bojan, „übrigens interessiert mich seine Frau viel mehr als er.“

„Komm,“ sprach Deborah, „wir wollen sie suchen.“ Sie drangen in das Haus ein, dessen Treppen bereits von Rauch und Funken erfüllt waren und versuchten, in das obere Stockwerk zu gelangen. Es schien nicht mehr möglich ohne ernste Gefahr.

Während sie ratlos am Fuße der Treppe standen, zeigte sich plötzlich oben eine weiße Gestalt. Es war Lazarine, die bis auf den Speicher unter das Dach geflohen war, durch die Flammen und den Rauch

vertrieben, vergebens einen Rettungsweg gesucht hatte und endlich bebend die bereits brennenden Stufen zwischen wogenden Rauchsäulen herabkam.

„Hier ist sie," rief Deborah. Im nächsten Augenblick stürzte Bojan ihr entgegen, ergriff sie beim Arm, riß sie die wenigen Stufen hinab und schleppte sie hinaus in den Hof. Indem er Lazarine, die halb ohnmächtig war, in den Schnee warf, rief er: „Hier ist die Verbrecherin, die große Sünderin, die all dies Unheil angestiftet hat, Lazarine Abdonowna Odowalski, die Freundin des Gouverneurs Zacharin."

Die Umstehenden stießen einen lauten Jubelruf aus und sofort war die am Boden liegende Lazarine von einer Menge umringt, die sie verhöhnte und mißhandelte. Mara hielt sie bei dem offenen Haar, das sie um ihre Faust gewunden hatte, und zerfleischte ihr schönes Gesicht mit einem silbernen Tortenmesser, das sie im Speisesaal des Hauses erbeutet hatte. Axina Natalska riß ihr die Kleider herab und schlug mit einem scharfen Stein auf ihren üppigen weißen Nacken los. Andere Frauen traten mit ihren groben Stiefeln auf ihr herum.

Sie bat vergebens um Schonung, um Gnade. Schon war sie von Blut überströmt und meinte, unter den Händen aller dieser wütenden verzweifelten Leute ihr Leben zu enden.

Da entstand plötzlich eine Bewegung um sie, die Weiber, welche auf sie losschlugen, ließen von ihr ab und Alles wich zurück.

Es war Ewa Glebowna, welche auf der Brandstätte erschienen war, und jetzt ihre Arme einer Prophetin gleich über Lazarine ausbreitete. „Ihr sollt nicht richten,“ rief sie, „hat der Heiland gesagt, wenn Sie auch noch so sehr mit Sünden und Verbrechen beladen ist, Gott hat Euch nicht dazu aufgerufen, ihre Laster zu strafen. Ueberlaßt es ihm, die Sünder von den Gerechten zu scheiden.“

Langsam zogen sich Alle zurück und Lazarine, die sich mühsam auf ihre Kniee erhoben hatte, umschlang ihre Retterin, während sich ihre Todesangst zu gleicher Zeit in einem lauten Schluchzen löste.

Ewa Glebowna hob sie auf, zog ihren Schafspelz aus, legte denselben Lazarine um die Schultern und führte sie langsam durch die Gruppen der Bauern

bis zu ihrem Schlitten, der in der Nähe stand, hob sie in denselben, bettete sie auf dem Stroh, ergriff dann die Zügel und führte sie nach Kokolofſka, wo sie derselben vorläufig in ihrem Hause ein Asyl gab.

XXXXVII.

Auf Wunsch Milada's fand ihre Hochzeit mit Zacharin in aller Stille statt. Sie fuhren Abends zur Trauung in die Kirche, nur mit ihren beiden Zeugen, dem Grafen Moranzoff und dem Obersten Grekoff. Dann fand bei Zacharin ein Diner statt, an dem außer den beiden Zeugen nur noch Fräulein Schnob und die Kinder teilnahmen. Die Herren sprachen eifrig den köstlichen Weinen zu und nach dem Dessert blieben sie noch lange beim Champagner beisammen. Die Kinder hatte man früher schon zu Bett geschickt.

Während sie in Gegenwart von Fräulein Schnob entkleidet wurden, sagte Blanche: „Siehst Du, Wera, nun ist sie doch unsere Mama, und wenn wir ihr nicht gehorchen, wird sie uns schlagen oder aus dem Hause jagen.“

„Das darf sie nicht,“ erwiderte Wera stolz. „Sind wir nicht die Töchter des Gouverneurs? Sie kann die Frau unseres Papa sein, unsere Mama ist sie nicht und hat uns nichts zu befehlen.“

Fräulein Schnob beruhigte sie. „Sie haben nichts von Ihrer Stiefmutter zu besorgen,“ sagte sie, „sie wird Sie gewiß gut, wie es ihr ziemt, behandeln. Anderseits aber geben Sie diesen Ungehorsam und diesen Widerstand auf, der nur Ihnen Beiden Schaden bringen kann. Und nun gute Nacht.“

Die Kinder waren jedoch noch lange wach und Wera erzählte Blanche ein schauerliches Märchen von einer bösen Stiefmutter, welche die Kinder ihres Mannes geschlachtet und diesem zu essen vorgesetzt hatte. Damit schliefen sie ein.

Es war Nacht, ja fast Morgen, als die Gäste fortgingen. Milada zog sich zurück, um sich des unbequemen, schweren Kleides zu entledigen.

„Wann darf ich kommen?“ fragte Zacharin, indem er ihr wiederholt die Hand küßte. Seine verschwommenen Augen bewiesen, daß auch er dem Champagner nur zu sehr zugesprochen hatte.

„Ich werde Dir ein Zeichen geben mit der Klingel," erwiderte Milada.

„Laß mich nicht zu lange warten."

„Nein, gewiß nicht," erwiderte sie, „es ist ja spät genug."

Milada schickte alle zur Ruhe, ließ sich von Widma auskleiden und dann ihr weißes Negligé und ihren Schlafpelz reichen. Nachdem Widma ihr das Haar aufgelöst und mit einem purpurseidenen Band geknüpft hatte, zog sie ihr die kleinen, goldgestickten Pantoffel an.

„Bin ich schön?" fragte Milada lächelnd.

Widma, ohne den Kopf zu heben, nickte nur und lächelte: „Nur zu schön," erwiderte sie, „für diesen Mann, der Sie gar nicht verdient, Milada Petrowna."

Und sie hatte Recht. Die Erregung verlieh dem von den Goldwellen ihres Haares umflossenen Kopf Milada's einen ungewöhnlichen Reiz und Zauber, während ihr keuscher Leib, zur Liebe erschaffen, sich weich und üppig in den herrlichen Pelz schmiegte.

„So," sprach Widma, „ich bin fertig."

„Gut," erwiderte Milada, „dann kannst Du zur Ruhe gehen, Du hast Dich ohnehin heute genug ge-

plagt.“ Sie gab ihr ein Goldstück, das Widma begierig ergriff. Nachdem diese ihr noch die Hand geküßt hatte, entfernte sie sich leise und Milada saß jetzt allein in ihrem Boudoir und erwartete Heron.

Sie fragte sich noch einmal, ob die That, die sie in wenigen Minuten schon auszuführen beabsichtigte, ihr Gewissen in keiner Weise beschweren, ihr das Leben nicht für immer verbittern werde? „Nein,“ war die Antwort, die sie sich selbst gab. Was thut sie denn? — sie tötet eine lästige Fliege, eine Mücke, die ihr Blut saugt, das ist Alles.

Jetzt ertönte unter dem Fenster ein Pfiff. Das verabredete Zeichen.

Milada öffnete das Fenster und neigte sich hinaus in den Garten. Es war Heron. Er stand unten und stieg jetzt an dem Spalier herauf. Milada streckte ihm die Hand entgegen, er ergriff dieselbe und schwang sich durch das Fenster in die Stube.

Nachdem sie das Fenster wieder geschlossen hatte, gab er ihr die Schnur und den Revolver. Sie prüfte die Schnur und gürtete sich dann mit derselben.

„Ist es so richtig?“ fragte Heron, der etwas bleich war, und dessen Augen unheimlich glühten

„Ja, ich bin zufrieden," sprach Milada. „Du bist pünktlich und Du hast Alles auf das beste besorgt."

„Wie schön Du bist," sagte Heron, und als sie sich lächelnd auf dem Ruhebett niederließ, kniete er vor ihr nieder und begann sie mit seinen heißen, trockenen Lippen zu küssen.

Sie überließ sich eine Weile seinen Liebkosungen, dann stieß sie ihn sanft von sich.

„Genug," sagte sie, „höre mich jetzt an, ich habe Dir noch etwas wichtiges zu sagen, behalte es wohl. Wenn man Dich verhaftet, darfst Du nicht sofort gestehen, daß Du die That vollbracht hast, erst, wenn man mich Dir gegenüber stellen wird, dann erst kannst Du Alles zugeben, früher nicht, und nun komm, es ist Zeit."

Sie führte ihn in ihr Schlafgemach, verbarg ihn hier hinter dem Vorhang ihres Himmelbettes, kehrte dann in ihr Boudoir zurück, warf noch einen Blick in den Spiegel und klingelte.

Als Zacharin hereinkam, lag sie auf dem Tigerfell der Ottomane ausgestreckt und nickte ihm freundlich zu. Er setzte sich zu ihr und betrachtete ent-

zückt diese wie von feinsinniger Bildnerhand erschaffene Gestalt, dieses edel und weich gezeichnete Gesicht mit den frischen Farben und dem sanften Mund, diese milden, blauen Augen und das reiche, goldblonde Haar, dies Alles, das jetzt ihm gehörte, wie er meinte, für immer, das ihm niemand mehr streitig machen konnte. Er hielt ihre Hand in der seinen und fuhr fort, sie mit seinen Augen zu genießen. Er fühlte ihren warmen Atem und der Duft ihres üppigen Haares, ihres jugendschönen Leibes schwebte narkotisch um ihn. Ihr üppiger Mund schien nach Küssen zu verlangen. Es entging ihm vollständig, mit welchem unheimlichen Behagen ihre Augen auf ihm hafteten.

Zacharin beugte sich jetzt über ihren kleinen Fuß und preßte wiederholt seine Lippen auf denselben. Dann stand er auf, kniete neben der Ottomane nieder, schlang die Arme um Milada, und begann sie zu küssen. Sie gab sich mit geschlossenen Augen wie im Traume seinen Huldigungen hin, seinen Zärtlichkeiten, welche sie mit Abscheu und Zorn gegen ihn erfüllten. Sie hatte in diesem Augenblick die Empfindung, daß sie nicht nur ihr gepeinigtes, ge-

quältes Volk, sondern auch ihren keuschen, durch ihn entweihten Leib an ihm zu rächen hätte. Sie machte sich plötzlich mit einer fast heftigen Bewegung los, erhob sich, ging durch das Zimmer und blieb in der Nähe des Kamins, in dem ein helles Feuer brannte, stehen.

„Nun, kommst Du nicht zu mir?“ fragte er lächelnd.

Sie kämpfte noch einen Augenblick, dann war sie entschlossen. Rasch ging sie auf ihn zu und er zog sie auf sein Knie, um sie von Neuem mit Küssen zu bedecken.

„Heute machst Du mich vollends zu Deinem Sklaven,“ murmelte er.

Sie erwiderte nichts. Es schien sie zu frösteln. Sie zog langsam ihren Schlafpelz über der üppigen weißen Brust zusammen, verbarg ihre Hände in den weichgefütterten Aermeln und dann, während er seine Lippen auf ihren roten Mund preßte, löste sie spielend die Schnur, die um ihre Taille geschlungen war, und legte sie um seinen Hals.

„Was thust Du?“ fragte er.

„Ich mache Dich zu meinem Sklaven,“ erwiderte sie, „so willst Du es ja, nicht wahr?“

Er nickte und lachte hell auf.

Sie betrachtete ihr Opfer einen Augenblick aufmerksam, aber kalt. Dann schöpfte sie tief Atem.

Jetzt mußte es geschehen, jetzt oder gar nicht.

Sie zog die Schlinge zu, sprang auf und trat hinter ihn. Er griff mit den Händen nach dem Halse, aber es war zu spät.

Der Knoten that seine Schuldigkeit.

Im Kampfe gegen die Schnur, die ihm den Atem benahm, fiel er von der Ottomane herab und im nächsten Augenblick hatte ihm Milada das Knie auf den Nacken gesetzt. Sie drückte ihn auf das Tigerfell nieder, das übrige that die Schlinge.

Zacharin regte sich nicht mehr.

Langsam zog Milada das Knie zurück, aber sie hielt die Schnur noch immer in der Hand.

War er tot?

Es schien so. Aber sie mußte sicher gehen, und sie wagte es noch nicht, ihn anzurühren. Sie hatte eine Art Widerwillen vor dem Todten, der noch größer war als der Abscheu, den ihr der Lebende eingeflößt hatte.

Endlich sagte sie sich, daß sie nicht länger zögern

dürfe. Sie legte ihm die kalte Hand auf das Herz — es stand still. Es war kein Zweifel, Zacharin war tot.

Leise ging Milada bis zur Thüre ihres Schlafgemaches und rief Heron. Er trat ein, warf einen Blick auf Zacharin und dann auf Milada.

„Ist es geschehen?“ fragte er.

Sie nickte.

„Bist Du sicher, daß er tot ist?“

„Ja,“ erwiderte sie.

Heron trat zu ihm heran, untersuchte ihn genau und nickte dann mit dem Kopf. „Es ist geschehen,“ sprach er, „und nun, Milada, lebe wohl!“ Er reichte ihr die Hand, öffnete das Fenster und stieg rasch hinab.

Das Fenster blieb offen. Milada wartete so lange, bis er unten war, bis sie annehmen konnte, daß er den Garten verlassen hatte. Jetzt nahm sie den Revolver, den er ihr gebracht hatte, vom Kamin und schoß denselben gegen die Wand ab, so daß die Kugel die Portière durchlöcherte und dann erst in die Tapete eindrang. Im nächsten Augenblick ließ sie den Revolver auf den Teppich fallen, warf

sich vor der Ottomane nieder und begann laut um Hilfe zu schreien.

Es kamen rasch nach einander Widma, dann Fräulein Schnob, und zwei von den Dienern.

„Hilfe!“ rief Milada, das Gesicht in den Händen verborgen, „mein Mann ist ermordet, verfolgt den Verbrecher, verhaftet ihn, er floh zum Fenster hinaus.“

Während die Diener hinabeilten, waren Fräulein Schnob und Widma um Milada bemüht.

„Wie ist es geschehen?“ fragte Widma.

„Er hat meinen Mann mit einer Schnur erwürgt und als ich auf seinen Hilferuf herauskam, auf mich geschossen. Während ich hier niederfiel, gelang es ihm, sich durch das Fenster zu retten.“

Die Diener kehrten nach einiger Zeit zurück und meldeten, daß sie zwar Fußstapfen im Garten, aber sonst keine Spur von dem Mörder mehr entdeckt hätten.

Milada hatte indeß zum Polizeimeister geschickt, welcher bald auf dem Thatorte erschien und zuerst die Leiche des Gouverneurs, dann den Revolver und endlich die Fußstapfen im Garten in Augenschein nahm. Als er nun zurückkam, um Milada

zu befragen, erklärte diese mit matter Stimme, sie könne unmöglich antworten, sie bitte ihn, in einigen Stunden wiederzukommen. Während Fräulein Schnob und Widma Milada zu Bett brachten, ließ der Polizeimeister den ermordeten Gouverneur in sein Schlafzimmer bringen und dort auf das Bett legen, während er selbst den Strick löste und denselben ebenso wie den Revolver an sich nahm.

Ehe er ging, sagte er zu Fräulein Schnob: „Ich werde morgen, oder besser gesagt, heute im Laufe des Vormittags kommen. Haben Sie keinen Anhaltspunkt, wer der Thäter sein könnte?"

„Keinen," erwiderte Fräulein Schnob. „Es wäre denn, daß vielleicht jemand, den diese Heirat zunächst in seinen Berechnungen gestört hat, die Hand im Spiele hätte."

„Sie meinen doch nicht Frau Odowalska?" sagte der Polizeimeister betroffen.

Fräulein Schnob zuckte die Achseln.

XXXXVIII.

Milada erwachte erst zu Mittag. Sie hatte ruhig geschlafen, kein Traum hatte sie beängstigt, ja, sie fühlte sich wohl und heiter, als sie erwachte.

Dann fragte sie sich, was geschehen war. Hatte sie nur geträumt oder hatte sie Zacharin wirklich getötet? Nein, sie hatte nicht geträumt. Es war wirklich geschehen. — Wie war es aber möglich, daß sie keine Reue über diese That empfand, im Gegenteil, eine Art Befriedigung, welche ihr selbst unbehaglich und häßlich erschien.

Sie klingelte, und als Widma erschien, verlangte sie ihr Frühstück und nahm im Bette eine Tasse Chokolade, dann machte sie mit Hilfe Widma's Toilette, ließ sich von derselben frisieren und zog

ein einfaches schwarzes Kleid an, das dem Ernst der Sachlage am besten entsprach. Dann, nachdem sie noch, um bleicher zu erscheinen, ihr Gesicht gepudert hatte, ließ sie den Polizeimeister zu sich bitten.

Er kam sofort.

„Sie haben befohlen, Milada Petrowna?“ begann er, indem er, ihrer Einladung folgend, ihr gegenüber Platz nahm.

„Entschuldigen Sie,“ erwiderte Milada, „ich war gestern zu sehr aufgeregt, um Ihnen zu antworten und auch heute fühle ich mich noch viel zu leidend, zu schwach, als daß ich, wie es meine Pflicht war, zu Ihnen hätte kommen können, um in Ihrem Bureau meine Aussage niederzulegen. Ich bin noch wie im Traum. Ich habe Mühe, mir zu vergegenwärtigen, wie dies alles geschehen ist, es kam so überraschend, und ich war wie gelähmt in dem Augenblick, wo der Mörder entfloh.“

„Und Sie haben keinerlei Vermutungen, Frau Zacharin?“

„Doch,“ erwiderte sie, „und mehr als das.“

„Sie sind also nicht der Ansicht, daß hier ein gewöhnlicher Raubmord vorliegt?“

„Ganz und gar nicht,“ erwiderte sie.

„Sie haben also den Thäter erkannt?“ fragte der Polizeimeister nach einigem Zögern.

„Leider,“ erwiderte Milada.

„Halten Sie es für möglich, daß hier eine gewisse Dame ihre Hand im Spiele hat?“

„Eine Dame? Sie meinen Frau Odowalska? — Nein, ganz und gar nicht. Sie ist zwar meine Feindin, aber ich glaube nicht, daß ihr Haß gegen mich und meinen unglücklichen Gatten sie zu einer solchen That hätte treiben können.“

„Wer also ist der Thäter nach ihrer Ansicht?“

Milada zögerte.

„Wissen Sie etwas bestimmtes über ihn? Haben Sie ihn in der That erkannt?“

„Ja, ich habe ihn erkannt,“ entgegnete Milada, „obwohl er die Mütze tief in die Stirne gedrückt hatte und auch einen Rock trug, den ich sonst nicht an ihm gesehen habe. Ich habe mich nicht getäuscht, es war mein früherer Verlobter, Heron Bulitschew, niemand anders.“

„Nun kommt Licht in die Sache,“ sprach der Polizeimeister. „Ich war also vollständig auf

falscher Fährte, denn ich habe wirklich an Frau Odowalska gedacht. Und Sie sind vollkommen sicher, Milada Petrowna?"

„Ja, ich bin vollkommen sicher und umso mehr, als er mir ja diese That angedroht hat!" Sie stand auf, öffnete ein Kästchen, das auf einem kleinen Tischchen in der Nähe stand, nahm aus demselben den Brief Herons an sie und überreichte ihn dem Polizeimeister. Nachdem dieser den Brief aufmerksam gelesen hatte, nickte er zustimmend mit dem Kopf. „Wirklich, alles spricht dafür und wenn Sie ihn überdies erkannt zu haben glauben, so dürfen wir nicht länger zweifeln. Ich bitte Sie, mir nun genau zu erzählen, wie sich der Vorfall zugetragen hat."

„Ich war, nachdem mein Mann eingetreten war, in mein Schlafgemach gegangen, um noch die letzte Hand an meine Toilette zu legen. Konstantin Iwanowitsch war vom Champagner erhitzt und hatte das Fenster geöffnet. So viel ich weiß, saß er auf der Ottomane im Boudoir, den Rücken gegen das Fenster gekehrt. Plötzlich hörte ich ihn aufschreien und dann stöhnen. Ich trat rasch aus meinem Schlafzimmer heraus und sah Konstantin Iwanowitsch,

der vor der Ottomane lag, während ein Mann in einem dunklen Ueberrock, die Mütze in die Augen gedrückt, ihn mit einer Schnur würgte. Ich rief um Hilfe, da ließ der Mörder ihn los und schoß den Revolver auf mich ab. Ich wich zurück und so verfehlte die Kugel ihr Ziel. In dem Augenblick, wo er auf mich zielte, hatte ich ihn erkannt. Er sprang hierauf zum Fenster hinaus, und ich folgte ihm, laut um Hilfe rufend, bis mich eine Ohnmacht neben meinen Mann auf den Teppich niederwarf. So fanden mich meine Leute, als sie in das Zimmer eindrangen."

Der Polizeimeister hatte die Aussage Milada's zu Protokoll genommen und ließ dasselbe von ihr unterzeichnen. Dann faltete er das Papier zusammen, nahm den Brief Herons an sich und empfahl sich mit einer tiefen Verbeugung.

Während es dem Polizeimeister gelang, festzustellen, daß ein junger Mann, dessen Personbeschreibung mit jener, welche man ihm von Heron Bulitschew gegeben hatte, genau übereinstimmte, einige Tage vor dem Morde die Schnur, mit der Zacharin erwürgt worden war und den Revolver, den man

auf dem Teppich des Boudoirs gefunden hatte, gekauft hatte, wurde Heron selbst in Gostroma verhaftet.

Sofort nach seiner Einlieferung wurde er zum Verhör geführt. Der Instruktion gemäß, welche Milada Heron im letzten Augenblick gegeben hatte, leugnete er hartnäckig. Der Polizeimeister hielt ihm die Schnur vor, den Revolver, den Brief, und stellte ihm die Zeugen gegenüber, welche bestätigten, daß er bei ihnen die Schnur und den Revolver gekauft hatte. Trotzdem fuhr er fort zu leugnen und suchte Alles auf ein unglückliches Zusammentreffen verdächtiger Umstände zurückzuführen.

Nachdem der Polizeimeister, welcher ihr das peinliche einer Konfrontation mit dem Mörder ersparen wollte, alle Mittel erschöpft hatte, blieb ihm nichts übrig, als endlich doch Milada, welche im Nebenzimmer wartete, eintreten zu lassen.

Als sie etwas bleich, aber ruhig und majestätisch in ihrem schwarzsammtenen Zobelpelz hereinkam, ging ein leises Beben durch Heron's Körper.

„Leugnen Sie auch dieser Dame gegenüber?“ fragte ihn jetzt der Polizeimeister. „Sagen Sie ihm

doch selbst, Frau Zacharin, was Sie von der Sache wissen."

Milada blickte Heron mit ihren blauen Augen kalt an. „Sie leugnen, Heron Gregorowitsch? Das wird Ihnen wenig nützen, denn ich habe Sie in dem Augenblicke erkannt, wo Sie auf mich geschossen haben. Und dann dieser Brief, in dem Sie mir und meinem Mann den Tod angedroht haben."

Heron zuckte die Achseln. „Wenn Sie mich erkannt haben," sagte er kühl und gemessen, „dann will ich nicht länger bestreiten, daß ich es war, der Konstantin Iwanowitsch Zacharin aus der Welt geschafft hat, und ich glaube, damit eine gute That verrichtet zu haben."

„In wiefern?" fragte der Polizeimeister, „was für Motive haben Sie hierbei geleitet?"

„Sie fragen?" erwiderte Heron, während ein leichter Hohn seine Lippen umspielten, „gekränkte Liebe, Eifersucht und Haß gegen ihn, der unser armes Volk ausgesaugt und diese schreckliche, entsetzliche Not über dasselbe gebracht hat."

„Wollten Sie auch Frau Zacharin töten?"

„Ja," erwiderte Heron, „selbstverständlich."

„Weshalb schossen Sie dann nur einmal nach ihr?"

„Weil Sie schon vor dem Schusse um Hilfe gerufen hatte und sich bereits Schritte auf der Treppe vernehmen ließen, ich wollte mich rasch retten und zog es vor, sie am Leben zu lassen."

„Und weshalb trugen Sie bei Ihrer Verhaftung Bauernkleider?"

„Ich habe sie angelegt," erwiderte Heron, „um mich besser verbergen zu können."

„Das ist nicht wahr," erwiderte der Polizeimeister, „Sie haben diese Kleider schon getragen, ehe Sie den Mord verübt haben. Sie haben diesen Anzug gewählt, um in demselben das Volk besser aufwiegeln zu können. Wir wissen, daß Sie es waren, der die Bauern in Gostroma aufgehetzt hat, das Haus und die Wirtschaftsgebäude des Herrn Odowalski zu plündern und anzuzünden."

„Wenn Sie dies alles so genau wissen," erwiderte Heron lächelnd, „weshalb fragen Sie mich dann?"

„Sie haben sich auch politischer Umtriebe schuldig gemacht," fuhr der Polizeimeister fort, „wir wissen,

daß Sie der Tajnaja Druschina angehört haben. Wir haben es also hier auch mit einem politischen Mord zu thun."

„Nehmen Sie ihn, wie Sie wollen," gab Heron zur Antwort, „die Hauptsache für mich ist, daß die beleidigte Gerechtigkeit gerächt worden, daß die Welt um einen Schurken ärmer ist."

Der Polizeimeister befahl hierauf Heron in seine Zelle zurückzuführen und entließ Milada, indem er ihr respektvoll die Hand küßte.

XXXXIX.

An demselben Tage, an dem das erste Verhör Herons stattgefunden hatte, erschien Milada bei einem durch seine Geschicklichkeit und Ehrlichkeit bekannten Anwalt, um sich seines Beistandes zu versichern. Sie wollte alles aufbieten, um sich rasch in den Besitz des Vermögens zu setzen, das ihr Zacharin bei Lebzeiten verschrieben hatte.

„Weshalb diese Eile, Frau Zacharin?“ sagte der Advokat, den ihre Haltung und ihr ganzes Benehmen befremdete.

„Weshalb?“ erwiderte Milada mit einem trüben Lächeln, „wenn es sich um mich handelte, könnte ich warten, aber dieses Geld gehört nicht mir, sondern den Notleidenden.“

„Wie das?“ fragte der Anwalt erstaunt.

„Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, was mein Mann alles gefehlt und verschuldet hat. Ich fühle mich berufen, dies wenigstens teilweise gut zu machen, indem ich alles, was er mir hinterlassen hat, hingebe, um die schreckliche Not zu lindern.“

„Das ist edel von Ihnen, Frau Zacharin,“ rief der Anwalt, „und nun können Sie unbedingt auf mich rechnen. Ich werde Alles aufbieten, um die Sache rasch zu Ende zu führen.“

„Und vor Allem,“ sagte Milada, „bitte ich Sie darauf zu dringen, daß mir auf meinen Teil nur Bargeld und vor Allem die Getreidevorräte überwiesen werden.“

„Ich verstehe,“ sagte der Anwalt. Damit war die Unterredung zu Ende.

In wenigen Tagen war die Angelegenheit geordnet. Milada konnte frei über das ihr zugefallene Geld verfügen, sowie über die riesigen Getreidevorräte, welche Zacharin aufgespeichert hatte, und die man ihr auf Antrag ihres Anwaltes zugesprochen hatte.

Jetzt stand sie am Ziele. Sie empfand keine Gewissensbisse, keine Reue, nicht einmal jene Un-

ruhe, von der Verbrecher sonst gepeinigt werden. Aber sie wußte doch, daß es Unrecht war, zu töten, und daß sie dieses Unrecht auf sich geladen hatte. Ebenso ruhig wie sie sich zur That entschlossen und dieselbe ausgeführt hatte, fällte sie das Urteil über sich selbst. Sie wird sich selbst strafen, sie wird ihre That büßen bis an das Ende ihrer Tage, sobald sie erst wieder ihre Pflicht gethan und ihren unglücklichen Brüdern geholfen hat.

In diesen Tagen erfolgte ein vollständiger Umschwung in Bezug auf die Lage der Notleidenden. Fürst Wengerofskoj kam unerwartet aus Petersburg vom Zaren gesendet, und von der Zarin mit einem besonderen Auftrag an Vilia Paulowna versehen. Er stellte sich der Letzteren vollständig zur Verfügung. Alle faßten wieder Hoffnung und gingen freudig von Neuem an das Werk. Fürst Wengerofskoj beriet sich bei Bordinoff mit Boris, Vilia, den Mitgliedern des Komitees, Maimonoff, Platon Sassar und Ewa Glebowna, welche man gleichfalls auf das Andringen Vilia's zugezogen hatte.

Wengerofskoj hatte eine bedeutende Summe mitgebracht zur Linderung der Not. Boris stellte den

Antrag, die Regierung möge der außerordentlichen Sachlage gegenüber außerordentliche Maßnahmen ergreifen und vor allem auf sämtliche Getreidevorräte Beschlag legen.

Fürst Wengerofskoj, der unbeschränkte Vollmacht hatte, erklärte sich einverstanden und traf sofort die nötigen Verfügungen.

Mitten in der Beratung wurde Milada Petrowna gemeldet. Vilia ging ihr entgegen und führte sie in den vertrauten Kreis ein. Milada, ganz in Schwarz gekleidet, ernst und ruhig, bat um das Wort und erklärte, daß sie Alles, was sie von ihrem Gatten erhalten habe, zu Gunsten der Notleidenden zur Verfügung stelle, sowohl die riesigen Getreidevorräte, als ihr ganzes Barvermögen. „Konstantin Iwanowitsch hat nicht geringe Schuld an dem Unglück, das jetzt eingetreten ist,“ sagte sie, „ich als seine Witwe will gut zu machen versuchen, was er gesündigt hat, und dann, arm wie ich gekommen, von hinnen gehen.“

„Das ist edel, das ist groß von Ihnen,“ rief Vilia und schloß Milada in ihre Arme. Alle Anwesenden sprachen ihr ihre Bewunderung aus.

„Ich bitte,“ wendete sie ein, „Sie beschämen mich, ich verdiene dies Alles nicht. Was ich thue, ist einfach meine Pflicht.“

Nun wurde eine rastlose Thätigkeit entfaltet. Milada selbst öffnete ihre Vorratskammern und verteilte einen Teil des aufgespeicherten Getreides an die hungernden Bauern, zur Aussaat für das kommende Frühjahr. Zugleich errichtete sie in allen Dörfern der Umgebung Volksküchen, Bäckereien und Spitäler, berief Aerzte und legte überall selbst Hand an, wo es nötig erschien. Mit wahrer Todesverachtung ging sie zu den Typhuskranken und Sterbenden, unbekümmert um die Gefahren, die ihr selbst drohten. Ihr Beispiel wirkte Wunder und gab allen Mut, sich gleichfalls aufzuopfern.

Es waren schreckliche Szenen, die sich jetzt vor Milada's Augen entrollten, als sie in den Dörfern von Hütte zu Hütte ging, um selbst jene aufzusuchen, die der Hilfe zumeist bedürftig waren. Sie traf viele ganz nackt an, andere hatten, da sie kein Holz mehr besaßen, damit begonnen, ihre Hütten zu zertrümmern, nachdem sie vorher schon die Dächer abgedeckt hatten, um ihr Vieh damit zu füttern. In

manchen Häusern fehlte jede Einrichtung. Viele der Hungernden konnten nicht mehr auf den Füßen stehen. Andere, als man ihnen Brot reichte, aßen mit solcher Gier, daß Milada mehr als einmal fürchtete, sie würden daran ersticken. Es gab Unglückliche, die wahnsinnig geworden waren, durch Entbehrung und durch den Schmerz über das Hinsterben der Ihren, zahllose Kranke, viele Tote, die nicht einmal ordentlich begraben, sondern nur notdürftig verscharrt waren, so daß infolge dessen mit Eintritt der heißen Jahreszeit neue Epidemien zu besorgen waren.

Ueberall griff Milada mit einer Energie ein, welche die Männer beschämte. Sie kannte keine Furcht, keine Ermüdung, man sah sie weder essen noch schlafen. Es erschien wie ein Wunder, daß sie dies alles leisten konnte, ohne sich nur die geringste Erholung zu gönnen. Mit ihr zusammen wirkten Boris, Vilia, Maimonoff und Fürst Borodinoff nach Kräften.

Die Regierung hatte indessen auf die Getreidevorräte der Getreidewucherer Beschlag gelegt und da es an Zugvieh fehlte, um die Gemeinden mit den Spenden, die man ihnen zugedacht hatte, zu

versorgen, requirierte man einfach Soldatenpferde. In allen Dörfern wurde jetzt regelmäßig Getreide, Brot, und so viel als möglich auch Suppe und Thee verteilt. Langsam wurde man des Notstandes Herr und alle Welt faßte wieder Vertrauen und Hoffnung.

XXXXX.

An dem Tage, wo Heron vor Gericht stand, war der Saal so überfüllt, daß ein großer Teil des Publikums keinen Einlaß finden konnte. Die ganze vornehme Gesellschaft der Gouvernementsstadt hatte die ersten Reihen der Sitze usurpiert. Man war ebenso gespannt, den Angeklagten zu sehen, als die junge schöne Witwe des Gouverneurs, welche auf der Zeugenbank erscheinen sollte, und Boris Dobruskin sprechen zu hören, denn er hatte die Verteidigung des Angeklagten übernommen.

Endlich trat der Gerichtshof ein. Der Angeklagte wurde vorgeführt, nach ihm erschienen die Zeugen. Milada, dunkel gekleidet, mit einer bescheidenen Würde, welche ihr sofort alle Sympathien gewann.

Das Verhör dauerte nicht lange, da Heron Alles,

was man ihm zur Last legte, zugab. Milada wiederholte die Erzählung des Vorganges genau so, wie sie dieselbe bei dem ersten Verhör zu Protokoll gegeben hatte.

Der Prokurator hielt eine längere Rede, in welcher er die That des Angeklagten vom moralischen und politischen Gesichtspunkt aus beleuchtete, über die Verderbnis der Jugend klagte und der Thätigkeit der geheimen Gesellschaften alles Unheil, alles Elend in Rußland zuschrieb. Schließlich beantragte er für Heron Bulitschew lebenslängliche Zwangsarbeit in Sibirien.

Jetzt erhob sich Boris Dobruskin. Eine allgemeine Bewegung ging durch den Saal. Heron heftete die Augen erwartungsvoll auf ihn. Er verstand offenbar nicht, wie man nach dem, was vorgefallen war, was er zugestanden hatte, irgend etwas zu seinen Gunsten sagen könnte.

Nachdem Boris Alles, was man Heron zur Last legte, zugestanden und die gesetzliche Seite der Sache kurz beleuchtet hatte, schloß er mit folgenden Worten:

„Hier steht ein armer, sündhafter Mensch vor

Gericht, — ein Einzelner? — nein, irrt Euch nur nicht, ein ganzes Volk steht vor Gericht, ein ganzes Staatswesen, wir alle.

Er bekennt sich schuldig, einem Geheimbund zum Umsturz der bestehenden Regierung und Gesellschaftsordnung angehört zu haben. Wer zwang ihn dazu, seine Ideen, seine Grundsätze, die vielleicht ehrlich ausgesprochen und diskutiert, uns allen Vorteile gebracht hätten, zu verbergen, zu vergraben? Wir, unser Regierungssystem.

Er hat zugegeben, daß er einem der Geheimbunde angehört hat, welche bei uns in Rußland so zu sagen zum Lebensbedarf des Volkes gehören, wie das tägliche Brod. Woher diese abnorme, an das Wunderbare streifende Erscheinung? Die Antwort ist sehr einfach: Alle diese Geheimbunde, alle diese Verschwörungen sind wieder nur die Folge unseres Regierungssystems. Sie entstehen naturgemäß, weil die freie Meinung bei uns geknebelt ist, ebenso die Presse, weil keine Vereine, keine Versammlungen gestattet sind, vor allem aber weil keine Körperschaft besteht, in der das Volk das Wort ergreifen, seine Interessen verteidigen, seinem gepreßten Herzen

Luft machen kann. Alle diese Dinge, die man für so gefährlich hält, sind vielmehr wohlthätige, nachahmungswerte Einrichtungen, sie sind die Sicherheitsventile eines Staates, welche das Unheil nicht heraufbeschwören, sondern demselben steuern und jede Bewegung der Geister und der Meinungen, die sonst früher oder später zur Revolution führen muß, auf die gesetzliche Bahn leiten.

Der Angeklagte gesteht auch zu, gemordet zu haben. — Wen hat er aber getötet? Den Mann, der ihm seine Geliebte genommen hat, der das Volk aussog, für das zu sorgen, dessen Wohl zu vertreten seine Pflicht war, weil er Not, Elend, Verzweiflung über Tausende und wieder Tausende gebracht hat!

Der, den er getötet hat, war schuldiger als er. Das Unrecht dieses Unglücklichen war nur, daß er sich zum Richter aufgeworfen hat, daß er meinte, ein Verbrechen durch ein anderes sühnen zu können. Das ist das Verwerfliche, das Entsetzliche seiner Handlungsweise.

Sie enthüllt uns alle Schrecken der moralischen Verwirrung, in der sich unsere Volksseele, in der wir alle uns befinden. Wer hat aber dieselbe hervorgerufen und erzeugt?

Ihr selbst!

In einem Staate, in dem die Diener des Gesetzes, die Wächter des Rechtes zu Dieben und Henkern werden, ist es nicht so überraschend, daß auch die Freunde des Volkes sich in Räuber und Mörder verwandeln. Sie zahlen Euch in der Münze zurück, die ihr selbst seit Jahrhunderten ausgegeben habt.

Diese falsche Bildung, die zur Hamletstimmung, zur Verzweiflung oder zur Genußsucht und Sittenlosigkeit führt, sie kommt von oben und mußte allmählich die unteren Schichten des ganzen Volkes ergreifen. Wie sagt doch unser Lermontow: „Des Alters Weisheit und der Jugend Sünden, das erbten wir."

Lernt verstehen, daß das Leben kein Scherz und kein Spiel und auch kein Genuß ist, wie ein anderer großer Poet Rußlands gesagt hat, sondern eine schwere Arbeit. Entsagung, beständige Entsagung, das ist sein geheimer Sinn, das ist sein Rätselwort.

Es ist nicht genug, daß Jesus Christus Euch erlöst hat, Ihr selbst, ein jeder muß sich täglich erlösen durch das Leiden, die Mühe und die Arbeit, die er in Liebe auf sich nimmt für alle Andern.

Und deshalb sollt Ihr nicht richten.

Ihr sollt nicht richten, Ihr sollt nicht strafen, Ihr sollt nur heilen, erleuchten, bessern!

Behandelt den Verbrecher als einen Kranken oder einen Unwissenden. Macht ihn unschädlich, macht ihn gesund, belehrt ihn, aber mißhandelt ihn nicht, vergeltet nicht Böses mit Bösem.

Heron Bulitschew ist kein Mörder, er ist nur der Henker, der das Urteil eines Volkes vollzogen hat, ohne dazu ermächtigt worden zu sein. Er ist kein Verbrecher, nur ein Opfer unseres Staatswesens, unserer gesellschaftlichen Ordnung, unserer zweifelnden und verzweifelnden gottlosen Zeit.

Indem Ihr ihn richtet, richtet Ihr Rußland, indem Ihr ihn verurteilt, verurteilt Ihr Euch selbst.

Ihr meint Großes gethan zu haben und Großes im Sinne zu haben. Ich aber sage Euch, jener Staat erscheint uns heute kleinlich, ja erbärmlich, dessen Ruhm nur in Siegen und Eroberungen besteht. Euer Ehrgeiz soll nicht sein, Kriege zu führen, Blut zu vergießen, Siege zu erfechten, ein Stück Land mehr zu besitzen, sondern das Land, das Ihr habt, glücklich zu machen.

Laßt Jedem seinen Glauben, seine Meinung frei bethätigen, aber lehrt ihn dies in einer Weise zu thun, welche den Glauben, die Meinung Anderer in keiner Richtung herabsetzt oder einschränkt, denn die wahre Freiheit ist duldsam, wie die wahre Liebe.

Rottet die Wollust, die Unzucht aus, die kein Naturtrieb, die nur eine Giftblüte der Kultur ist. Macht es zwei Menschen, die sich angehören wollen, möglich, ohne Umstände eine Ehe zu schließen und ebenso ohne Umstände auseinanderzugehen, sobald sie sich nicht mehr wollen und bereit sind, für ihre Kinder zu sorgen. Es ist besser, ein Mensch heiratet zehn Mal, als er begeht tausend Mal Unzucht.

Lehrt in den Schulen nicht so viel Unnützes, lehrt nur, was nützlich für das Leben, und vor allem den Glauben an Gott, an eine edle Bestimmung des Menschen, an ein Fortleben nach dem Tode; die Nächstenliebe, die Achtung vor dem Oberhaupte und den Gesetzen des Staates. Kämpft in der Schule gegen die Selbstsucht, gegen die Habgier, den Neid, den Haß, die Völlerei, statt sie zu mehren, wie Ihr es thut.

Sättigt alle, die Hunger haben, auch jene, die

hungern nach Wahrheit, Wissen, Schönheit, Liebe. Und das uralte Problem, an dem die Menschheit krankt, ist gelöst. Gleicht aus — Recht, Reichtum, Wohlbefinden und Wissen, die einen haben zu viel davon, die andern zu wenig.

Gebt allen Arbeit, Allen, die Arbeit wollen, lehrt jene arbeiten, die es nicht können und zwingt jene zu arbeiten, die nicht arbeiten wollen. Jene aber, die zuletzt doch wilde Tiere bleiben, die nur vom Mord, vom Raub anderer leben wollen, sendet in fremde Weltteile, laßt sie dort mit wilden Menschen, wilden Tieren und den Plagen des Klimas kämpfen und auf diese Weise dem Fortschritte der Menschheit dienen und der Wohlfahrt jener, welche die Arbeit suchen, und Frieden und Liebe.

Gebt endlich auf, das Rad der Welt aufhalten zu wollen, blickt nicht nach rückwärts, damit ihr nicht eines Tages als unnützer Ballast über Bord geworfen werdet, geht vorwärts mit der Zeit und die Zeit wird Euch vorwärts tragen.

Glaubt mir, Eure Zeit, die Zeit des Frostes, der Starrheit, des Winterschlafes ist vorbei.

Ihr wollt gegen den Frühling kämpfen! Diese

Ideen, gegen die Ihr ringt, schweben in der Luft wie das Wehen des Lenzes, wie Maienduft. Schon treibt es und knospet es, bald wird Alles in Blüte stehen.

Auf Bajonette und auf Kutten läßt sich kein Reich in unserer Zeit begründen.

„Auf drei Dingen steht die Welt," sagt der Talmud: „Auf Wissenschaft, Gottesdienst und Wohlthätigkeit." Auf drei Dingen steht die Welt: „Auf Gerechtigkeit, Wahrheit und Frieden."

Als Boris geendet hatte, herrschte einige Augenblicke tiefe, andächtige Stille. Dann ging es durch das Publikum wie ein großer Atemzug. Ein lautes Murmeln folgte, hie und da hörte man weinen. Seine Worte hatten auf alle eine große, unbeschreibliche Wirkung geübt, der sich auch der Gerichtshof nicht entziehen konnte.

Nachdem die Geschworenen den Angeklagten schuldig gesprochen, demselben jedoch mildernde Umstände zuerkannt hatten, zog sich der Gerichtshof zurück und kehrte nach kurzer Beratung wieder, um das Urteil zu verkünden, das auf zehn Jahre Zwangsarbeit in Sibirien lautete.

In diesem Augenblick richtete Milada den ruhigen Blick ihrer blauen Augen auf Heron.

Er verstand sie. Er war vollkommen ruhig. Er hatte erfahren, daß sie in der That alles, was Zacharin ihr vermacht hatte, ihren ganzen Reichtum, für die Hungernden geopfert hatte.

Er wußte, daß sie Wort halten, daß sie nachkommen würde in das Land der Verbannung, daß er sie wiedersehen würde.

XXXXXI.

Milada hatte endlich das Letzte hingegeben. Sie hatte ihre Möbel verkauft, ihren Schmuck, ja sogar ihre Kleider und ihre Wäsche. Zuletzt war ihr nichts geblieben als der Bauernanzug, den sie am Leibe hatte und die kleine Summe, welche sie zur Reise nach Sibirien nötig hatte.

In aller Stille nahm sie Abschied von der Gruppe der „Tajnaja Druschina,“ der sie angehört hatte, von Boris und Vilia, welche sie noch bis auf den Bahnhof begleiteten.

Als sie im Wagen saß und der Zug sich in Bewegung setzte, atmete sie auf. Jetzt war das Leben für sie vorbei und die Buße begann. Die Welt, in der sie gelebt hatte, versank hinter ihr und eine neue sollte ihr erstehen, dort, wo die Sonne auf=

ging, wo das erste Licht die Küste und die Berge Ostasiens traf. Sie war ruhig und zufrieden. —

Heron war mit dem nächsten Transport nach Ostsibirien bis an die Grenze des chinesischen Hochlandes gebracht worden.

Hier war die Erde noch in jenem paradiesischen Zustand, wie am letzten Schöpfungstage. Weithin dehnten sich unbewohnte Gebiete, Steppen und Urwälder aus, weithin wohnte kein Mensch, war die Wildnis, die jungfräuliche Erde.

Als der Kommandant des letzten Postens die Verbannten musterte, stellte er ihnen die Wahl frei, zwischen Sklaverei und Freiheit, Arbeit in den Bergwerken, oder der Ansiedlung fern von den Wohnungen der Menschen.

„Es gehört Mut dazu," sprach er, „als Pioniere in den Urwald hinauszugehen. Jenseits unserer Grenze lauern die Mongolen, stets bereit zu rauben, zu plündern und zu morden. Die Freiheit bedeutet hier den Kampf mit der Natur, mit wilden Tieren, mit räuberischen Nachbarn, vielleicht den Tod."

Heron zögerte keinen Augenblick, er wählte für sich die Freiheit und den Kampf.

Ein paar Kosaken führten ihn tief in die Wildnis hinein, in eine Gegend, die noch kein Menschenfuß betreten hatte, an einen Ort, der ferne dem letzten bebauten Landstrich, ferne den letzten Spuren der Kultur lag. Und hier überließen sie ihn seinem Schicksal. Er hatte das nötige Werkzeug mitbekommen, einen Pflug, ein Pferd, Saatkorn, eine Flinte, Munition und einen großen Wolfshund.

Die erste Zeit brachte er unter einem Zelte zu, das er sich nach der Art der Nomaden aus den Häuten erlegter Tiere errichtet hatte. Er begann Bäume zu fällen, baute sich ein Blockhaus, machte ringsum eine ansehnliche Strecke urbar und pflügte und säete dann zum ersten Male.

Es war an einem Frühlingsabend. Er kam gerade von der Jagd, ein geschossenes Reh um die Schultern geworfen, da saß Milada auf der Schwelle seines Hauses, in den Kleidern einer russischen Bäuerin, ein kleines Bündel, das etwas Wäsche enthielt, einen Stock und einen Revolver neben sich.

Sie hatte Wort gehalten.

Lächelnd streckte sie ihm die Hand entgegen. „Ich kann nicht aufstehen, um Dich zu begrüßen," sprach sie, „ich bin todmüde, ja, ich glaube sogar, daß meine Füße wund sind."

Sie blieb nun bei ihm.

Eines Tages kam ein wandernder Mönch, ein Missionär, kehrte bei ihnen ein und gab ihrem Bündnis den kirchlichen Segen. Als er sie verlassen hatte, waren sie wieder allein und blieben es lange Zeit. Milada zeigte sich in allem als eine treue Gefährtin des Verbannten, dessen Schicksal sie in jeder Beziehung tapfer teilte. Sie war an seiner Seite, als er den ersten großen Bären tötete, und als mongolische Reiter ihre Ansiedelung überfielen. Drei der Räuber blieben tot auf dem Kampfplatz, aber leider verloren sie bei dieser Gelegenheit ihr Pferd durch den Giftpfeil eines fliehenden Mongolen.

Vorläufig empfanden sie den Verlust nicht sonderlich. Sie arbeitete mit ihm und keine Mühe, keine Anstrengung, keine Entbehrung erschien ihr groß genug. Sie fällten Bäume und bereiteten sich Brennholz für den Winter vor, sie machten Heu,

sie ernteten ihr Getreide und gingen zusammen auf die Jagd.

Als es im Herbst von Neuem zu pflügen und zu säen galt, wußten sie sich zu helfen. Milada spannte Heron in den Pflug und während er denselben zog, pflügte sie und half ihm dann bei der Aussaat.

Wieder einmal statteten ihnen mongolische Reiter einen Besuch ab und diesmal war das Schicksal ihnen günstig. Sie verjagten nach kurzem Gefecht die Feinde und erbeuteten zwei Pferde, die hier in der Wildnis von unschätzbarem Werte für sie waren.

Es war ein hartes Leben, das sie in dieser Einöde führten, ein Leben voll Entbehrung, aber sie fanden in der Buße, die sie sich auferlegt hatten, in der Arbeit für das Gemeinwohl Ruhe und Frieden.

Als der Herbst vorgeschritten war, begann Heron in einem nahen Felsenberge Steine zu brechen und eine Straße zu bauen.

Milada stand eben beim Herde und kochte, da hörte sie ihn draußen singen und horchte auf. Es

war das Lied der sibirischen Sträflinge von Nekrássow, das er sang:

„Wir wollen frieren, wollen schwitzen,
Ertragen Durst und Hungerpein,
Ein jeder Stein wird Rußland nützen,
Und *unsere* Hand gab diesen Stein.“

Ende.

Adolf Riese, Saalfeld i. Th.